

Gemeinde im Wandel

Volkskundliche Gemeindestudien in Europa

herausgegeben von
Günter Wiegemann



F. COPPENRATH VERLAG

Gemeinde im Wandel

Volkswissenschaftliche Gemeindestudien in Europa

herausgegeben von
Günter Wiegmann

Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland
herausgegeben von der
Volkskundlichen Kommission für Westfalen
Landschaftsverband Westfalen-Lippe

Heft 13

Gemeinde im Wandel

Volkskundliche Gemeindestudien in Europa

herausgegeben von
Günter Wiegemann

Münster 1979

Gemeinde im Wandel

Volkskundliche Gemeindestudien in Europa

Beiträge des 21. Deutschen Volkskundekongresses
in Braunschweig (5. - 9. Sept. 1977)

Im Auftrag
der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde
herausgegeben von
Günter Wiegemann



F. COPPENRATH VERLAG

Inhaltsverzeichnis

| | |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Einführung | 9 |
| I. STAND UND AUFGABEN KULTURANTHROPOLOGISCHER GEMEINDESTUDIEN IN EUROPA | 13 |
| John W. Cole: Gemeindestudien der Cultural Anthropology in Europa | 15 |
| Bjarne Stoklund: Zum Ansatz und theoretischen Hintergrund der Gemeindestudien in Skandinavien | 33 |
| Józef Burszta: Methoden und Resultate der ethnologischen Untersuchungen lokaler Gemeinschaften in Polen | 47 |
| Károly Gaál: Stand und Aufgaben der Gemeindestudien in Österreich | 57 |
| Günter Wiegmann: Gemeindestudien in Deutschland. Trends – Probleme – Aufgaben | 67 |
| Ina-Maria Greverus: Kulturökologische Aufgaben im Analyse- und Planungsbereich | 87 |
| Utz Jeggle: Krise der Gemeinde – Krise der Gemeindeforschung | 101 |
| II. KULTURELLES GEFÜGE UND KULTURELLER WANDEL IN MIKROANALYSE | 111 |
| Tamás Hofer: Gegenstände im dörflichen und städtischen Milieu. Zu einigen Grundfragen der mikroanalytischen Sachforschung | 113 |
| Ruth-E. Mohrmann: Wandel und soziale Unterschiede im ländlichen Wohninventar des 19. Jahrhunderts. Das Beispiel Greene | 137 |
| Bärbel Kerkhoff-Hader: Soziokulturelle Ausprägungen in Gewerbedörfern der Südwesteifel | 153 |
| Herbert Schwedt: Stadtfest und Stadtstruktur | 167 |
| Albrecht Lehmann: Ortsbewußtsein in einem Arbeiterdorf. Einflüsse der Gemeindereform | 173 |
| Ulrich Wilkens: Kommunalwesen und Agrarreformen. Kulturelle Aspekte der Statistik im holsteinischen Gutsbezirk | 187 |
| Erika Haindl: Kulturanalyse in einer "historischen" Kleinstadt als Grundlage für kommunalpolitische Planungsaufgaben und Sozialaufgaben | 193 |
| Annemie Schenk: Interethnische Gemeindeforschung in Siebenbürgen | 201 |
| Nina Haller von Hallerstein, Manfred Teufel: Kleine Gemeinde zwischen Marginalität und Anpassung am Beispiel Südwestirlands | 209 |

Titelbild: Velmede 1961 (Freigabe durch Reg. Präs. Münster Nr. 2168/61; Hansa Luftbild, Münster)

ISBN-Nr.: 3-920-192-80-X
VVA-Nr.: 297/000 80-9
Copyright 1979/ G. by F. Coppenrath Verlag, Münster
+ Herausgeber
Alle Rechte vorbehalten, auch auszugsweise
Printed in Germany
Imprimé en Allemagne

Verzeichnis der Mitarbeiter

Prof. Dr. Józef Burszta, ul. Słoneczna 4/2, PL-60-286 Poznań/Polen

Prof. Dr. John W. Cole, Department of Anthropology, University of Massachusetts, Amherst, MA 01003/USA

Prof. Dr. Károly Gaál, Institut für Volkskunde, Hanuschgasse 3, A-1010 Wien 1

Prof. Dr. Ina-Maria Greverus, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Beethovenstr. 59, 6000 Frankfurt 1

Erika Haindl, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Beethovenstr. 59, 6000 Frankfurt 1

Nina Haller von Hallerstein, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Beethovenstr. 59, 6000 Frankfurt 1

Dr. Tamás Hofer, Szilágyi E. fasor 17, H-1026 Budapest/Ungarn

Doz. Dr. Utz Jeggle, Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft, Schloß, 7400 Tübingen

Dr. Bärbel Kerckhoff-Hader, Am Römerlager 27, 5300 Bonn 1

Dr. Albrecht Lehmann, Seminar für Deutsche Altertums- und Volkskunde, Holstenwall 24, 2000 Hamburg 36

Dr. Ruth-E. Mohrmann, Volkskundliches Seminar, Domplatz 23, 4400 Münster

Annemie Schenk, Schanzenstr. 38, 6143 Lorsch

Prof. Dr. Herbert Schwedt, Deutsches Institut der Universität, Volkskundliche Abteilung, Jakob-Welder-Weg 18, 6500 Mainz

Prof. Dr. Bjarne Stoklund, Institut for Europäisk Folkelivsforskning, Brede Allé 69, DK-2800 Lyngby

Manfred Teufel, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Beethovenstr. 59, 6000 Frankfurt 1

Prof. Dr. Günter Wiegmann, Volkskundliches Seminar, Domplatz 23, 4400 Münster

Ulrich Wilkens, Seminar für Volkskunde, Olshausenstr. 40-60 (N 1 a), 2300 Kiel

EINFÜHRUNG

GÜNTER WIEGELMANN

I.

Gemeinde im Wandel - das ist hierzulande ein aktuelles Thema; denn die in der Mitte des 19. Jahrhunderts beginnende Angleichung der Dörfer an die Stadt geriet - nach einem ersten Höhepunkt um 1900 - anscheinend seit den fünfziger Jahren in die beschleunigte Endphase. Die Auflösung zahlreicher dörflicher Volksschulen, der Verlust der gemeindlichen Selbständigkeit durch die städtische Eingemeindungswelle sind die jedermann sichtbaren Zeichen der letzten Jahrzehnte.

Diese radikale Verstädterung der mitteleuropäischen Dörfer bewirkte einen soziokulturellen Wandel, den man in Tiefe und Ausmaß am ehesten mit der spätmittelalterlichen Agrarkrise vergleichen kann. Damals verödeten die Dörfer, es war die Zeit ländlicher Wüstungen, jedoch aufblühender Stadtkultur. Heute veröden kaum Dörfer. Sie wachsen an Einwohnerzahl, sie verstädtern in Ortsbild, Sozialstruktur und Lebensstil. Westdeutschland scheint zu einer riesigen Stadtlandschaft zusammenzuwachsen.

II.

Diesen Kulturwandel sucht die Volkskunde seit Jahrzehnten durch Gemeindestudien zu erfassen, nach Gründen und Auswirkungen zu analysieren. Bereits vor einem Jahrzehnt (1968) lud A. Jorge Dias zu einer Arbeitskonferenz über Ansätze der Gemeindestudien in Europa nach Lissabon ein. Damals konnten Forschungsberichte aus Polen, Portugal und Spanien, aus der Slowakei, den Niederlanden und aus Westdeutschland vorgelegt werden (s. *Ethnologia Europaea* 6. Jg. 1972). Der 19. Deutsche Volkskundekongreß (1973) war ganz dem Thema "Stadt-Land-Beziehungen" gewidmet (Kaufmann 1975). Dennoch mangelt es an einer generellen Diskussion der Forschungsansätze und Ziele, ebenfalls an einer Koordination der Studien. Derartiges gelang allenfalls im Rahmen einiger Regionen (vgl. Daun 1972) und Schulen, z.B. der der Cultural Anthropology (s. u. Cole). Da derartige Fragen - trotz einer beachtlichen Dichte von Einzelstudien - im deutschsprachigen Bereich noch kaum geklärt sind, war ein eigener Kongreß über Gemeindestudien besonders dringlich.

Dabei standen mehrere Ziele im Mittelpunkt. Die überwiegend aus dem deutschsprachigen Gebiet kommenden Teilnehmer sollten sich mit den Ansätzen und Ergebnissen anderer in Europa wichtiger Richtungen auseinandersetzen. Deshalb wurden Übersichtsreferate über Studien der Cultural Anthropology, der polnischen und skandinavischen Schulen vorgetragen. Durch das Grundsatzreferat von Tamás Hofer sind ferner wichtige Aspekte ungarischer Gemeindestudien abschätzbar.

Nimmt man diese Beiträge mit den Länderreferaten der Lissaboner Tagung zusammen (vgl. auch Dias 1968/69), so erhält man beachtliche Anhaltspunkte, um die Trends in Europa abschätzen zu können, wenn auch zu beachten bleibt, daß größere Teile Westeuropas, Ost- und Südosteuropas damit noch nicht erfaßt sind. Wenn Gemeindestudien jedoch weiter so intensiv verfolgt werden wie in den letzten Jahrzehnten, wird es sicherlich demnächst möglich, einen gesamteuropäischen Sammelband zu publizieren, um der gegenseitigen Information eine neue Grundlage zu schaffen und einer besseren Koordination der Studien vorzuarbeiten. Denn der individualisierende Ansatz der Gemeindestudien fordert dringend eine überregionale Abstimmung in den Themen und Methoden.

Das zweite Ziel des Kongresses war es, eine gewisse Übersicht über die Ansätze und laufenden Arbeiten im deutschsprachigen Bereich zu erreichen. Auch dieses Ziel war nur zum Teil zu bewältigen. Neben den Übersichtsreferaten für Österreich und Deutschland konnte die Schweiz nicht mehr zu Wort kommen, obwohl dort Gemeindestudien eine lange, dichte Tradition haben. Der Versuch, ein Referat über die Studien in der DDR zu erhalten, führte leider zu keinem Erfolg. Aber auch von den laufenden Studien in Westdeutschland war nur ein Teil einzuplanen. Die in Begleitpublikationen vorgestellten weiteren Ansätze (s. Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 73/1, 1977; Cox/Matter 1978) bieten eine gewisse Ergänzung, obwohl selbst dadurch noch nicht alle derzeit verfolgten Ansätze genannt sind.

III.

Die Gliederung dieses Bandes folgt nicht genau dem Verlauf des Kongresses. Der einleitende, grundsätzliche Vortrag vom Tamás Hofer - auf dem Kongreß in einer öffentlichen Veranstaltung vorangestellt - leitet hier den Teil II ein. Die auf der abschließenden Sitzung "Ansätze künftiger volkskundlicher Gemeindeforschung" vorgetragenen Beiträge von Ina-Maria Greverus und Utz Jeggle wurden dem Teil I angefügt. So ergibt sich für den Leser eine klarere Gliederung in zwei große Kapitel. - Da die auf einer Abendveranstaltung von Ingeborg Weber-Kellermann vorgebrachten Erläuterungen zu dem Film "Jugendliche sehen ihr Dorf. Zum Beispiel Sterzhausen" ohne den Film ein Torso bleiben, verzichtete die Autorin auf einen Abdruck im Kongreßband.

Die Referenten wurden gebeten, Argumente der Diskussion nach Möglichkeit in der Druckfassung zu berücksichtigen. Zudem stand es jedem frei, Gedanken und Erörterungen, die im mündlichen Vortrag aus Zeitgründen beiseite bleiben mußten, nun wieder einzufügen. Die Autoren schlossen ihre Manuskripte in der ersten Hälfte des Jahres 1978 ab.

Es ist mir ein Anliegen, allen aufrichtig zu danken, die durch ihre Hilfe den 21. Deutschen Volkskundekongreß und die Drucklegung dieses Bandes ermöglichten. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft und das Kultusministerium des Landes Niedersachsen finanzierten den Kongreß mit Zuschüssen. Der Direktor des Städtischen Museums Braunschweig, Dr. Gerd Spies, leitete mit seinen Mitarbeitern die Organisation am Orte umsichtig. Zudem vermittelte er einen Zuschuß der Stadt, der nicht zuletzt zur Finanzierung des Kongreßbandes verwandt wurde. Die organisatorischen Fäden liefen wiederum bei Herrn Dr. Dietmar Saueremann, Mün-

ster, zusammen. - Die Volkskundliche Kommission für Westfalen war so hilfreich, den Kongreßband in ihre Publikationsreihe aufzunehmen. Allen freundlichen Helfern sei bestens gedankt.

Danken möchte ich insbesondere den Referenten des Kongresses und Autoren dieses Bandes für ihre bereitwillige Zusammenarbeit, vor allem den Kollegen aus dem Ausland. Ihrer aller Arbeit prägte das Niveau des Kongresses und markiert den Rang dieser Publikation. Es bleibt zu hoffen, daß die Gemeindestudien in Europa dadurch neue Impulse erhalten.

Literatur

- Cox, H.L. (Hrsg.)/Matter, M. (Bearb.)
1978 Gemeinde - Region = Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde Jg. 22/2.
- Daun, Åke
1972 Some New Trends within European Ethnology in Sweden. In: *Ethnologia Europaea* 6. Jg.: 227-238.
- Dias, A. Jorge
1968/69 Ethnological Investigation of Villages.
In: *Ethnologia Europaea* 2./3. Jg.: 108-113.
- Kaufmann, Gerhard (Hrsg.)
1975 Stadt-Land-Beziehungen. Verhandlungen des 19. Deutschen Volkskundekongresses in Hamburg vom 1. bis 7. Okt. 1973. Göttingen

I.
STAND UND AUFGABEN
KULTURANTHROPOLOGISCHER GEMEINDESTUDIEN IN
EUROPA

JOHN W. COLE

I.

Als die Anthropologie in Westeuropa und Nordamerika im 19. Jahrhundert als Wissenschaft entstand, diskutierte man vor allem zwei Hauptprobleme¹. Da war zum einen der Versuch, sich mit biologischen, sprachwissenschaftlichen, sozialen und kulturellen Eigentümlichkeiten der Bevölkerung anderer Erdteile auseinanderzusetzen. Seit mehreren Jahrhunderten standen die Europäer mit diesen Völkern in direktem Kontakt, und im 19. Jahrhundert waren sie dabei, ihre Kolonialgebiete zu konsolidieren. Westeuropäische Völkerkundler richteten ihre Aufmerksamkeit in erster Linie auf die Bevölkerung ihrer Überseekolonien, während amerikanische Anthropologen in allgemeinen mehr an den Ureinwohnern Amerikas interessiert waren.

Zum anderen bemühte man sich, die europäische Vergangenheit besser zu verstehen. Der archäologische Spaten hatte bewiesen, daß das Alter des Menschen in Europa viel größer war, als historische Quellen behaupteten. Man wollte diese lange Vorgeschichte klären. Da die archäologischen Funde nicht für sich selbst sprechen konnten, hoffte man, daß vielleicht Völker es für sie tun könnten, die in anderen Gebieten der Erde lebten und noch immer alte Werkzeuge benutzten. Man erwartete von den Studien über zeitgenössische "Wilde" und "barbarische" Kulturen, daß sie zum Verstehen der frühen Evolutionsstufen der europäischen Kultur beitragen könnten. Dadurch sicherte sich die Anthropologie einen Platz und eine Mission in der Arbeitsteilung der Sozialwissenschaften im 19. Jahrhundert. Es entwickelte sich eine Methode, durch welche die Institutionen der Völker anderer Kontinente miteinander und mit denen der europäischen Vergangenheit verglichen werden konnten. Europas und Nordamerikas moderne Gesellschaft brachte eine Schar von anderen Sozialwissenschaften hervor, die sich mit verschiedenen Gesichtspunkten der Gesellschaft befaßten und von denen jede ihren exklusiven Stoff absteckte. Diese anderen Wissenschaften sahen die europäischen Institutionen als einmalig an, als besondere Produkte einer evolutionären Entwicklung, die eine Ebene erreicht hatte, der sonst nichts in der Welt gleichkam. Obwohl die Anthropologie die früheren Formen dieser Institutionen verstehen lehrte, konnte sie zum Verstehen ihrer heutigen Form nichts beitragen.

Selbst wo es sich ausdrücklich um vergleichende Forschung handelte, schloß man die Kulturen Europas in den meisten Fällen aus. Obwohl A. L. Kroeber (1948) die Bauern Europas für die Anthropologie beanspruchte, war sein Anspruch keineswegs auf etwaige damals existierende Monographien oder vergleichende Werke begründet. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, haben Anthropologen ihre praktische Arbeit nicht in Europa unternommen, und außerdem bedienten sie sich selten der von anderen Wissenschaften veröffentlichten Forschungsergebnisse über die europäische Gesellschaft. Nur die Völker, die anscheinend nur in marginaler Beziehung zur europäischen Zivilisation standen und deshalb nicht als vollkom-

men europäisch angesehen wurden, wurden als Untersuchungsobjekte für anthropologische Vergleiche anerkannt.

So enthielt noch im Jahre 1968 die Kulturgebiets- und ethnische Gruppenkarte Europas von Spencer und Johnson (1968) nur Nicht-Indoeuropäer (Basken, Finnen, Lappen, Magyaren) und jene Indoeuropäer, die der Modernisierung am hartnäckigsten widerstanden: Albanier, Bretonen, Iren, Lettländer und Waliser. Die Lektüre der vergleichenden Sammlungen und Einführungstexte in die allgemeine und soziale Anthropologie ergibt ähnliche Resultate.

Dieselbe Trennung zwischen Europäern und Nicht-Europäern fand auch in Kontinentaleuropa statt. Jedes europäische Land besitzt ein gut entwickeltes Programm für das Studium der "Volkskultur" und der sozialen und wirtschaftlichen Probleme der Bauernschaft. Aber, wie Tamás Hofer sagt,

ethnographers studying their own peoples form a separate body from those studying other, non-European peoples. They have their own chairs at the Universities and their own museums (Hofer 1970: 6).

Professoren der Europäischen Ethnologie befinden sich meistens in den geisteswissenschaftlichen Fakultäten, während Übersee-Ethnologen vielfach in den Sozialwissenschaften tätig sind. Studenten in diesen zwei Wissenschaftsgebieten erhalten eine völlig verschiedene Ausbildung.

In den Worten von Del Hymes, entwickelte sich die Anthropologie als "an autonomous discipline that specializes in the study of others" (1974: 5). Somit steht eine Anthropologie von Europa oder Amerika in innerem Widerspruch zu sich selbst. Bis zur Nachkriegszeit existierte dieser Widerspruch nicht. Eine Gruppe von Sozialwissenschaften entwickelte sich, um menschliche Gesellschaft und menschliches Verhalten in Europa und Amerika zu erhellen – und die Anthropologie tat es für den Rest der Welt. Ob Europäer und Amerikaner die Gesellschaftsformen der Nicht-europäer als gut betrachteten oder nicht, diese Formen wurden als ein Produkt der eigenen gesellschaftlichen Vergangenheit angesehen. Armut und Leid mögen vielleicht sogar deren Los sein, doch auch das konnte man aufgrund von Sitten und Traditionen erklären. Eine Erforschung der Bräuche und Traditionen konnte die Ursachen dieser Probleme erhellen, hatte aber wenig Bedeutung für die Bürger des modernen Europas oder Amerikas. Da diese organisierte, moderne industrielle Nationalstaaten waren, nahm man an, daß ihre Gesellschaftsordnung sich grundsätzlich von der des Restes der Welt unterschied.

II. Der Anfang in Europa

Da eine Anthropologie Europas im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts keine Lebensmöglichkeit hatte, bleibt die Frage, warum sie sich trotzdem durchgesetzt hat. Es genügt nicht, darauf hinzuweisen, daß sich die anthropologischen Interessen erweitert haben und nun komplizierte Gesellschaften wie die Europas einschließen. Man fragt sich, weshalb diese Erweiterung gerade zu jener Zeit eintrat. Meine These lautet, daß der Aufstieg der Anthropologie Europas mit den Veränderungen in der weltpolitischen Ökonomie nach dem 2. Weltkrieg und

mit den neuen intellektuellen Problemen, die der sozialwissenschaftlichen Forschung aufgetragen wurden, verbunden war.

Ein Aspekt dieser geänderten Weltsituation ist die Tatsache, daß Anthropologen es immer schwieriger finden, in ihren hergebrachten Lokalitäten zu forschen, entweder weil sich die Ureinwohner oder das Landvolk verändert haben, oder weil der Zutritt zu den Gegenden, in denen diese Völker leben, nicht mehr erlaubt ist. Vor dem 2. Weltkrieg konnten Anthropologen ihre Forschung in den europäischen Kolonien oder Klientenstaaten problemlos ausführen. Auch unmittelbar nach dem Erreichen politischer Unabhängigkeit, als man noch annahm, daß Entwicklung und Modernisierung automatisch folgen würden, waren Anthropologen und andere Wissenschaftler noch willkommen. Man meinte, Gelehrte und Techniker aus dem Westen würden zu dem Vorgang der Modernisierung durch das Studium der Probleme, die es zu bewältigen gab, beitragen und dabei helfen, Methoden zu entwickeln, die eine Modernisierung vorantreiben würden. Aber als das nicht eintrat, entstand der Verdacht, daß die Entwicklungsprojekte und die wissenschaftlichen Studien, die den Projekten zugrunde lagen, einen Teil des Problems darstellten. Wie Eric Wolf sagt:

Gone is the halcyon feeling that knowledge alone, including anthropological knowledge, will set men free... the pacific or pacified objects of our investigation, primitives and peasants alike, are even more prone to define our field situation in hand. A new vocabulary is abroad in the world. It speaks of "imperialism", "colonialism", "neocolonialism", and "internal colonialism", rather than just of primitives and peasants, or even of developed and underdeveloped. Yet anthropology has in the past operated among pacified or pacific natives; when the native "hits back" we are in a very different situation from that in which we found ourselves only yesterday (Wolf 1974: 257-8).

Als sich die Grenzen Afrikas, Asiens, und Südamerikas schlossen und als selbst die Indianer in den Reservaten Nordamerikas eine feindliche Einstellung gegenüber der Anthropologie entwickelten, wendeten sich einige Anthropologen Europa zu. Europa war eines der wenigen noch offenen Gebiete, in denen sie die notwendigen Forschungsarbeiten unternehmen konnten, die sie für ihre berufliche Karriere brauchten.

Einige Mitarbeiter dieser hervorragenden Gruppe und die Gebiete ihrer früheren Forschung sind F. Bailey (Indien), F. Barth (Mittlerer Osten), E. Friedl (Nordamerika), E. Hammel (Südamerika), J. Honigmann (Nordamerika), M. Meggit (Ozeanien), R. Netting (Afrika), J. Peristiany (Afrika), L. Pospisil (Ozeanien), P. Pelto (Mexiko), C. Reining (Afrika) und E. Wolf (Lateinamerika).

Ohne über die besonderen Gründe spekulieren zu wollen, die die einzelnen Anthropologen angeregt haben mögen, nach Europa zu kommen, ist festzustellen: Es ist mehr als ein Zufall, daß so viele Mitglieder dieses Berufes ein europäisches Forschungsinteresse in den gleichen zehn Jahren bewiesen, in denen die Möglichkeiten ihrer Forschung anderswo eingegrenzt wurden. Diese Professoren schlossen sich den Anthropologen an, die bereits in den fünfziger Jahren damit begonnen hatten, und zusammen bildeten sie einen Kader der für die Ausbildung anthropo-

logischer Feldforscher in Europa bereitstand. Während die Einengung der traditionellen Forschungsgegenenden eine Zwangslage schuf, übte die Bereitstellung von Mitteln für die europäische Forschung eine Anziehungskraft aus.

Das "Council for European Studies", die "Ford Foundation" und der "International Research and Exchanges Board (IREX)" bemühten sich, bereits zur Verfügung stehende Mittel zu erhöhen und neue Fonds zu schaffen, um die europäische Forschung zu unterstützen (Byrnes 1976). Gleichzeitig machten sie bekannt, daß diese Stipendien für Anthropologen bereitstünden. In einigen Fällen gaben sie einzelnen Anthropologen sogar besondere Ermütigungen.

Jüngere Studenten, die Forschungen für ihre Doktorarbeiten in Europa unternahmen, wußten um den bedeutenden Aufschwung dieses Arbeitsfeldes. Für sie bedeutete das Interesse an Europa keine Änderung ihrer Bindungen, wie das für ihre Professoren der Fall war. Im Gegenteil, dank der erfahrenen Lehrer und Stipendien für Forschungsarbeiten war Europa eine von mehreren Alternativen. Die Anthropologie Europas wurde in einer einzigen intellektuellen Generation gegründet und "normalisiert"².

Die Transformation der weltpolitischen Ökonomie hat Anthropologen noch auf eine zweite Weise betroffen, die zur Gründung der Anthropologie in Europa beitrug und ihr eine intellektuelle Rechtfertigung gab. Bis in die fünfziger Jahre betrachteten Anthropologen die von ihnen erforschten Gemeinden und Gesellschaften, die neben den modernen, industrialisierten Nationalstaaten existierten als verhältnismäßig autonome Gebilde und als Variationen zu den Themen "Tradition" und "Primitivität". Während sie sich der Eingriffe bewußt waren, die beispielsweise die christliche Mission, der Sklavenhandel, der Handel mit Fellen, die Entwicklung der Plantagenwirtschaft, die Einführung der Geldwirtschaft und die Imposition von Kolonial- und Reservatsverwaltung gemacht hatten, war der Einfluß solcher Institutionen auf die gesellschaftliche Organisation der Gemeinden selten von anthropologischem Interesse.

Gesellschafts- und Kulturstudien beschäftigten sich hauptsächlich mit Stabilität. Nicht nur in der Anthropologie, auch in allen anderen westlichen Sozialwissenschaften herrschte die strukturellfunktionelle Analyse der Gesellschaft (Couldner 1970). Diese Art und Weise der Analyse, dieses Paradigma unterstreicht immer die gesellschaftliche Ordnung. Die Gesellschaft wird als ein statisches Ganzes angesehen, das sich aus verschiedenen Institutionen zusammensetzt. Das Verhalten von Individuen wird in Begriffen von Rechten und Pflichten erklärt, die durch die formalen Positionen, die sie in diesen Institutionen haben, festgelegt sind. Die Institutionen dienen der Gesellschaft und erhalten sie als ein Ganzes, und sie befriedigen die sozialen, psychologischen und biologischen Bedürfnisse ihrer Mitglieder. Veränderungen werden als das Ergebnis von Außeneinflüssen auf das System angesehen, und der soziale Vorgang arbeitet diesem Druck entgegen und bringt die Gesellschaft zurück zum Status Quo. Als eingeborene Bewegungen in allen Gebieten der Erde zur politischen Unabhängigkeit und zu Programmen für ökonomische, soziale und politische Entwicklung führten, verlegte sich der Schwerpunkt der sozialwissenschaftlichen Forschung vom Studium des gesellschaftlichen Gleichgewichts auf das Studium der Faktoren, die soziale Veränderungen fördern oder verzögern. Die Theorien, die geschaffen wurden, um sich

mit diesen neuen Interessen zu befassen, waren ursprünglich eurozentrisch, und sie waren gekennzeichnet von einer Dualität zwischen einer traditionellen Vergangenheit und einer modernen Gegenwart oder Zukunft.

Die Modernisierung der Dritten Welt wurde als eine Nachahmung jenes Entwicklungsvorganges angesehen, den Westeuropa durchgemacht hatte. Daraus ergab sich eine Proliferation von theoretischen Werken, die versuchten, diesen Vorgang klarzumachen und seine Anwendungsmöglichkeiten für neue Nationen zu erklären (Eisenstadt 1968; Gellner 1964; Lerner 1958; Hunter 1969; Rostow 1960. Vgl. Bendix 1967; Tipps 1973). Von diesem Gesichtspunkt aus wurden Unterentwicklung und Armut, die das Los der meisten Gemeinden in der ganzen Welt sind, den Grundzügen traditioneller Gesellschaften, ob primitiv oder bäuerlich, gleichgestellt. Diese Verhältnisse – so glaubte man – könnten verändert werden durch das Abschaffen der traditionellen Grundzüge und durch Einführung moderner Technologie, moderner Gesellschaftsordnung, Politik und Werte. Gemeindestudien wurden dann konstruiert, die diese Veränderungen in Betracht ziehen sollten (z.B. Banfield 1958; Franklin 1966; Lopreato 1967; du Boulay 1974; Brandes 1975; Golde 1975).

Die Monographien, die die Resultate solcher Forschung sind, können als Variationen eines Formates angesehen werden. Ein Kapitel malt das Bühnenbild, welches Aussagen über die geographische Lage und die Geschichte der Gemeinde macht. Das ist "Hintergrund" und hat wenig oder nichts mit der Analyse zu tun. Der Rest des Buches besteht aus einer Beschreibung der traditionellen Charaktereigenschaften der Gemeinde und der Veränderungen, die stattgefunden haben. Der traditionelle Wesenszug der Gemeinde wird für Aspekte untersucht, die Veränderungen entweder verhindern oder fördern. Manchmal wird auch eine Diskussion über einige der äußeren Einflüsse beigefügt, die zu Veränderungen führen. Begriffe wie "Culture of Poverty" (Lewis 1968) und "the limited good" (Foster 1967) sind Versuche, Verallgemeinerungen über diejenigen Aspekte der traditionellen Gesellschaften zu entwickeln, die Veränderungen zum Guten verhindern.

Die wenigen Versuche, die Resultate der Gemeindestudien in Europa zu überblicken, sind verankert in dem Begriff einer traditionell-modernen Dichotomie. Sie haben sich gleichzeitig bemüht, die Charaktereigenschaften darzulegen, die eine europäische Zivilisation definieren und von anderen Kulturen in der Welt unterscheiden. Arensburg unternahm (1963) einen der ersten modernen anthropologischen Versuche. Europa und andere Hochkulturen werden "Völker des Buches" genannt im Gegensatz zu ungebildeten Volkstämmen. Unter dieser Rubrik werden der Mittlere Osten und Europa allen anderen Zivilisationen gegenübergestellt. Grundlage der Gegenüberstellung ist eine besondere, aus Brot-Milch-Fleisch bestehende Ernährung. Am Ende steht Europa allein und unterscheidet sich sogar vom Mittleren Osten aufgrund einer besonderen gesellschaftlichen Organisation. Auf diese Art läßt sich ein *europäisches Kulturgebiet* definieren, das auf einer einzigartigen Konstellation von bleibenden Kulturzügen beruht. Es handelt sich darum, bleibende große und kleine Traditionen zu identifizieren, die in allen Teilen Europas zu finden sind. Er erklärt, daß es selbst heute praktische und theoretische Gründe gäbe, die Europas Besonderheit erklären, da diese Traditionen trotz Modernisierung weiterwirken. Durch Identifizierung der Art und Weise, in der traditionelle Elemente die europäische Entwicklung beeinflusst haben, könne

man dann klarer den wesentlichen Kern dieser Entwicklung nachweisen. Dieses Wissen würde Entwicklungsländern nützlich sein. In der Tat, dieses Verständnis "is essential if nativistic reaction is to be weathered and viable amalgamations of native culture and imported institutions are to be evolved for the developing nations of the globe" (1963: 77).

Zu Anfang der siebziger Jahre brachte Anderson zwei Studien heraus (1971; 1972), die diese Ideen weiter entwickelten. Die beiden Werke sprechen weiterhin von der Modernisierung Europas durch die Entwicklung einer städtisch-industriellen Ordnung in Nordwesteuropa, die eine Mittelklasse und Arbeiterklasse hervorgebracht und die unabhängige Bauern in marktorientierte Landwirte verwandelt habe. Diese neue Ordnung habe begonnen, sich vom Nordwesten über ganz Europa zu verbreiten und habe auf ihrem Weg die Traditionen ausgelöscht.

Arensbergs Beitrag war ein Versuch, die charakteristischen Traditionen, die die Einzigartigkeit Europas hervorbrachten, zu identifizieren. Anderson hat diese Idee übernommen, sorgsam ausgearbeitet und die Verwandlung von Tradition zu Modernität betont. Beide Autoren geben zu verstehen, daß die Verwandlung Europas eine Botschaft für den Rest der Welt enthält. Dieses Thema hat George Dalton weiter ausgearbeitet. Dabei hat er eine deutliche wissenschaftliche Rechtfertigung für die anthropologische Forschung in Europa geschaffen. Er schlägt vor:

that to understand today's peasantries in India or Peru it is useful to study European sets in the tenth century and European farmers in the twentieth century because we must know what Third World peasantries changed from and what they are changing into. Looking at a thousand years of European peasantry shows us what peasants were before, during and after modernization seriously began (Dalton 1972: 385-86).

Für Dalton kann also das Studium der europäischen bäuerlichen Gemeinden eine Agenda für die Verwandlung der übrigen Welt liefern.

In der Mitte der siebziger Jahre besitzen wir also eine Sammlung von Monographien über die Modernisierung "traditioneller" Gemeinden als das Ergebnis eines von außen kommenden Zwangs zur Veränderung, der sich auf das gesamte europäische Kulturgebiet erstreckt. Einige begutachtende und theoretische Werke unterstützen diese Perspektive und sind mit der allgemeinen Literatur über Modernisierung, die bereits erwähnt wurde, verbunden. Im großen und ganzen unterstützt die Literatur die Trennung der Welt in Europäer und Nicht-Europäer und macht die Verwandlung Europas zum Modell, dem andere nacheifern sollten.

III. Gesellschaftliche Vorgänge

Während viele Anthropologen weiterhin die Begriffe "Tradition" und "Modernität", "Kulturgebiet" und "Diffusion" verwenden, sind ernste Fragen über die Gültigkeit dieser Paradigmen gestellt und alternative Perspektiven hervorgebracht worden. Eine dieser Alternativen wurde als Kritik des Struktural-Funktionalismus entwickelt. Man kann sie die Methode zum Studium "gesellschaftlicher Prozesse" (social process oder entrepreneurial approach) nennen. Diese Orientierung hat

zwei wichtige Einwendungen gegen den Struktural-Funktionalismus zu machen. Sie wirft ihm erstens vor, ein statisches Modell zu sein, das nicht nur unfähig ist, soziale Veränderungen zu analysieren, sondern das Stabilität als normal rechtfertigt und Veränderungen als anomal betrachtet. Zweitens wirft sie ihm vor, zur Analyse traditioneller Gesellschaften entwickelt worden zu sein, in welchen soziale Beziehungen auf Rollen zurückzuführen sind, die auf Mitgliedschaft in einer kleinen Anzahl von korporativen Gruppen beruhte. In diesen Analysen scheinen die Menschen passive Rollen zu spielen, die man ihnen zugewiesen hat. Die Analytiker schließen daraus, daß die Sozialorganisation kleiner Gesellschaften sich grundlegend von der Organisation großer, moderner Gesellschaften unterscheidet, in welchen die Menschen ihre sozialen Rollen selbst bestimmen können. In der neuen 'social-process'-Methode bestimmen die Menschen – ob in einfachen oder komplexen Gesellschaften lebend – aktiv ihre Beziehungen, und die Gesellschaft ist nicht statisch. Wie Boissevain sagt:

Instead of looking at man as a member of groups and institutional complexes passively obedient to their norms and pressures, it is important to see him as an entrepreneur who tries to manipulate norms and relationships for his own social and psychological benefit (1974: 7).

Die Wechselwirkung zwischen diesen manipulativen Menschen gibt der Gesellschaft eine Dynamik, die die Grundlage für alle sozialen Vorgänge ist, einschließlich der Veränderungen (Barth 1966; Boissevain 1973; 1974). Diese Methode wird zur Analyse sozialer Vorgänge in verschiedenen Gegenden benutzt, und sie dient ebenfalls dazu, Verallgemeinerungen über soziale Vorgänge in allen Gesellschaften zu machen³.

Diese Bemühungen um Generalisierung sehen über die Besonderheiten von Tradition und Geschichte hinweg und entblößen den Kern sozialer Vorgänge und das ihren zugrundeliegende menschliche Verhalten.

Die Vereinigung der europäischen Forschungsergebnisse mit diesen Schemata half sehr, die willkürlich gemachten Unterschiede zwischen dem Wesen der Europäer und der Bewohner anderer Kontinente zu diskreditieren. Daß man die Unterschiede jahrhundertalten, aber unerklärten Traditionen zuschreibt, ist zugleich willkürlich und verwirrend. Es ist willkürlich, da a priori entschieden wird, eine Gesellschaft in ein bestimmtes Kulturgebiet einzuschließen. Erst dann wird die Begründung für die Klassifizierung entwickelt. Es ist verwirrend, da die Gründe für die Auswahl der identifizierenden Traditionen nicht angegeben werden. Es gibt keine lernbare Methode, die in allen Situationen benützt werden könnte, um die Zugehörigkeit zu einem Kulturgebiet festzustellen.

Der "entrepreneurial approach" hebt diese Verwirrung auf, indem er die Verschiedenheiten übersieht und dadurch die allen Gesellschaften gemeinsamen Verhaltensweisen entdeckt. Der "entrepreneurial approach" hat mit seiner Konzentration auf Prozesse einen zweiten großen Beitrag geleistet. Solange die Sozialanalyse auf dem Studium der Struktur beruht, ist eine Analyse von Veränderungen schwierig, wenn nicht unmöglich. Wenn man aber die Gesellschaft auf Vorgänge, auf Prozesse statt auf Struktur untersucht, wird die Sozialanalyse ein Studium der Bewegung. Vorgänge mögen sich wiederholen, im Equilibrium sozusagen. Aber die

Vorgänge können auch ihre Richtung ändern, entweder aufgrund einer inneren Dynamik oder einer Veränderung in der biophysischen oder kulturellen Umgebung. In diesem Paradigma ist das Fehlen von Veränderungen so problematisch wie die Veränderung selbst.

Die naheliegenden Konsequenzen dieser Sozialanalyse sind grundlegend: Wir können nicht mehr eine traditionelle, unveränderliche Gesellschaft als Grundlage für unsere Analyse annehmen. Wir versuchten, nur das zu erklären, was sich verändert, während wir annahmen, daß das, was sich nicht verändert, keine Erklärung erfordert. Jedoch können wir nicht annehmen, daß eine bestimmte Gesellschaft statisch war – daß sie vielleicht beharrlich an traditionellen Formen aus einem bäuerlichen, konservativen Ethos heraus festhielt. Wir müssen ihre sozialen Vorgänge untersuchen und sie erklären, gleichgültig ob diese sich wiederholen oder verändern.

Trotz ihrer wesentlichen Beiträge ist die "entrepreneurial" Analyse allein am Ende unvollständig. Während Konzentration auf die wesentlichen Ähnlichkeiten sozialer Vorgänge in verschiedenen Gesellschaften dazu dient, die Glaubwürdigkeit der Annahme angeborener Unterschiede zwischen Gesellschaften und Kulturgebieten zu erschüttern, läßt diese Methode die Frage offen, weshalb sich Unterschiede entwickelten. Sie bietet keinen Ersatz für Tradition an, um diese Unterschiede zu erklären. Sydel Silvermann (1974) hat in ihrer Kritik der Werke von F. Bailey und seinen Studenten (1970; 1971; 1973) darauf hingewiesen, daß das Studium der sozialen Vorgänge genau derselben Kritik zum Opfer fällt wie der Struktural-Funktionalismus und zwar daß "it directs attention away from the critical analysis of the social order" (1974: 120). Es bleibt die Frage, wie verschiedene soziale Vorgänge beginnen, sich fortsetzen und verändern.

IV. Gemeinde, Region, Weltsystem

Die Entwicklung der englischsprachigen Anthropologie in Europa wurde von einer radikalen Neuorientierung der Anthropologie im allgemeinen begleitet. Diese neue Orientierung zeigt sich in Büchern wie *The Culture of Poverty: A Critique* (Leacock 1971) und *Reinventing Anthropology* (Hymes 1974) und in den Zeitschriften *Critique of Anthropology* gegründet in London 1974, *Dialectical Anthropology* (gegründet in New York 1975) sowie in Artikeln in schon bestehenden anthropologischen Zeitschriften.

Die Neuorientierung wurde durch dieselben wirtschaftspolitischen Entwicklungen hervorgerufen, die zur Ausdehnung der europäischen Forschung geführt hatten. Allen Kritiken liegt eine Ablehnung der Idee zugrunde, daß die Gesellschaften, die von Anthropologen studiert wurden, traditionelle bäuerliche oder primitive Gemeinden waren, die bis in die Gegenwart überlebt haben und nun modernisiert werden. Statt dessen wird darauf hingewiesen, daß diese Gesellschaften schon seit Jahrhunderten in große politische und wirtschaftliche Vorgänge verwickelt waren.

Es handelte sich meistens um unterworfenen Volksgruppen, und das Wesen ihrer Abhängigkeit spielte eine Hauptrolle in der Entwicklung ihrer sozialen Organi-

sation. Diese Perspektive vermittelt die Erkenntnis, daß Armut und Unterentwicklung nicht Aspekte konservativer Tradition, sondern ein Ergebnis der Einfügung in die Reihe der Überseeländer und Hinterländer der industrialisierten Staaten sind. Außerdem waren viele Gebiete bereits unter politischer und ökonomischer Kontrolle der Weltreiche. Die Abhängigkeit von solchen politischen und ökonomischen Domänen hat einen Einfluß auf alle Aspekte des Gemeindelebens: Es hat Einfluß auf die Art und Weise, wie die Umwelt genutzt wird, wie man seinen Lebensunterhalt verdient, wie soziale Verbindungen hergestellt werden und wie man über die Welt und seinen eigenen Platz darin denkt.

Diese Perspektive stellt notwendigerweise das Konzept der Tradition in Frage. Sie verwirft die Annahme, daß soziale und kulturelle Muster, einmal festgelegt, sich hartnäckig behaupten, und es stellt die Forschung in Frage, die darauf beruht. Statt dessen verfolgt sie, wie soziale Vorgänge entstehen und was sie erhält oder verändert. So gesehen, wird das Konzept der Tradition und die Behauptung, Bauern würden konservativ an ihrer Tradition festhalten, zu einem Ersatz für Analyse.

Als sich im 16. Jahrhundert der Kapitalismus festgesetzt hatte, entwickelte sich eine räumliche Trennung von Arbeit und Kapital. Beteiligt an dieser Trennung sind *Kerngebiete* oder *Metropolen*, die Rohstoffe importieren und Erzeugnisse exportieren, und *Peripherien* oder Hinterländer, aus denen die Rohstoffe kommen und in die einige der Erzeugnisse geschickt werden (Wallerstein 1974). Das Resultat dieser Wechselwirkung war die Modernisierung beider Gebiete. Die Modernisierung der Kerngebiete in Westeuropa, Nordamerika, später in Japan und Sowjetrußland führte zu Verstädterung, Industrialisierung, Kapitalanhäufung und zur Bildung von Nationalstaaten.

Aber in den Hinterländern führte die Modernisierung zu einer "triple crisis" wie Wolf (1969) es nennt. Diese dreifache Krise besteht aus struktureller Überbevölkerung, einer Produktionsweise, die die Produktion des Hinterlandes den Anforderungen des Kerngebietes anpaßt, und der Untergrabung der Macht vorkapitalistischer Eliten. Damit zeigt sich, daß das, was wir gewöhnlich "traditionelle" oder "unterentwickelte" Gesellschaften nennen, ihre charakteristischen Eigenheiten nicht durch hartnäckiges Festhalten an überlieferten gesellschaftlichen Formen erhält, die in entfernter Vergangenheit gebildet wurden, sondern daß diese von Konstellationen charakteristischer Eigenheiten herrühren, die sich in den letzten Jahrhunderten entwickelt haben. Dazu kommt, daß es zwar einigen Hinterländern gelungen ist, sich der Oberherrschaft des Industriekernes zu widersetzen oder sie zu stürzen und eine echte Entwicklung durchzumachen, daß die meisten jedoch für lange Zeit in einer peripheren Bindung verbleiben. Die Art und Weise dieser fortdauernden Bindung ist der Hauptgrund für das Weiterbestehen der Sozialorganisationen im Kern und in der Peripherie.

Mit der Einsicht bewaffnet, die diese Perspektive bietet, wurden neue Methoden für die Gemeindeforschung entwickelt. Diese Methoden beruhen auf der Annahme, daß die Gemeinden, die wir studieren, der Schauplatz sind, auf dem viele verschiedene Einflüsse zusammenkommen. Einige dieser Einflüsse rühren von dem Wesen der Umwelt der Gemeinde her und der Methode, der sie sich zur Ausnützung ihrer Umgebung bedient. Andere sind ableitbar von der sozialen und

ökonomischen Wechselwirkung zwischen den Gemeinden. Andere wiederum entstehen im Zuge nationaler Integration und hängen davon ab, welchen Platz die Gemeinde, die wir studieren, darin einnimmt. Diese Einsicht hat dazu geführt, daß wir die Region als Einheit der Analyse schätzen lernten (Smith 1976).

Eine Region ist nicht nur eine geographische Einheit oder ein Kulturgebiet, das aus einer Sammlung von Gemeinden mit einer gemeinsamen Kulturtradition besteht (Schneider, Schneider und Hansen 1972). Es handelt sich vielmehr um eine politisch-ökologische Einheit, in der örtliche Mittel und Menschen von einer Elite, die zwischen Gemeinde und Nation steht, organisiert werden, und die unter Umständen sogar den Staat umgeht in ihrer Verbindung mit dem Weltsystem. Während die relative Autonomie solcher Regionen im Zuge nationaler Integration zerstört werden mag, haben Regionen in der Vergangenheit und bis in die Gegenwart wichtige Rollen in der Gestaltung des Schicksals von Nation und Gemeinde gespielt. In den Dörfern und Städten müssen die Bewohner ökologische und soziale Kräfte, die an Ort und Stelle entstehen, mit dem Druck, der von den politischen Zielen und Strategien der Elite herrührt, vereinbaren. Es hat sich als lohnend bewiesen, Gemeinden als eine Etappe im Spiel zwischen diesen Kräften zu verstehen. Indem er sich mit der Region auseinandersetzt, kann der Forscher zu einem Verständnis der Vorgänge in einem Dorf gelangen. Und umgekehrt kann durch diese Perspektive die Forschung im Dorf zu einem Verstehen der Region beitragen.

V. Zeitgenössische Forschung in Europa

Einige englischsprachige Anthropologen haben Forschungen in Großstadtgebieten der industrialisierten Gegenden Europas unternommen, meist in Großbritannien (Elias und Scotson 1965; Frankenberg 1966). Aber im großen und ganzen wählten sie Kleinstädte oder Dörfer in den weniger industrialisierten Gebieten Europas für ihre Forschung. Man kann selbstverständlich Gründe für anthropologische Forschung in Städten finden, doch in Europa finden sich wenige Beispiele dafür. Die wenigen existierenden Monographien und Artikel gewähren zwar nützliche Einblicke in das Stadtleben, bieten aber soweit keine Grundlage für eine Charakterisierung der städtischen Anthropologie Europas. Die englischsprachige Anthropologie Europas besteht zum größten Teil im Studium des ländlichen Europas, der Mittelmeer- und Alpenländer, Irlands und Südosteuropas. Ich stelle das weder mit Bedauern noch mit Entschuldigungen fest. Denn in der Gesamtheit der Sozialwissenschaften und historischen Schriften über Europa sind Bauern und andere Landbewohner, im Gegensatz zu anderen Segmenten der Gesellschaft, ziemlich vernachlässigt worden. Doch wir wissen genug, um zu erkennen, daß unsere Unkenntnis der sich auf dem Lande bildenden Kräfte unser Verständnis der politischen Vorgänge in der modernen Welt beeinträchtigt (Halpern 1967; Wolf 1969; Lansberger 1973; Hobsbawm 1973).

Während die Anthropologie theoretisch und methodologisch zum Datensammeln in europäischen Gemeinden ausgerüstet ist, war sie zu Beginn benachteiligt durch eine wirkliche Unkenntnis Europas selbst. Ich habe bereits vom fast völligen Fehlen anthropologischer Schriften über Europa gesprochen. Amerikanische und britische Anthropologen sind zwar etwas mit der europäischen Volkskunde vertraut (Theodoratus 1969), aber diese vermittelt wenig Einblick in Fragen über

Macht, Ökonomie, und Sozialorganisationen, Fragen, die das Hauptinteresse englischsprachiger Anthropologen darstellen. Obwohl es eine ausführliche Literatur über verschiedene Aspekte der europäischen Geschichte und Gesellschaft gab, war der Teil, der sich mit ländlichen europäischen Gesellschaften beschäftigte, verhältnismäßig gering. Die Studien der ländlichen Gemeinden in Europa waren wahrscheinlich am fortgeschrittensten in Zentral- und Osteuropa. Dort gehen die Studien bis in das 19. Jahrhundert zurück. Aber sie waren in Sprachen verfaßt, die in englischsprachigen Ländern selten gelesen wurden und blieben daher bis vor kurzem fast vollständig unbekannt. Als Resultat dieser Unkenntnis enthielten englische Forschungsschriften oft "some rediscoveries of truth long known outside the autarchy of the English-speaking world" (Shanin 1971: 12). Die meisten englisch-sprechenden Anthropologen jedoch lassen sich von Bauernspezialisten der Länder, in denen sie ihre Forschung betreiben, beraten, und sie beginnen, die Einsichten dieser Gelehrten in ihre Interpretationen mit einzuschließen. Einige europäische Gelehrte, wie Hofer (1970; Féj und Hofer 1969) und Shanin (1971; Galeski 1971), haben sich die Mühe gegeben, uns diese Literatur zugänglich zu machen. Ihnen folgten andere mit den notwendigen sprachlichen Fähigkeiten, die das Material ins Englische übersetzten oder Bücher schrieben, die die nationale Literatur verschiedener europäischer Länder in Betracht zogen (Cole 1977: 365-367).

Diese und ähnliche Werke europäischer Gelehrter beeinflussten die englischsprachige Anthropologie auf verschiedenen Ebenen. Erstens war das spezifische Bereitstellen von Information über bestimmte Gegenden Europas während bestimmter Zeitspannen sehr nützlich. Zweitens halfen die Veröffentlichungen dieser Gelehrten, die sich häufig mit größeren Gegenden und längeren Zeitspannen als die Anthropologen befassen, die Werke der Anthropologen in eine größere Perspektive zu stellen. Anthropologen wurden sich dadurch mehr der Verbindung ihrer Gemeinden und Gegenden mit langen historischen Prozessen in nationalen und internationalen Bereichen bewußt. Das spiegelt sich in den vielen Studien wider, die in Europa in den letzten 10 Jahren ausgeführt wurden (Boissevain and Friedl 1975; Cole and Wolf 1974; Honigmann 1970; Pi Sunyer 1971).

Natürlich war dieses Verhältnis nicht immer einseitig. Während ländliche Soziologen und Gesellschaftshistoriker Interesse zeigten an denselben Wechselwirkungen zwischen sozialen, politischen, ökonomischen und ideologischen Phänomenen wie die Anthropologen, untersuchten sie diese Verhältnisse in der Regel in der Form von regionalen oder nationalen Aggregaten und statistisch bestimmten Tendenzen. Diese verbergen oft wesentliche Variationen in und zwischen den Gemeinden und Regionen. Tiefgehende lokale Studien helfen, die reichen Variationen im Landleben aufzuzeigen, die aggregierte Studien übersehen.

Der dritte Impuls, den die einheimischen Sozialwissenschaften der englischsprachigen Anthropologie boten, besteht darin, die ländlichen Gemeinden und Regionen als wesentliche Bestandteile eines großen Ganzen zu sehen. Diese Forschungen versuchen nicht nur, die Zustände des Landlebens zu beschreiben, sondern auch ihre Gründe zu erklären. Obwohl sie manchmal ebenfalls von hartnäckigen, dem Fortschritt widerstrebenden Traditionen sprechen, neigen sie doch in der Regel dazu, das Wesen der Verhältnisse zwischen ländlichen Gemeinden und anderen sozialen Kategorien zu untersuchen, um das Landleben zu erklären. Diese An-

sichten, die sich in Europa entwickelten, waren den in Großbritannien und Amerika entwickelten geistesverwandt. In den letzten Jahren ist der Dialog zwischen ihnen gewachsen.

Das Resultat war, daß in Europa arbeitende Anthropologen und andere Sozialwissenschaftler sich zunehmend von den Grenzen ihres akademischen Fachs eingengt fühlten. Solange sie weiterhin in etablierten wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichten, erreichten sie nicht die wachsende internationale Leserschaft. Diese "antifach-orientierte" Unzufriedenheit führte zur Gründung neuer Zeitschriften, welche jene Interessensgebiete ansprechen, die akademische Fächer miteinander gemein haben. Die Europäische Gesellschaft für ländliche Soziologie wurde 1957 gegründet und brachte 1960 eine internationale Zeitschrift, *Sociologia Ruralis*, heraus. Heute bedienen sich Sozialwissenschaftler vieler verschiedener Wissensgebiete – die englischsprachigen Anthropologen eingeschlossen – ihrer Seiten, um miteinander in Verbindung zu treten. Andere Zeitschriften, wie *Comparative Studies in Society and History*, *The Journal of Peasant Studies*, *Peasant Studies* und *Review*, befassen sich zwar nicht ausschließlich mit europäischen ländlichen Gesellschaften, beweisen jedoch eine überfachliche und kritische Gelehrsamkeit, die allmählich die Erforschung des ländlichen Europas kennzeichnet.

Die Entwicklung eines Weltsystems, das aus städtisch-industriellen Nationalstaaten und agrarischen Hinterländern besteht, stellt nicht einfach eine Trennung zwischen Europa und dem Rest der Welt dar. Europa selbst war in Kerne und Peripherien aufgeteilt. Als die kapitalistischen Nationalstaaten in Nordwesteuropa entstanden, dominierten sie Süd- und Osteuropa ökonomisch und wetteiferten dort mit den bereits bestehenden moskowitischen, polnischen und ottomanischen Reichen. Kapitalistisches Eindringen in diese Gebiete resultierte nicht in kapitalistischen Anhäufungen, Industrialisierung und Mechanisierung der Landwirtschaft. Aber es veränderte Süd- und Osteuropa, als diese auf eine Weltexportproduktion ausgerichtet wurden. Aus Bauern wurden keine Arbeiter und moderne Landwirte, aber sie veränderten sich in eine neue Art von Bauern. Neue Eliten bildeten sich, um die Gelegenheiten auszunützen, die die neuen wirtschaftlichen Beziehungen darstellten. Diese neuen Formen der politischen Ökonomie wurden von neuen Ideologien begleitet.

Darüber hinaus waren Verbindungen innerhalb des Kerns und zwischen dem Kern und der Peripherie nicht statisch. Das gesamte System war dem Wandel unterworfen, und Veränderungen im Kern waren von Veränderungen in der Peripherie begleitet. Wo in einer Gegend Bodenschätze und Ackerland erschöpft waren, wurden andere anderswo eröffnet. Bauernaufstände in den Peripherien fanden gleichzeitig mit Arbeiterunruhen im Kern statt: Eliten verschiedener politischer Färbungen folgten einander und veränderten Innenpolitik und internationale Allianzen; Kriege wurden geführt; nationale Bewegungen waren erfolgreich oder auch nicht; ethnische und regionale Minderheiten strebten nach Rechten, Anerkennung und besonderem Status; Regionen wurden von einem politischen System in ein anderes überwiesen; neue Nationen bildeten sich und alte verschwanden. Man kann wohl kaum mit Überzeugung annehmen, daß irgendwo in Europa Landgemeinden unverändert aus der Turbulenz der letzten Jahrhunderte hervorgegangen sind. Doch da wenige der Forschungsberichte über Europa ausdrücklich diese Verhältnisse zwischen lokalen und weiterreichenden Vorgängen in Betracht gezogen haben, ist

erneutes Studium dieser Verhältnisse notwendig. Darüberhinaus kann die Forschung in Zukunft erwarten, auf ihre Erfolge in der Analyse dieser Verhältnisse hin befragt zu werden.

Nicht alle Forschung, die heute in Europa stattfindet, zeigt alle charakteristischen Eigenschaften, die ich hier vorgeschlagen habe. Doch wir haben zunehmend erkannt, wie wichtig es ist, die sozialen Vorgänge zu studieren, die in den Dörfern im Laufe der Jahre stattgefunden haben. Mehrere neue Monographien und Artikel haben das ausdrücklich befürwortet und sehr erfolgreich demonstriert (Cole und Wolf 1974; Blok 1975; Schneider und Schneider 1976; Chiro 1976). J. Davis (1977) hat in seinem Überblick über die Forschung im Mittelmeergebiet ausführlich argumentiert, wie notwendig es sei, historische Perspektiven in die sozialanthropologische Analyse einzuschließen. Zur gleichen Zeit erscheinen immer mehr Studien, die beweisen, wie wichtig es ist, das Wesen der regionalen Integrierung des Dorfes zu verstehen. Die besten der neuen Studien zeigen eine Wertschätzung für die regionale Integration sowie für die Art und Weise, in der sie sich über die Jahre entwickelt hat. Darüber hinaus hat sich das anthropologische Verständnis für die großen sozialen Vorgänge in Europa verstärkt, so daß die Gemeinde- und Regionalstudien anspruchsvoller in ihrer Erforschung der Wechselwirkung zwischen lokalen, regionalen und nationalen Vorgängen sind.

Abschließend möchte ich betonen, daß gleich ob man Haushaltsdemographie, Erbschaftsfolge, Bauernaufstände, Hochzeitsbräuche oder andere Dinge untersucht, das Ziel der Forschung darin bestehen sollte zu erklären, wie das Phänomen entstanden ist, wie es sich verbreitet und verändert. Eine Berufung auf das Konzept von Tradition-und-Modernisierung wird uns dieses Verstehen nicht bringen, da es klar ist, daß das, was wir Tradition genannt haben, ein Ergebnis sozialer Kräfte ist, die meist verhältnismäßig modernen Ursprungs sind. Während die Forschung in Europa weiterhin größtenteils an diesen altmodischen Konzepten festhält, hat die Anzahl der Studien zugenommen, die von einer vielversprechenden Perspektive geleitet sind. Diese Studien sehen die Integration in regionale und nationale Vorgänge als ebenso ausschlaggebend an für die Gemeinde (und die Region) wie lokale wirtschaftliche und gesellschaftliche Beziehungen.

Anmerkungen

1. In tiefempfundener Dankbarkeit fühle ich mich Gudrun Stewart verbunden für die Übersetzung dieses Artikels ins Deutsche, Lisa Gröger und Eric Wolf für die aufmerksame Lektüre des Manuskripts und außerordentlich wertvolle Kommentare zu seinem Inhalt.
2. Viele Anthropologen stellen jedoch weiterhin in Frage, ob die in Europa durchgeführte Anthropologie auch wirklich echte Anthropologie sei (Davis 1977: 7; Cole 1977: 353-4).
3. Anthropologen der strukturell-funktionellen Schule bestehen jedoch weiterhin darauf, daß soziale Anthropologie das Studium sozialer Strukturen sei und daß Wandel nur als historisches Phänomen beschrieben werden könne, sich jedoch sozialer Analyse entzöge (Gluckman 1968; Fallers 1974: 145).

Literatur

- Anderson, R. T.
1971 *Traditional Europe: A Study in Anthropology and History*. Belmont: Wadsworth.
1973 *Modern Europe: An Anthropological Perspective*. Pacific Palisades: Goodyear.
- Arensberg, C. M.
1963 *The Old World Peoples: the Place of European Cultures in World Ethnography*. *Anthropological Quarterly* 36: 75-99.
- Bailey, F. G.
1970 *Stratagems and Spoils: A Social Anthropology of Politics*. Oxford: Blackwell.
- Bailey, F. G. (Hg.)
1971 *Gifts and Poison: The Politics of Reputation*. Oxford: Blackwell.
1973 *Debate and Compromise: The Politics of Reputation*. Oxford: Blackwell.
- Banfield, E. C.
1958 *The Moral Basis of a Backward Society*. New York: Free Press.
- Barth, F.
1966 *Models of Social Organization*. Occasional Papers of the Royal Anthropological Institute, No. 23.
- Bendix, R.
1967 *Tradition and Modernity Reconsidered*. *Comparative Studies in Society and History* 9: 292-347.
- Blok, A.
1975 *The Mafia of a Sicilian Village*. New York: Harper and Row.
- Boissevain, J.
1973 Preface. In J. Boissevain and J. C. Mitchell, eds., *Network Analysis: Studies in Human Interaction*. Den Haag und Paris: Mouton. S. VII-XIII.
1974 *Friends of Friends: Networks, Manipulators and Coalitions*. Oxford: Blackwell.
- Boissevain, J. und J. Friedl
1975 *Beyond the Community: Social Process in Europe*. Den Haag: Department of Educational Sciences of the Netherlands.
- Brandes, S. H.
1975 *Migration, Kinship and Community: Tradition and Transition in a Spanish Village*. New York und London: Academic.
- Byrnes, R.
1977 *Soviet-American Academic Exchanges, 1958-1975*. Bloomington und London: Indiana University Press.
- Chiro, D.
1976 *Social Change in a Peripheral Society: The Creation of a Balkan Colony*. New York und London: Academic.
- Cole, J. W.
1977 *Anthropology Comes Part-way Home: Community Studies in Europe*. *Annual Review of Anthropology*, Vol. 6. Palo Alto: Annual Reviews, Inc. S. 349-378.
- Cole, J. W. und E. R. Wolf
1974 *The Hidden Frontier: Ecology and Ethnicity in an Alpine Valley*. New York und London: Academic.
- Dalton, G.
1972 *Peasants in Anthropology and History*. *Current Anthropology* 13: 385-407.
- Davis, J.
1977 *Peoples of the Mediterranean: An Essay in Comparative Anthropology*. London, Henly und Boston: Routledge and Kegan Paul.
- du Boulay, J.
1974 *Portrait of a Greek Mountain Village*. Oxford: Clarendon.
- Eisenstadt, S. N.
1968 *Modernization: Protest and Change*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Eliase, N. und J. L. Scotson
1965 *The Established and the Outsiders. A Sociological Inquiry into the Nature of Community Problems*. London: Case.
- Fallers, L.
1974 *The Social Anthropology of the Nation-State*.
- Fel, E. und T. Hofer
1969 *Proper Peasants: Traditional Life in a Hungarian Village*. Chicago: Aldine.
- Foster, G.
1967 *Tzintzuntzan: A Mexican Peasantry in a Changing World*. Boston: Little, Brown & Co.
- Frankenberg, R.
1966 *Communities in Britain: Social Life in Town and Country*. Baltimore: Penguin.
- Franklin, S. H.
1969 *The European Peasantry: The Final Phase*. London: Methuen.
- Galeski, B.
1971 *Basic Concepts of Rural Sociology*. Manchester: Manchester University Press.
- Gellner, E.
1964 *Thought and Change*. London: Weidenfeld & Nicolson.
- Gluckman, M.
1968 *The Utility of Equilibrium Models in the Study of Social Change*. *American Anthropologist* 70: 219-37.
- Golde, G.
1975 *Catholics and Protestants: Agricultural Modernization in Two German Villages*. New York und London: Academic.
- Gouldner, A. W.
1970 *The Coming Crisis in Western Sociology*. New York: Avon.
- Halpern, J.
1967 *The Changing Village Community*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Hobsbawm, E. J.
1973 *Peasants and politics*. *Journal of Peasant Studies* 1: 3-22.

- Hofer, T.**
1970 Anthropologists and Native Ethnographers at Work in Central European Villages. *Anthropologica* (Ottawa), n.s. 12 (1): 5-22.
- Honigmann, J. J. (Hg.)**
1970 Modernization and Tradition in Central European Rural Cultures. *Anthropologica* (Ottawa), n.s. 12 (1).
- Hunter, G.**
1969 Modernizing Peasant Societies: A Comparative Study in Asia and Africa. New York & London: Oxford University Press.
- Hymes, D. (Hg.)**
1974 Reinventing Anthropology. New York: Vintage.
- Kroeber, A. L.**
1948 Anthropology. New York: Harcourt, Brace & World.
- Landsberger, H.**
1973 Rural Protest: Peasant Movements and Social Change. New York: Barnes and Noble.
- Leacock, E. B. (Hg.)**
1971 The Culture of Poverty: A Critique. New York: Simon & Schuster.
- Lerner, D.**
1958 The Passing of Traditional Society. New York: Free Press.
- Lewis, Oscar**
1968 The Culture of Poverty. In L. Ferman, J. Kornbluh & A. Haber, Herausgeber. *Poverty in America*. Ann Arbor: University of Michigan Press, S. 405-415.
- Lopreato, J.**
1967 Peasants No More: Social Class and Social Change in an Underdeveloped Society. San Fransico: Chandler.
- Pi-Sunyer, O. (Hg.)**
1971 The Limits of Integration: Ethnicity and Nationalism in Modern Europe. University of Massachusetts Research Reports, Nr. 9. Amherst.
- Rostow, R. W.**
1960 The Stages of Economic Growth: A Non-Communist Manifesto. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schneider, J. und P. Schneider**
1976 Culture and Political Economy in Western Sicily. New York und London: Academic.
- Schneider, P., J. Schneider & E. Hansen**
1972 Modernization and Development: the role of regional elites and non-corporate groups in the European Mediterranean. *Comparative Studies in Society and History* 14: 328-50.
- Shanin, T. (Hg.)**
1971 Peasants and Peasant Societies. Harmondsworth: Penguin.
- Silverman, S.**
1974 Bailey's Politics: review article. *Journal of Peasant Studies* 2: 111-20.
- Silverman, S.**
1975 Three Bells of Civilization: The Life of an Italian Hill Town. London: Columbia University Press.
- Smith, C. A. (Hg.)**
1976 Regional Analysis. Vol. I Economic Systems; Vol. II Social Systems. New York und London: Academic.
- Spencer, R. F. und E. Johnson**
1968 Atlas for Anthropology. Dubuque: Brown.
- Theodoratus, R. J.**
1969 Europe: A Selected Ethnographic Bibliography. New Haven: HRAF Press.
- Tipps, D. C.**
1973 Modernization Theory and the Study of National Societies: A critical perspective. *Comparative Studies in Society and History* 15: 199-226.
- Wallerstein, I.**
1974 The Modern World System: Capitalist Agriculture and the Origins of the European World Economy in the Sixteenth Century. New York und London: Academic.
- Wolf, E. R.**
1969 Peasant Wars of the Twentieth Century. New York: Harper & Row.
1974 American Anthropologists and American Society. In: D. Hymes, *Reinventing Anthropology*. New York: Vintage: 251-263.

Zum Ansatz und theoretischen Hintergrund der Gemeindestudien in Skandinavien

BJARNE STOKLUND

Ziel dieses Artikels ist es, über die ethnologischen Gemeindestudien in Skandinavien zu orientieren. Es wird nicht möglich sein, eine deckende Übersicht über die Aktivitäten auf diesem Gebiet in allen skandinavischen Ländern zu geben. Geographisch werde ich mich im großen ganzen auf Schweden und Dänemark begrenzen, und die einzelnen Studien, die ich erwähne, sind nur Beispiele der verschiedenen Ansätze; viele andere könnten erwähnt werden.

Nicht nur geographisch sondern auch thematisch ist es notwendig, eine Abgrenzung vorzunehmen. Viele skandinavische Sozialwissenschaftler haben sich für die kleine Gemeinde als Lebensform und für die aktuellen Probleme der Stellung solcher Gemeinden innerhalb der großen Gesellschaft interessiert; auf Studien dieser Art werde ich aber nicht eingehen. Meine Angelegenheit ist es ausschließlich, das Gemeindestudium als spezifisch ethnologische Methode zu beleuchten. Es geht also nicht um das Studium *von* kleinen Gemeinden, sondern um das Studium *in* den kleinen Gemeinden. Oder anders gesagt: *Gemeinde als Mittel, nicht als Objekt.*

Was ich im folgenden zu geben versuche, ist also eine persönliche und selektive Skizze einiger wichtiger Entwicklungslinien. Anschließend werde ich einige theoretische Probleme erwähnen, die meiner Meinung nach aktuell für das ethnologische Gemeindestudium sind.

Lassen Sie mich mit einem fachhistorischen Rückblick beginnen, um zu zeigen, daß das Gemeindestudium in gewissen Beziehungen in Skandinavien sehr alt ist. Die Topographen der Aufklärung – die man freilich nicht die Begründer des Faches nennen kann, die aber von vielen wegen der Wahlverwandtschaft zu Ethnologen gemacht werden – haben hervorragende Beschreibungen nordischer Gemeinden am Ende des 18. Jahrhunderts gemacht. Nennen wir nur ein vorzügliches Beispiel dafür: die Beschreibung des Pfarrers Niels Blichers von Vium Pastorat in Jütland (Blicher 1795).

Der erste eigentliche Ethnologe in Skandinavien ist aber meiner Meinung nach Eilert Sundt in Norwegen, und er ist außerdem ein Forscher von erstaunlich modernem Zuschnitt. In den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unternahm er Untersuchungen der soziokulturellen Verhältnisse in Norwegen – von den außerehelichen Geburten bis zu den Prinzipien der Wohnkultur auf dem Lande. Ausgangspunkt waren oft aktuelle Gesellschaftsfragen, und sein Material hat er größtenteils selbst auf Wanderungen in den verschiedenen Teilen von Norwegen gesammelt. Methodisch wechselt er zwischen übersichtlichen Studien, wobei er ziemlich avanzierte statistische Methoden verwendet, und Gemeindestudien, wo es ihm möglich ist, die studierten Probleme im vollen Kontext zu analysieren. Beispiele solcher Gemeindestudien sind "Piperviken und Ruselökbakken. Untersuchungen über die Lebensverhältnisse und Sitten der Arbeiter in Christiania

(Oslo)" (Sundt 1858) und "Harham. Ein Beispiel aus den Fischereigeieten" (Sundt 1859).

Eilert Sundt war seiner Zeit voraus und bildete keine Schule. In allen skandinavischen Ländern war der Zeitraum vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts die große Periode des Sammelns. Riesige Mengen von Dokumentationsmaterial sowohl geistigen als materiellen Volksguts wurde in diesen Jahren in den Archiven und Museen zusammengetragen. Bevorzugte Studienobjekte sind einzelne Kulturgüter, auf Makroebene studiert, parallel läuft aber das Interesse an kulturgeschichtlicher Milieubeschreibung. In Dänemark begann H. F. Feilberg mit einer Schilderung einer Gemeinde auf der mittelschleswiger Heide (Feilberg 1863), und in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen gab der dänische volkskundliche Verein eine Reihe solcher Beschreibungen des Volksleben in den verschiedenen Teilen Dänemarks heraus. Ähnliche Lokalmonographien erschienen in den anderen nordischen Ländern; einige sind Aufzeichnungen lokaler Gewährsmänner, mehr oder weniger von akademischen Sammlern bearbeitet, einige sind von Dialektologen gemacht worden und wieder andere sind Arbeiten von Fachethnologen.

Unter diesen ragt das Buch von Sigurd Erixon über die Geschichte des Skultuna Kupferwerks heraus, allein wegen seines Umfangs (ca. 2000 Seiten). Es entstand als eine Auftragsarbeit, als Betriebsgeschichte von der Fabrik finanziert, weitete sich aber aus und wurde eine sehr detaillierte Beschreibung der ganzen Gemeinde, sowohl auf Feldarbeit wie archivalischen Quellen bauend. Der erste Teil erschien 1921, aber erst 1957 behandelte Sigurd Erixon die Fabrik und ihre Produktion; der Band über die Lebensverhältnisse der Arbeiter erschien erst nach seinem Tod (Erixon 1921-72). In dem Vorwort schreibt Sigurd Erixon, er hätte nie eine so umfangreiche Arbeit auf sich genommen, wenn er nicht dadurch wichtige Forschungsziele hätte erreichen können. Die Untersuchungen, die er zur selben Zeit von Gesellschaftsverhältnissen und Siedlungen auf Makroebene unternahm, betrachtet er "als eine in schnellem Tempo durchgeführte übersichtliche Erforschung der Phänomene, die durch eingehende Detailuntersuchungen in kleinen Gebieten an ausgewählten Punkten innerhalb des Reiches zu komplettieren sind". Hier wird also ein übergreifendes Forschungsprogramm entworfen, in dem Gemeindestudien als notwendige Ergänzung für die groß angelegte Sammel- und Forschungstätigkeit auf Makroebene ihren Platz haben. Ähnliche Überlegungen lagen den sogenannten "Punktuntersuchungen" zugrunde, die in den vierziger Jahren von den ethnologischen Untersuchungen des dänischen Nationalmuseums (NEU) initiiert wurden.

Wie verschieden diese Lokalmonographien der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auch sind, eins haben sie jedoch gemeinsam: sie sind fast nur deskriptiv, nicht analytisch. Oft sind sie nach demselben etwas stereotypen Schema aufgebaut mit Abschnitten wie: Dorf und Gegend, Häuser, Landwirtschaft und Handwerk, die Feste des Jahres, der Lebenszyklus, Magie und Aberglaube usw. Diese Disponierung der Materials, die wir auch bei Sigurd Erixon finden, neigt dazu, den Ausblick auf die strukturellen Zusammenhänge zu versperrern und die Analyse-möglichkeiten zu hemmen.

Einige der Gemeindestudien verwenden wie Skultuna eine lange historische Perspektive, andere aber sind synchrone Rekonstruktionen von Gemeinden und Lokalkulturen, die vor den Umwälzungen des modernen Zeitalters existierten. Die Wandlungen wurden höchstens in einem abschließenden Kapitel skizziert, man kann aber feststellen, daß das Thema "Wie die neue Zeit zur Gemeinde kam" immer mehr beachtet wurde und größeren Platz in den Monographien einnimmt. Aber wie die Beschreibungen der traditionellen Gemeinden den Charakter von systematischen Inventarien ihrer Bestandteile haben, so werden die Kapitel über die neue Zeit selten mehr als Verzeichnisse der kulturellen Neuigkeiten, die sich eingebürgert haben. Es fehlte der Volkskunde offensichtlich Motivation und Methodik sowohl für ein strukturelles Studium der traditionellen Gesellschaften als für eine Analyse des kulturellen Wandels auf der Mikroebene.

Der Durchbruch kam in Schweden in den fünfziger Jahren. Obwohl es schwierig ist, einen direkten Zusammenhang zu dokumentieren, bin ich versucht, dies mit den "Gottesman"-Vorlesungen von Robert Redfield in Uppsala 1953 in Verbindung zu setzen. Es waren die Vorlesungen, die später – unter dem Titel "The Little Community" gedruckt (Redfield 1960) – einer der anthropologischen Klassiker geworden sind. Die theoretischen Erörterungen, die Redfield vorführte, bauen auf Feldarbeit unter Bauern in Mexiko, wo die Anthropologen zum ersten Mal ein Studium von Kulturen und Gesellschaften, die den europäischen ähnlich sahen, angefangen hatten. Studien unter europäischen Bauern und Fischern folgten schnell danach (vgl. Cole 1977). Im Jahre nach der Redfield-Vorlesung erschien ein Aufsatz von Albert Eskeröd mit dem Titel "Folk Society" and "Western Civilization". A Suggestion to the Study of European Folk Cultures (Eskeröd 1954/55), in welchem er für den Gedanken Redfields und seine Bedeutung für die Volkskunde plädierte. Andere Indizien der Neuorientierung waren Gemeindestudien mit einem holistischen Blickwinkel wie z.B. der 1952 erschienene Aufsatz von Per Gräslund über zwei Inseldörfer, eins mit und eins ohne Flurbereinigung (Gräslund 1952).

Vor allem war es aber der Nachfolger von Sigurd Erixon, John Granlund, der für die Notwendigkeit und das Erwünschte in einem analysierenden Studium von kulturellen Einheiten plädierte. 1958 publizierte er eine kleine Studie über die Umwandlung einer Insel an der schwedischen Küste (Granlund 1958). Sie ähnelt den früheren ethnologischen Gemeindestudien darin, daß sie auf Feldarbeit wie auf Archivstudien baut, und daß sie genaue Beschreibungen der Bauten und der Technologie gibt. Neu ist aber, daß die komplexe Gewerbestruktur und die soziale Organisation der Insel ganzheitlich analysiert wird. Granlund konzentriert sich auf die Einführung von entscheidenden Novationen, wie die Flurbereinigung um 1830 und die Introduction der Kammerreuse für den Aalfang ein Jahrhundert später. Ferner versucht er festzustellen, welche Gebiete der gesamten sozioökonomischen Ganzheit sich ändern und welche Kontinuität zeigen.

In dem deutschsprachigen Sammelwerk von 1961 "Schwedische Volkskunde" macht John Granlund – mit den Begriffen von Marcel Maquet – eine Distinktion zwischen *elementarer* und *systematischer* Volkskunde oder Ethnologie (Granlund 1961). Unter elementarer Volkskunde versteht er das Studium der einzelnen Kulturelemente oder Kulturprodukte, während systematische Volkskunde das Studium von Systemen, von kulturellen und sozialen Ganzheiten ist. Die Aufgabe der

systematischen Volkskunde ist es, "die strukturbildenden Normen der Lebensführung zu erkennen. Das Ziel bei einem solchen Ausgehen von einer Gruppe oder einem Gemeinwesen ist demnach, das Kultur- und Handlungsmuster kennen zu lernen."

Teils auf Anregung von John Granlund, teils in der Erkenntnis, daß die Volkskunde in methodischer Hinsicht nicht ausreichte, wandten sich damals einige der Stockholmer Studenten an den sozialanthropologischen Lehrstuhl in Bergen. Hier hatte Professor Fredrik Barth Anfang der sechziger Jahre ein fruchtbares Forschungsmilieu geschaffen, das auch einen Reiz für die Volkskundler hatte, u.a. weil Barth und seine Schüler vielfach mit Untersuchungen norwegischer Gegenwartsmilieus arbeiteten. Ein anderer Vorzug war die methodische Stringenz, die für Barth charakteristisch ist und die namentlich in seinem theoretischen Hauptwerk "Models of Social Organization" erscheint (Barth 1966).

Barths Ausgangspunkt war die angelsächsische, funktionalistische Anthropologie, gegen die er sich aber kritisch wandte in der Erkenntnis, daß man mit dieser Methodik nur Gesellschaften im Gleichgewicht oder als mehr oder weniger statische Phänomene studieren kann. Die Funktionalisten können nach Barth sozialen Wandel nur so studieren, daß sie ein soziales System für zwei Zeitabschnitte beschreiben - und danach zwischen diesen beiden Zuständen interpolieren - oder sie können ausgehend von einem Zustand Veränderungen andeuten. Die Hauptaufgabe der Sozial-Anthropologie wird dann nach Barth sein, eine Methodik zu entwickeln, die es ermöglicht, Kultur nicht nur als System, sondern auch als Prozeß zu studieren. Wir müssen Modelle konstruieren, sagt er, die es ermöglichen, soziale und kulturelle Formen nicht nur zu beschreiben, sondern auch deren Entstehen (Generieren) zu erklären.

Die Formen oder Regelmäßigkeiten, die uns als Anthropologen oder Ethnologen interessieren, können als Summierungen der Wahl einzelner Menschen zwischen alternativen Möglichkeiten betrachtet werden. Wollen wir die sozio-kulturellen Regelmäßigkeiten erklären, müssen wir deshalb versuchen festzustellen, was die Wahl der einzelnen Menschen zwischen verschiedenen Handlungsmöglichkeiten leitet. Ein Mensch handelt vor allem in Übereinstimmung mit den Werten und Normen, die er mehr oder weniger ausgeprägt mit seiner Gruppe teilt. Dieses Wertsystem, das die Menschen einer Gruppe gemeinsam haben, nennt Barth Kultur. Die Kultur ist bestimmend für die Handlungen, die aber ihrerseits laufend das Wertsystem durch eine feed-back-Wirkung beeinflussen.

Man kann nun die Frage stellen: Warum hat eine gewisse Gruppe von Menschen eine solche kulturelle Gemeinschaft? Wie wird eine solche Wert-Integration geschaffen? Nach der Auffassung Barths muß sie als eine Folge von gewissen sozialen Aktivitäten, die er *Transaktionen* nennt, betrachtet werden. Transaktionen sind allerlei Handlungen zwischen Menschen, wo beide Parteien durch Interaktionen danach streben, mehr Gewinn als Verlust zu haben oder wenigstens einen ebenso großen Gewinn als Verlust, was Barth *Wertmaximierung* nennt. Die Transaktionen können wie strategische Spiele, wo jeder Zug die Lage ändert und die folgenden Handlungswahlen kanalisiert, betrachtet werden. Durch Analyse solcher Transaktionen begreift man den Prozeß - den Kulturprozeß -, der Konsistenz unter Wertsystemen schafft - oder anders gesagt, die kulturelle Ge-

meinschaft einer Gruppe formt. Transaktionen sind nämlich ohne einen gemeinsamen Maßstab - und zwar in der Form eines gemeinsamen Wertsystems - nicht möglich. Um den kulturellen Prozeß zu verstehen, ist es aber nicht genug, die Erfahrungen, die Werte und die Normen der handelnden Menschen zu kennen. Man muß auch die äußeren Möglichkeiten und Begrenzungen dieser Menschen in Betracht ziehen; das wird von Barth als *Opportunitätssituation* bezeichnet.

Der erste Ethnologe, bei dem diese neue theoretische und methodische Orientierung deutlich zum Ausdruck kam, ist Åke Daun, und zwar in seinem Beitrag von 1969 mit dem ungewöhnlichen Titel "Auf, zum Kampf in Batskärsnäs!" (Daun 1969). Die Neuorientierung verrät sich nicht nur in der Methodik, sondern auch in der Wahl des Themas. Es ist ein Gegenwartsstudium und zwar mit aktuellem Ausgangspunkt: Die Pläne zur Niederlegung einer Sägewerksgemeinde infolge einer Rationalisierung; Pläne, die erhebliche Aufmerksamkeit und Diskussion in der Öffentlichkeit erweckt hatten.

Die Batskärsnäs-Untersuchung bedient sich als Gegenwartsstudium der bevorzugten Technik der Sozial-Anthropologen: *participant observation*, teilnehmende Observation während eines längeren Aufenthaltes in der studierten Gemeinde - als Ergänzung für Interviews. Das war eine neue Technik für die schwedischen Ethnologen, die sich bis dahin fast ausschließlich mit der Rekonstruktion verschwundener oder verschwindender Gemeinden oder Kulturen beschäftigt hatten. Neu ist auch das Interesse für den einzelnen agierenden Menschen als Vehikel im Kulturprozeß. Man merkt hier deutlich die Anregung von der Arbeit Barths über die Rolle des sogenannten *Entrepreneurs* bei sozialem Wandel im nördlichen Norwegen (Barth 1963).

Vor allen Dingen ruht die Analyse in Batskärsnäs jedoch auf dem generativen Kulturbegriff von Barth und auf der oben skizzierten Methodik der Erforschung von menschlichen Handlungsmustern. Wenn die Bewohner der kleinen Gemeinde so überraschend kräftig gegen die Niederlegung und die Übersiedlung reagierten, muß es als ein Ausdruck dafür betrachtet werden, daß sie wohl angepaßt waren, sowohl ökonomisch als auch kulturell. Alle waren Sägewerksarbeiter und fast alle betrieben als Nebengeschäft ein wenig Fischerei. Das war nicht nur ein wichtiges ökonomisches Supplement, sondern auch eine der wichtigsten Freizeitaktivitäten. Eine andere war ein blühendes Vereinswesen. Diese Aktivitäten vereinten die Bewohner in gemeinsamer Arbeit, waren aber außerdem stehende Gesprächsthemen, die die Einigkeit darüber kommunizierte, daß es wertvoll war, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen. Oder anders gesagt: durch häufige Interaktion wurde die kulturelle Integration vertieft.

Mehrere jüngere schwedische Ethnologen, wie z.B. Orvar Löfgren (1969) und Billy Ehn (1975) haben Gemeindestudien nach denselben methodischen Richtlinien durchgeführt. Ich werde nicht auf diese Studien eingehen, sondern wähle stattdessen eine dänische Untersuchung, wo der Einfluß Barthianischer Methodik ebenfalls deutlich ist - und zwar das Buch von Ellen Damgaard und Poul H. Moustgaard über Organisation und Technologie einer westjütischen Konsumfischerei (Damgaard u. Moustgaard 1974).

Die beiden Verfasser haben Feldarbeit in Hvide Sande ausgeführt, einer der kleinen Fischerkommunen, die in diesem Jahrhundert auf der jütischen Westküste entstanden sind. Faszinierend bei dieser Gemeinde ist, daß sie sich technologisch und organisatorisch von den übrigen Fischerhäfen der Region unterscheidet. Die Hvide Sande Fischer treiben eine ausgeprägte Konsumfischerei von ziemlich kleinen Fahrzeugen mit einer sehr arbeitsintensiven Technologie und mit einer sozialen Organisation, die die ganze Familie in eine Arbeitsgemeinschaft involviert. Für eine oberflächliche Betrachtung könnte diese Fischerei – wie die Verfasser sagen – wie ein Relikt-Phänomen aussehen und aufgefaßt werden. Es ist auch unverkennbar, daß diese Fangmethode technologisch und organisatorisch Ähnlichkeit hat mit dem Wirtschaftsleben der Gegend zur Zeit der Fischerbauern und der teilweisen Selbstversorgung. Hieraus läßt sich aber nicht schließen, daß diese Fischerei sich bis in die Gegenwart aus reinem Traditionalismus erhalten hat, während man in anderen Fischerhäfen neuere Geräte und Methoden eingeführt hat. Weder in der neueren Geschichte von Hvide Sande noch in der Gegenwart gibt es Züge, die darauf deuten, daß man unter diesen Leuten ein Verhalten oder solche soziale Formen findet, die Barrieren gegen die Übernahme von Innovationen bilden könnten. Statt dessen versuchen die Verfasser, das Gewerbestruktur in Hvide Sande von den Voraussetzungen der Fischer, ihrer Situation und ihrem gemeinsamen kulturellen Hintergrund zu verstehen und zu erklären. In diesem breiten Zusammenhang gesehen, wird ihre Wahl sinnvoll und rationell, und man kann mit Recht von "traditionellem Fang als moderne Anpassung" sprechen.

Die Hvide Sande Untersuchung demonstriert sehr pädagogisch die Vorzüge und Möglichkeiten der Methode. Es ist aber kaum ein Zufall, daß so viele ethnologische Gemeindestudien gerade Fischerdörfer und andere leicht abgrenzbare Lokalitäten ausgewählt haben, Gemeinden mit unkomplizierter Gewerbestruktur und mit solchen soziokulturellen Änderungen, die verhältnismäßig leicht greifbar sind. Die Methode hat ihre Stärke gerade beim Studium solcher kleiner Gemeinden, während Versuche, die Methodik auf Studien der komplexen modernen Gesellschaft zu applizieren, schnell schwerwiegende Probleme aufwerfen.

Das tritt in Åke Dauns Dissertation über "Vorortleben" in dem Stockholmer Vorort Vårberg deutlich hervor (Daun 1974). Das Buch ist wertvoll und interessant als einer der ersten Versuche, die Großstadtkultur näher zu analysieren und zu bestimmen. Hier wollen wir es aber nur unter einem methodischen Gesichtswinkel betrachten. Wenn man eine "Schlafstadt" wie Vårberg studiert, hat man es mit einem Phänomen zu tun, das nicht mehr den totalen Rahmen des Lebens einiger Menschen bildet. Ihr Dasein spielt sich auf verschiedenen Szenen ab: Wohnung, Arbeitsplatz, Ferienort usw. und muß deshalb in anderen Kategorien studiert und analysiert werden. Die Probleme begegnen dem Forscher schon während des Sammelstadiums, denn mit der bevorzugten Technik – der teilnehmenden Observation – ist in einer Gemeinde wie Vårberg nicht viel anzufangen. Die Untersuchung Dauns ist folglich auch überwiegend auf Interviews mit den Bewohnern aufgebaut.

Das Buch trägt als Untertitel "Ein ethnologisches Studium von kulturellem Wandel". Wer aber deshalb eine Analyse derjenigen Änderungsprozesse, die ein Phänomen wie Vårberg geschaffen haben, zu finden erwartet, wird enttäuscht. Statt dessen beschreibt Åke Daun ein anderes Stockholmer Viertel, so wie es vor

fünfzig Jahren aussah und mit dem Leben, das sich damals abgespielt hat und legt es als diametralen Gegensatz zu Vårberg vor: Dort waren Wohnort und Arbeitsplatz ganz nahe beieinander, Arbeit und Freizeit waren nicht so deutlich getrennt, die Gesellschaft war homogener und die Interaktion zwischen den Bewohnern häufiger und unformeller. Was Åke Daun hier praktiziert, ist also die geprüfte komparative Methode der Sozial-Anthropologen: zwei synchrone Schnitte zeigen, daß geänderte äußere Umstände verschiedene sozio-kulturelle Systeme ergeben. Die Prozesse aber liegen als Interpolation zwischen den Schnitten, nicht als ein dokumentierter zeitlicher Verlauf.

Diese Abhandlung von Åke Daun aktualisiert zwei Probleme, die beim Studium der modernen Großstadt besonders auffallen, die aber tatsächlich zentral für die Gemeindestudien im allgemeinen sind. Das eine ist die Frage, wie man eine Methode entwickelt, die es ermöglicht, kulturelle Prozesse zeitlich zu studieren. Das andere ist das Problem von der Abgrenzung des Gemeindestudiums: Welche Einheiten oder Komplexe sind sinnvolle Ausgangspunkte für Studien dieser Art?

Beide Probleme sind in mehreren Zusammenhängen von Börje Hanssen diskutiert worden; er ist überhaupt der skandinavische Ethnologe, der sich am intensivsten mit den theoretischen und methodischen Aspekten des Gemeindestudiums beschäftigt hat. Zu seinen wichtigsten Voraussetzungen zählt die interdisziplinäre Arbeitsgruppe, die in den vierziger Jahren unter der Leitung von Gregor Paulsson das große Werk über die schwedischen Städte, "Svensk stad" (Paulsson 1950-53) ausarbeitete. Als wichtiges methodisches Hilfsmittel bei dieser holistischen Untersuchung der Städte entwickelte die Gruppe ein Gemeindestudium, das auf archivalischen Untersuchungen wie auf Feldarbeit aufbaut.

Der Hauptteil der umfassenden Studien von Börje Hanssen kann als ein Versuch, historische und anthropologische Methodik zu vereinigen, betrachtet werden, und eine solche Integration ist meiner Meinung nach tatsächlich eine wichtige Aufgabe der Europäischen Ethnologie. Wir haben in den meisten europäischen Ländern die Möglichkeiten für Studien der kulturellen Prozesse in langer diachroner Perspektive, ohne sich dem zu ergeben, was von Radcliffe-Brown etwas geringschätzend "conjectural history" genannt wurde. Skandinavien ist in dieser Hinsicht besonders günstig gestellt, denn es gibt bei uns ein demographisches Material, das es ermöglicht, die Primärgruppen einer 200-300jährigen Periode zu rekonstruieren. Für die gleiche Zeit machen es andere Archivalien möglich, die ökonomische Basis der einzelnen Gruppen sowie wichtige Teile ihrer kulturellen Objektivationen zu analysieren.

Methodisch ist das Hauptproblem die noch ungelöste Aufgabe, synchrone Strukturanalyse mit diachroner Prozeßanalyse zu vereinigen. Für den Ethnologen oder Anthropologen löst sich die Geschichte oft in Serien von synchronen Querschnitten auf. Dagegen steht das Verfahren des traditionellen Historikers, der oft in seiner Geschichtsschreibung den Wandel mit allgemeinen Ausdrücken wie "Steigung", "Blüte", "Verfall", "wurde immer mehr verbreitet" u.ä. beschreibt, wenn er nicht die Verläufe als einfache Kausalzusammenhänge erklärt. Börje Hanssen warnt vor beiden Verfahren, die den Mikroforscher jedenfalls nicht befriedigen können. Strukturen bestehen aus verschiedenen Komponenten, die sich gegenseitig bedingen. Zeitliche Änderungen solcher Strukturen können nicht als Ur-

sache-Wirkung-Zusammenhänge analysiert werden, sie müssen vielmehr als *supplementäre Prozesse*, wie Börje Hanssen sie nennt, aufgefaßt werden. Dabei versteht er das Phänomen, daß zwei oder mehrere Faktoren eine längere Zeit hindurch zusammen variieren so, daß man einen Zusammenhang zwischen den beiden annehmen müsse (Hanssen 1975).

Ich selbst habe an einer Untersuchung mit langer historischer Perspektive gearbeitet, und zwar auf der kleinen Insel Läsö im Kattegat (Stoklund 1971, 1972). Mein Ausgangspunkt war eine Beschreibung und Analyse der sehr eigenartigen Kultur, die es bis zum ersten Weltkrieg auf der Insel gab und deren ökonomische Grundlage eine Kombination von Seefahrt, Fischerei und Landwirtschaft war. Die Insel war in historischer Zeit mehreren ökologischen Änderungen unterworfen, und diese Änderungen sowie ihre Konsequenzen sind seit der Zeit um etwa 1600 – dank eines guten Archivmaterials – ziemlich gut dokumentiert. Es war deshalb eine naheliegende Aufgabe zu versuchen, die kulturellen Prozesse klarzulegen, die diese eigentümliche Inselkultur geschaffen haben. Es ist nicht möglich, hier auf meine Untersuchung näher einzugehen, nur ein Beispiel soll erwähnt werden: Die besondere Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen und das damit zusammenhängende Rollenmuster, das für die Insel im 19. Jahrhundert charakteristisch war, ist ausgeformt worden durch den Übergang von lokaler Seefahrt mit kleinen Schiffen zur Teilnahme an der internationalen Segelschiffahrt als verheuerte Seeleute. Es gibt in diesem Punkt wie auf anderen Gebieten einen komplexen Zusammenhang und ein Zusammenwirken zwischen lokaler Kultur, ökologischen Veränderungen und äußeren ökonomischen und politischen Verhältnissen.

Obwohl Läsö eine der skandinavischen Gemeinden ist, die sich geographisch wie kulturell am leichtesten abgrenzen läßt, kann sie jedoch nicht ganz isoliert betrachtet werden. Das Gemeindestudium wird heutzutage oft kritisiert und zwar mit der Begründung, die entscheidenden Faktoren, die die Kultur determinieren, seien außerhalb der lokalen Gemeinde zu finden. Für die Ethnologen und Volkskundler, die sich immer mit komplexen Gesellschaften und Kulturen beschäftigt haben, sollte es eigentlich selbstverständlich sein, daß eine Gemeinde sich nicht isolieren läßt. Diese Erkenntnis impliziert aber auch, daß ein komparatives Studium – anthropologischer Art – von lokalen Gemeinden ohne Rücksicht auf die größeren Zusammenhänge, in welche die Gemeinden integriert sind, nicht ohne weiteres praktiziert werden kann. Zu den Relationen zwischen der kleinen Gemeinde und der großen Gesellschaft werden wir im folgenden zurückkehren.

Hier wenden wir uns zunächst der Frage von der relevanten Untersuchungseinheit des Mikroforschers zu. Auch diese Frage ist früh von Börje Hanssen erörtert worden. In seiner bahnbrechenden Arbeit von 1952 über "Sozial-anthropologische Zusammenhänge im 17. und 18. Jahrhundert" in Österlen, einem Teil vom südlichen Schweden, introduziert er den Begriff *Aktivitätsfeld* oder *Interaktionsfeld* (Hanssen 1952, 1953). Er sagt darüber u.a.: Eine Forschung auf lokaler Ebene umfaßt oft eine formelle Lokalität, die tatsächlich keinen ökologischen und ökonomischen Realitäten entspricht. Es kann deshalb nützlich sein, in der Analyse von Begriffen wie Stadt und Dorf abzusehen und statt dessen mit Aktivitätsfeldern zu operieren. Darunter versteht er die Systeme, die das Netzwerk der zwischenmenschlichen Kontakte der Individuen ausmachen. Man kann nicht ein Aktivitätsfeld oder ein System verbundener Aktivitätsfelder mit einer geogra-

phischen Einheit gleichsetzen, obwohl es sich geographisch darstellen läßt. Deshalb ist auch Österlen nur eine ungefähre Bestimmung des Studiengebiets von Börje Hanssen: bald operiert er mit einer begrenzten Anzahl von lokalen Aktivitätsfeldern, bald reicht das Netzwerk über die Grenzen von Österlen hinaus. Die Aktivitätsfelder sind bei den verschiedenen Kategorien in einem Dorf verschieden, und deshalb können diese Felder auch weiter für die Abgrenzung und Bestimmung der soziokulturellen Varianten verwendet werden.

Geht man vom Feldbegriff aus, so ist es in einer Weise sinnvoll, Einheiten zu wählen, die kleiner sind als die Gemeinde, da man dann die menschliche Aktivität im einzelnen typischen Haushalt oder im einzelnen typischen Individuum studieren kann. Erörterungen dieser Art liegen hinter dem seit einigen Jahren verfolgten Interesse des Kopenhagener Instituts für Bauerntagebücher. Solche Tagebücher gibt es seit der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, aber erst seit ungefähr 1820 treten sie in so großer Anzahl auf und sind sie so systematisch geschrieben, daß sie für Analysen von Aktivitätsmustern anwendbar werden. Das Tagebuch ist gewöhnlich vom Hausvater, dem Bauern, geführt. Es registriert seine ökonomischen Aktivitäten – oder die des ganzen Hauses – Tag für Tag, Woche für Woche, so daß man aus diesen Notizen heraus ein typisches Arbeitsjahr zeichnen kann. Außerdem enthalten sie gewöhnlich Erläuterungen über die Interaktion mit Individuen oder Gruppen außerhalb des Hauses – seien sie ökonomischer oder rein sozialer Art – so daß das ganze Aktivitätsfeld des Tagebuchschreibers sich kartieren und analysieren läßt. Laufen nun die Tagebücher über eine längere Reihe von Jahren, können sie wesentliche Abschnitte eines Lebenszyklus geben, so wie sie auch Ausgangspunkt für eine Analyse des sozio-kulturellen Wandels auf Individuum- oder Haushaltsebene bilden können. Eine Analyse dieser Art ist in einer ungedruckten Arbeit von Gudrun Gormsen (Gormsen 1976) durchgeführt. Sie geht aus von dem Tagebuch eines Bauern auf der großen Karup Heide-Ebene im nördlichen Jütland (in den Jahren 1829-1857 geschrieben) und bietet eine Analyse der ökonomischen und sozialen Organisation eines typischen Heidebetriebs.

Es gibt ethnologische Untersuchungen ganz anderer Art, wo auf ähnliche Weise die einzelne Familie oder der Haushalt als Typ behandelt wird. So haben Damgaard und Moustgaard mittels einer Kopenhagener Apotheker-Familie um 1890 die Werte und Normen in der bürgerlichen Oberschicht des ausklingenden 19. Jahrhunderts beleuchtet (Damgaard u. Moustgaard 1970). Billy und Siv Ehn haben ein halbes Jahr im Haus einer Bauernfamilie im südlichen Polen verbracht und schildern sehr lebhaft das tägliche Leben dieser Familie sowie die Relationen zwischen den einzelnen Familienmitgliedern und zu den anderen Dorfbewohnern (Ehn 1977). Ihre Ambition geht aber weiter: sie möchten in dieser einzelnen Familie die ganze polnische Gesellschaft spiegeln.

Ausgehend vom Feldbegriff kann man aber auch ganz anders verfahren und statt einer Gemeinde eine "komplexe Region" als Studienobjekt wählen, wie ja Börje Hanssen es mit seinen Österlen-Studien tatsächlich gemacht hat. Auf dieselbe Weise hat Palle O. Christiansen für seine Untersuchung vom Gutsgebiet Giesegard auf Seeland (Christiansen 1974, 1978) keine Gemeinde, sondern eine Region gewählt, worin eine Reihe von verschiedenen sozio-kulturellen Einheiten eingehen. Wie bei Österlen kann man auch hier das Studiengebiet nicht genau geographisch abgrenzen, eher geht es um das Influenzgebiet des Gutes und die gegenseitig

verbundenen Gruppen oder Aktivitätsfelder, die da ausgeschieden werden können. Er versucht, innerhalb dieses Rahmens die verschiedenen Kategorien von Kättern, Pächtern, Hofpächtern, Bauern und Forstarbeitern, ihre Lebensbedingungen, Interaktionsmuster und unterschiedliche Abhängigkeit vom Gute zu analysieren und dies als Ergebnisse zeitlicher Prozesse aufzufassen. Die Untersuchung arbeitet mit einer Zeitperspektive von ungefähr 250 Jahren.

In dieser Arbeit von Palle O. Christiansen trifft sich eine Börje Hanssen-Inspiration mit Einflüssen von Bergen, diesmal zwar nicht von Fredrik Barth sondern von seinem Nachfolger (als Professor), Reidar Grønhaug, der ähnliche Studien über eine "komplexe Region" in der südlichen Türkei gemacht hat (Grønhaug 1971, 1974). Seine Region besteht aus Gemeinden, die in Größe, Form und Funktion verschieden sind.

Life and activities in such local communities are complementary and mutually dependent: what the villager is doing in his community, has an impact upon, and is influenced by, the sections of townspeople, nomads, seminomads, the representatives of the state, and people belonging to ethnic and religious categories different from his own. Since the various section units, located in separate communities are interdependent within a larger regional organisation, we may assume that changes in the structure of the single community are empirically related to changes in the structure of units involved, as well as in the more inclusive system as a whole (Grønhaug 1971).

Die Ansatz, der hier von Grønhaug skizziert wird, ist symptomatisch für eine methodische Neuorientierung, die sich in diesen Jahren auf vielen Gebieten und in verschiedenen Formen in der Anthropologie geltend macht und die man vielleicht "Aufbruch vom Gemeindestudium" nennen könnte. Diese Entwicklung ist u.a. von Ulf Hannerz in einer schwedischen Übersicht (Hannerz 1973) behandelt worden, wie auch von John Cole, was die anthropologischen Studien in Europa betrifft (Cole 1977).

Ein ähnlicher "Aufbruch" ist in den letzten Jahren auch innerhalb der skandinavischen Ethnologie deutlich geworden. Charakteristisch für diese Entwicklung ist die Dissertation von Orvar Löfgren über "Fänger in der Industriegesellschaft" (Löfgren 1977). Die Arbeit wurde als eine klassische Gemeindestudie vor zehn Jahren begonnen mit einer kleinen Fischersiedlung, Bua an der halländischen Küste, als Studienobjekt (vgl. Löfgren 1969). "Im Mikrokosmos der Gemeinde", so sagt Orvar Löfgren, "bekommt man das Gefühl, Überblick zu haben und eine Ganzheit ergreifen zu können. Allmählich aber entdeckt man, daß diese Ganzheit nur scheinbar ist, und daß andere größere Zusammenhänge immer wieder in die lokale Lebensformen hineingreifen. Die Grenzen der Gemeinde fangen an, sich aufzulösen. Das Heilmittel ist nicht, den Mikrokosmos dem Makrokosmos oder Gemeinde der Außenwelt gegenüberzustellen. Die Integration mit der Umwelt geschieht auf mehreren verschiedenen Ebenen, dringt quer durch die Gemeinde und durchsäuert die kulturelle Welt der Individuen". Die Gemeindestudien geben uns wohl eine Reihe von tiefgehenden Analysen aber eine atomistische Kenntnis. Die Studien illustrieren die kulturellen Variationen, selten aber die dahinter liegenden generellen Muster.

Die Arbeit Orvar Löfgrens entwickelte sich durch diese methodischen Erwägungen zu einem komparativen Studium von Fischergemeinden und Fischerkulturen - die Hallandküste entlang, in Schweden und im ganzen nordatlantischen Raum. Die Dissertation ist nicht leicht methodisch zu rubrizieren, obwohl sie am ehesten als eine Studie einer sozialen Kategorie und deren kultureller Prägung zu charakterisieren ist. Dabei zeigt sie Ähnlichkeit mit der Arbeit von Knut Weibust über die soziale Organisation der Seemannschaften (Weibust 1969).

Die ursprüngliche Gemeindestudie ist nur ein kleiner Teil der Abhandlung, aber ein unentbehrlicher Teil; denn eben durch diese Mikroanalyse wurde die tiefere Einsicht in die Zusammenhänge gewonnen und in die Faktoren, die die verschiedenen soziokulturellen Formen generieren. Auf ähnliche Weise wird das Gemeindestudium mit seiner wichtigen heuristischen Funktion in anderen ethnologischen Arbeiten seinen Platz in einem größeren methodischen Zusammenhang finden.

Das Gemeindestudium - oder sagen wir besser die Mikroanalyse - hat seine Rolle nicht ausgespielt; seine Möglichkeiten sind vielmehr immer noch nur unvollständig erprobt. Mikro- und Makroanalysen müssen aber parallel laufen und einander ergänzen. Eine solche Wechselbeziehung zwischen den beiden analytischen Vorgängen wurde schon vor mehr als hundert Jahren von Eilert Sundt praktiziert, sie ist aber heute nicht weniger aktuell.

Literatur

Barth, Fredrik (Hg.)

- 1963 The Role of the Entrepreneur in Social Change in Northern Norway. Årsbok for universitetet i Bergen. Hum.serier.
1966 Models of Social Organisation. Royal Anthropological Institute, Occasional Paper 23, London.

Blicher, Niels

- 1795 Topographie over Vium Praestekald.

Christiansen, Palle O.

- 1974 Lebenskonditionen und Interaktion in einer komplexen Region. In: *Kieler Blätter zur Volkskunde* VI, S. 109 - 130.
1978 Forms of Peasant Dependency in a Danish Estate 1775 - 1975. In: *Peasant Studies* 1978: 1. Pittsburg.

Cole, John W.

- 1977 Anthropology Comes Part-Way Home: Community Studies in Europe. In: *Annual Review of Anthropology* vol. 6, S. 349 - 378.

Damgaard, Ellen u. Poul Moustgaard

- 1970 Et hjem - en familie. En etnologisk punktundersøgelse af et borgerligt københavnsk miljø o. 1890. *Folkelivsstudier* 3. København.
1974 Garnfiskere. Organisation og teknologi i et vestjysk konsumfiskeri. Esbjerg.

Daun, Åke

- 1969 Upp til kamp i Batskärsnäs. En etnologisk studie av et samhälle inför industrinredläggelse. Stockholm.
1974 Förortsliv. En etnologisk studie av kulturell förändring. Stockholm.

Ehn, Billy

- 1975 Sötebrödet. En etnologisk skildring av jugoslaver i ett dalsländskt pappersbrukssamhälle.

Ehn, Billy u. Siv

- 1977 En polsk familj. Kristiansstad.

Erixon, Sigurd

- 1921-1972 Skultuna bruks historia I - III. Stockholm. Uppsala.

Eskeröd, Albert

- 1953-54 "Folk Society" and "Western Civilization", a Suggestion to the Study of European Folk Cultures. In: *Folk-Liv* 17/18.

Feilberg, H. F.

- 1863 Fra Heden. Folkelivsskildringer fra Mellemslesvig ved Aar 1860 (Neue Ausgabe 1920).

Gomsen, Gudrun

- 1976 Peder Knudsens dagbog 1829-1857. En analyse af økonomisk og social organisation. Utrykt prisopgave i europäisk etnologi 1976, Institut for europäisk folkelivsforskning, København.

Granhund, John

- 1956 Runnö i Kalmarsund. En skärgårdsöms omvandling. In: *Stranda härads hembygds-förenings årsskrift* 31/32, S. 3-113.
1961 Der gegenwärtige Stand der schwedischen Volkskunde. In: Berg et al. (Hrsg.): *Schwedische Volkskunde*, Stockholm S. 38 ff.

Gräslund, Per

- 1952 Harstena och Krakmarö. En oskiftat och en skiftat skärgårdsö. In: *Liv och folk-kultur* V, S. 68-109.

Grønhaug, Reidar

- 1971 Changing Community Structures and Intercommunity Relationships in Southern Turkey. In: *Folk* vol. 13, S. 49-166.
1974 Micro-macro Relations. Social organization in Antalya, Southern Turkey. Diss. Bergen.

Hannerz, Ulf

- 1973 (Hrsg.) Lokalsamhället och omvärlden. Socialantropologiske studier i urval. Stockholm.

Hanssen, Bötje

- 1952 Österlen. En studie över social-antropologiska sammanhang under 1600- och 1700-talen i sydöstra Skåne. Ystad (Neue Ausgabe 1977).
1953 Fields of Social Activity and their Dynamics. In: *Transactions of the Westermarck Society* vol. II. Åbo.
1975 Metodiske synpunkter på studiet af lokalsamfund. In: *Det danske historikermøde* 1973. København.

Löfgren, Orvar

- 1969 Fiskarna vid Båttfjorden. In: *Varbergs museums årsbok*.
1977 Fangstmän i industrisamhället. En halländsk kustbygds omvandling 1800-1970. Lund.

Paulsson, Gregor

- 1950-53 (Hrsg.) Svensk stad I. Liv och stil i svenska städer under 1800-talet. Stockholm 1950. II. Fran bruksby till trädgårdsstad. Stockholm 1953.

Redfield, Robert

- 1960 The Little Community. Chicago.

Stoklund, Bjarne

- 1971 Ökologisk tilpasning i et dansk ösamfund. In: Löfgren u. Daun (Hrsg.): *Ekologi och Kultur*. København, S. 35-42.
1972 Tömmerskuderne fra Läsö. In: *Handels og søfartsmuseets årbog* 31. S. 153-198.

Sundt, Eilert

- 1858 Om Piperviken og Ruselökbakken, Undersøgelser om Arbejdsklassens Kaar og Sæder i Christiania. Christiania. Neue Ausgabe Oslo 1968.
1859 Harham. Et Eksempel fra Fiskeridistrikterne. Christiania. Neue Ausgabe Oslo 1971.

Weibust, Knut

- 1969 Deep Sea Sailors. A Study in Maritime Ethnology. Nordiska Museets handlingar 71, Stockholm.

Methoden und Resultate der ethnologischen Untersuchungen lokaler Gemeinschaften in Polen

JÓZEF BURSZTA

Das Thema meines Referates nennt die lokale Gemeinschaft, während bei dem Kongreß die Gemeinde auf dem Programm steht. Der Begriff "Gemeinde" hat in Polen im Vergleich mit den deutschsprachigen Gebieten eine andere Bedeutung. In Polen ist "Gemeinde" eine summarische Zusammenfassung einiger Siedlungen, die insgesamt eine administrative Einheit – die sogenannte "Gemeinde" (gmina) – bilden. Man kann also sagen, die Gemeinde würde zum Typus einer lokalen Gemeinschaft eines zweiten, höheren Grades. Der Begriff "lokale Gemeinschaft" bezieht sich dagegen auf die einzelne, räumlich begrenzte Siedlung. Ihr klassischer Repräsentant ist das Dorf. Eine lokale Gemeinschaft kann auch eine Kleinstadt oder ein Stadtviertel sein. In diesem Referat wird unter "lokaler Gemeinschaft" das Dorf als Forschungsgegenstand der ethnographischen Forschungen in Polen verstanden.

In den volkskundlichen Untersuchungen unterscheidet man zudem die sogenannte traditionelle Dorfgemeinschaft. Dies ist diejenige Gemeinschaft, die sich nach der Abschaffung der Untertänigkeit und der Leibeigenschaft (etwa von der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts an) herausgebildet hat und die bis etwa zum 1. Weltkrieg überdauerte. Sie kennzeichnete sich durch eine relative Isolation und durch die wirtschaftliche Selbstgenügsamkeit, die vollständig die wirtschaftlich-kulturellen Bedürfnisse ihrer Mitglieder zu decken imstande war; weiterhin durch das vollbewußte Verbundenheitsgefühl innerhalb der Gruppe und durch die Einheitlichkeit der Sitten und Bräuche, die durch den spezifischen Druck der öffentlichen Dorfmeinung reguliert waren. Die allmähliche Umwandlung der traditionellen Dorfgemeinschaft nahm ihren Anfang in der Zwischenkriegszeit, worauf dann die stürmischen Umwandlungen nach dem 2. Weltkrieg folgten.

Die polnische Volkskunde hat in der Erforschung der lokalen Dorfgemeinschaften bereits mehrere Phasen durchgemacht. Wenden wir unser Augenmerk zunächst den Veränderungen in den Analysemethoden für die gesellschaftlich-kulturellen Gegebenheiten zu.

Das Interesse am Leben lokaler Gemeinschaften entstand in Polen zugleich mit der Entstehung von Gesellschaftsromanen. Schon in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand eine Reihe von Romanen, die thematisch dem Leben auf dem Dorf oder in Kleinstädten gewidmet waren und die noch heute als literarische Gattung lebendig sind. Eines der hervorragendsten Beispiele ist das Epos "Die Bauern" von W. S. Reymont. Für die Ethnographie sind die Gesellschaftsromane jedoch lediglich faktographisches Quellenmaterial.

Das wissenschaftliche Interesse an lokalen Gemeinschaften entstand zunächst im Rahmen der Ethnographie, später der Gesellschafts-Wirtschaftsgeschichte und im Rahmen der Soziologie. Gegenwärtig hat dieses Interesse vorwiegend gesellschafts-anthropologischen Charakter.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts bildete sich ein spezifisches ethnographisches Modell der Territorial- und Dorfmonographie heraus, deren Schöpfer der größte polnische Ethnograph des 19. Jahrhunderts und zugleich der Begründer der polnischen Ethnographie und Folkloristik – Oskar Kolberg – war. Es handelt sich hier im Grunde genommen um ein Modell der Regionalmonographie, das von Kolberg in seinen sämtlichen Monographien verwendet wurde und das bis auf den heutigen Tag ohne größere Veränderungen nachgeahmt wird und auch bei Ortsmonographien Anwendung findet. In den Zwischenkriegsjahren hat K. Moszyński das Kolberger Modell weiterentwickelt und theoretisch bearbeitet. Dieses Modell ging aus der positivistisch-evolutionistischen Aufteilung der Kultur hervor und unterschied materielle, geistige und gesellschaftliche Kultur, wobei die einzelnen Kulturschöpfungen aus den jeweiligen Gebieten auf der Grundlage einer steigenden Komplexität und einer formal-logischen Anordnung eingeordnet wurden.

Das ethnographische Modell einer Ortsmonographie (für Dörfer, Kleinstädte) stützte sich auf die atomistische Kulturauffassung, die es ermöglichte, sich mit jeder Kulturschöpfung im einzelnen zu befassen und zwar unter Berücksichtigung ihrer Genese, Filiation, Diffusion, Formen- und Funktionsveränderungen usw. Von diesen Grundsätzen ausgehend und gestützt auf das schon erwähnte Schema, bildete die ethnographische Ortsmonographie somit die Summe der Analysen von Kulturschöpfungen, die nach einer logisch-formalen Anordnung nebeneinander gestellt wurden. Es handelte sich demnach nicht um eine Monographie lokaler Gemeinschaften sensu stricto, sondern vielmehr um die beschreibende Charakteristik der traditionellen Kultur einer gegebenen Ortschaft. Wir bezeichnen bei uns diese Monographien als traditionelle, da sie im Grunde genommen zu einer Inventarisierung der traditionellen Kultur führen. Sie unterscheiden sich nur wenig von den gesellschaftswirtschaftlichen Monographien von Ortschaften, deren Modell zu Beginn des 20. Jahrhunderts von dem bekannten Wirtschaftshistoriker Fr. Bujak bearbeitet wurde. Beide Arten von Monographien waren zahlreich vertreten und dienen heute ebenfalls als Quellenmaterial.

Seit den 50er Jahren fand in Polen ein anderes, modernes Modell für die Monographien von lokalen Gemeinschaften Verbreitung, das sich auf Grund einer lebhaften, theoretisch-methodologischen Diskussion über die Grundlagen und das Profil von Gesellschaftswissenschaften herausbildete. Die atomistisch-positivistische Einstellung konnte überwunden werden und zwar zugunsten einer ganzheitlichen, umfassenden, integralen Kulturauffassung. Hierbei müssen die bedeutenden Errungenschaften der Sozial- und Kulturanthropologie in der ganzen Welt hervorgehoben werden, besonders die Untersuchungen über lokale Gemeinschaften. Diese Errungenschaften beeinflussten natürlich die polnische Soziologie wie die Ethnographie. In erster Linie ging es hier gewissermaßen um eine anthropologische Auffassung der eigentlichen Kultur und damit auch der Kultur lokaler Gemeinschaften. Die Kultur ist demnach ein geschlossenes System, das teilweise durch autonomistische, grundsätzlich aber durch funktionelle und strukturelle Verbindungen der Kulturelemente gestaltet wird. Es ist also in erster Linie ein geschlossenes System von normativ orientierten, menschlichen Verhaltensweisen, das von den Werten und Mustern bestimmt wird und die Resultate der Verhaltensweisen mitumfaßt.

Diese funktionell-strukturelle Auffassung der gesellschafts-kulturellen Realität fand ihre Weiterentwicklung in der polnischen Wissenschaft, wobei auf die grundsätzliche Übereinstimmung dieser Auffassung mit der marxistischen Methodologie hingewiesen wurde.

Diese Neuorientierung war eine unablässige und grundsätzliche Bedingung für die adäquate Auffassung bei der Untersuchung lokaler Gemeinschaften. In den empirischen Untersuchungen wurde (und wird) diese Neuorientierung von den einzelnen Forschern mehr oder weniger bewußt repräsentiert. Ebenfalls auf diesem Wege erarbeitete man theoretisch oder in konkreten empirischen Untersuchungen neue Untersuchungsmodelle für die lokalen Gemeinschaften.

Eine lokale Gemeinschaft wird gegenwärtig als eine räumlich begrenzte, gesellschaftliche Gruppe aufgefaßt, die ein Teil eines größeren Territorialsystems ist und die auf Grund ihrer kleineren Ausmasse, ihrer relativen Isolation und ihrer Autarkie die grundsätzlichen Lebensbedürfnisse ihrer Mitglieder deckt. Diese Mitglieder sind durch unmittelbare, persönliche Kontakte miteinander verbunden, ebenso durch ihre Kulturgemeinschaft und eine Reihe von anderen Verbindungen und zeichnen sich durch ein stark entwickeltes Gefühl der Andersartigkeit aus.

Bei der Analyse lokaler Gemeinschaften und unter Anwendung sowohl der ethnographischen, historischen (die Untersuchung der sogen. "historischen Grundlage") wie der vergleichenden Methode, berücksichtigt man vier, miteinander verbundene Systeme:

1. das ökologische System (Territorium, Ausmaß und Gesamtgestaltung der natürlichen Bedingungen),
2. das Gesellschaftssystem – aufgefaßt als Gesamtheit der Gesellschaftsstruktur und der interpersonellen Verbindungen,
3. das technisch-ökonomische System (zur Erhaltung der materiellen Lebensgrundlagen der Gruppe),
4. das kulturelle System im engeren Sinne, zu dem Tätigkeiten und Kulturerzeugnisse von symbolischem Charakter gehören.

Die lokale Gemeinschaft wird von zwei, sich kreuzenden Systemen umfaßt: 1. das diachrone System, das den historischen Entwicklungsprozess zeigt, sowie 2. das synchrone System, das sowohl die inneren funktionell-strukturellen Verbindungen – entsprechend dem Grad der Teilnahme an der Gemeinschaft – umfaßt (Einzelperson, Familie, Nachbarschaft, die gesamte Gemeinschaft), als auch die äußeren Verbindungen, d.h. also zu breiteren, gesellschafts-territorialen Systemen und zu anderen (Berufssysteme, politische, religiöse usw.).

In Hinblick auf das ökologische System wurde in Polen den räumlichen Systemen des Dorfs große Beachtung geschenkt, die entweder – historisch gesehen – spontan entstanden oder auf Grund von geplanten Siedlungsprozessen. Bei den

Raumsystemen, die in einem gewissen Maß das Gesellschaftsleben bedingen, unterscheidet man: 1. verschiedene Typen des geschlossenen Dorfs, 2. zerstreute Dorfsiedlungen, die die gesellschaftliche Isolation begünstigen, 3. zusammengesetzte Siedlungsstrukturen (mit Zentrum und dazugehörigen Weilern oder Kolonien). Auf der einen Seite kommt hier die Regionalisierung der genannten Raumstrukturen zum Ausdruck, auf der anderen Seite die historische Korrelation zwischen ihnen und den Administrationssystemen (kleine und zusammengesetzte Gemeinden).

In den Monographien der lokalen Gemeinschaften zeichnen sich deutlich zwei dominierende Tendenzen ab: 1. die gesellschaftlich-kulturellen Erscheinungen einer konkreten Gemeinschaft mit ihren gegenseitigen Verbindungen, Funktionen und Determinanten werden als Gesamtheit aufgefaßt, 2. es wird eine bestimmte Sphäre des gesellschaftlichen Lebens und seiner Kultur ausgewählt und auf dem Hintergrund und im Zusammenhang mit der Gesamtheit des gesellschaftlich-kulturellen Systems analysiert.

Bei der Analyse des gesellschaftlichen, technisch-ökonomischen und kulturellen Systems in ihren diachronen Anordnungen bildet – für gewöhnlich – das traditionelle Modell der Dorfgemeinschaft den Ausgangspunkt. Untersuchungsgegenstand ist hier also eine lokale Dorfgemeinschaft aus dem Zeitraum nach der Leibeigenschaft, die durch folgende Merkmale charakterisiert ist: eine relative Isolation, die ökonomische Autarkie, durch die Homogenität der Kultur und die Determinierung der gesellschaftlichen Verbindungen durch Verwandtschafts- und Nachbarverhältnisse. Eine solche Gemeinschaft erfüllte gegenüber ihren Mitgliedern alle wesentlichen Funktionen, wie ökonomische, administrative, kulturelle, erzieherische, Kontrollfunktionen usw.

Das traditionelle Modell der Dorfgemeinschaft ist eine theoretische Konstruktion, die ein verhältnismäßig stabiles und integriertes gesellschaftlich-kulturelles System auf dem Dorf voraussetzt. Im Grund genommen ist dieses Modell ein Schema oder die Untersuchungsdisposition zu diesem System. Man unterscheidet innerhalb dieses Modells folgende Themen: die Gesellschaftsstruktur der untersuchten Gruppe, die Einzelperson in der Gesellschaft und ihre Determinanten, Formen des nachbarlichen Zusammenlebens und auch innerhalb breiterer Verwandtenkreise, Wertsysteme von Gruppen, gesellschaftsmoralische Normen und die öffentliche Meinung als Regulatoren des gesellschaftlichen Zusammenlebens, Autoritäten innerhalb der Dorfgemeinschaft, der Homogenitätsgrad der materiellen und symbolischen Kultur usw.

Bei den synchronen Untersuchungen einer bestimmten Gemeinschaft unterliegen die Modellschemata, in Bezug auf die konkrete Wirklichkeit, einer Verifikation und Reduktion. Bei den vergleichenden Untersuchungen hingegen stellt man fest, in welchem Maß die Stabilität, Integrität und Homogenität innerhalb einer Gemeinschaft besteht und zwar in Abhängigkeit von der historischen Grundlage und den konkreten Lebensbedingungen.

Das traditionelle Modell einer lokalen Gemeinschaft bildet gewissermaßen die Ausgangsbasis für die Untersuchungen, die die Veränderungen innerhalb dieses gesellschaftlichen Kultursystems betreffen. Die diachrone Auffassung, die Unter-

suchung von Veränderungen, erwecken das besondere Interesse der Forscher. Ein klassisches Beispiel für die Untersuchungen von Veränderungen innerhalb dörflicher Lokalgemeinschaften in Polen, noch aus der Zeit vor dem I. Weltkrieg, ist das bekannte Werk von W. J. Thomas und F. Znaniecki: "Polish Peasant in Europe and America".

Bei den Untersuchungen gesellschafts-kultureller Veränderungen werden gleichzeitig zwei verschiedene Faktorenarten berücksichtigt und zwar die äußeren (exogene) und die inneren (endogene), während man bei den Veränderungen der Kultursysteme die aufeinanderfolgenden Etappen unterscheidet.

In Hinsicht auf das traditionelle Modell der lokalen Gemeinschaft unterscheidet man die erste Etappe, die die Überwindung des traditionellen Systems unter seinen konkreten Bedingungen beinhaltet. Unter den exogenen Faktoren für die kulturellen Veränderungen werden u.a. folgende berücksichtigt: die Entwicklung der Industrie und der kapitalistischen Wirtschaftsverhältnisse, die die Einbeziehung der Dorfbevölkerung in das Ware-Geld-Wirtschaftssystem nach sich zog. In dieser Hinsicht bestanden in Polen große zeitliche Unterschiede. Weiterhin: die zielgerichtete Einwirkung auf das Dorf durch die Administration und durch das Schul- und Bildungswesen; die Entstehung von formalgezielten Organisationen auf dem Dorf (wie schulische, wirtschaftliche und politische), die die Dorfgemeinschaft unmittelbar mit den übergeordneten, lokalen Organisationsstrukturen verbinden und mit der traditionellen Isolation des Dorfes brechen.

Die Analyse von endogenen Faktoren betrifft u.a. den Einfluß, den eine überdurchschnittliche Persönlichkeit bei der Veränderung von Verhaltensformen, Wertschätzungen und vom gesellschaftlichen Bewußtsein auf die anderen Mitglieder der Gemeinschaft ausübt, weiterhin – innere Spannungen und Konflikte von Einzelpersonen oder Gruppen, die verschiedenste Ursachen haben, u.ä.

In der Endkonsequenz kommt es dann zum Zusammenbruch des traditionellen, dörflichen Systems und damit zur gesellschaftlichen Desorganisation. Diese führt zu einer Neuordnung der Elemente innerhalb des Systems und damit wiederum zu einer Reorganisation. Diese Erscheinung tritt sowohl im Gesellschaftssystem auf als auch im rein kulturellen System.

Die zweite, sich auf dem Weg der Veränderungen auszeichnende Etappe, ist der immer stärker werdende Prozeß der Einbeziehung des Dorfes in das gesamtgesellschaftliche System. Charakteristisch für diesen Prozeß ist die Tatsache, daß formalgezielte Organisationen und Institutionen aller Art immer mehr in die Abgesondertheit der dörflichen Gemeinschaften eindringen und daß andererseits die Bevölkerung ihre ökonomischen, gesellschaftlichen und kulturellen Bedürfnisse immer mehr außerhalb der dörflichen Gemeinschaft befriedigt. Eine große Rolle spielt hier die zunehmende Emigration aus dem Dorf in die Stadt.

Den Veränderungen im Leben lokaler Gemeinschaften, besonders von Dorfgemeinschaften, gilt das größte Interesse, wovon zahlreiche Monographien aus diesem Zeitraum und diesem Gebiet beredtes Zeugnis ablegen. Dieses Interesse liegt darin begründet, daß hier – auf Grund einer neuen gesellschaftspolitischen, wirtschaftlichen und kulturellen Wirklichkeit – die radikalsten Umwälzungen auf-

traten. Gleichzeitig mit der intensiven Industrialisierung des Landes und mit der damit verbundenen Urbanisierung, erfolgten in der gesellschaftlichen Situation der Dorfbewölkerung grundlegende Veränderungen: eine große Landflucht der Bevölkerung in die Städte und in die Industriezentren, die unbegrenzte Möglichkeit eines sozialen Aufstiegs für Jugendliche durch das allgemeine Schul- und das Berufsschulwesen, Arbeit und Verdienstmöglichkeiten für alle an der landwirtschaftlichen Produktion Beteiligten.

Man unterscheidet gegenwärtig folgende drei soziale Typen von Dorfgemeinschaften: das Bauerndorf mit individuellen Wirtschaften (die zugleich zahlreichste Kategorie), das genossenschaftliche Dorf, schließlich Staatsgüter. Die Gemeinschaft staatlicher Landwirtschaften bildet eine gesonderte und strukturell einheitliche Gesamtheit (Landarbeiter mit verschiedensten Spezialisierungen). Die Produktionsgenossenschaften (ein nur geringer Anteil an der Gesamtnutzfläche) bilden eine geschlossene, eigenständige lokale Gemeinschaft mit ausgeglichener Gesellschaftsstruktur. Im Rahmen der individuellen Bauerndörfer waren wesentliche strukturelle Umwälzungen Untersuchungsgegenstand, wie z.B. der Auseinanderfall der traditionellen Schichthierarchie, die sich auf den Bodenbesitz stützte; der gesellschaftliche Aufstieg der landarmen und landlosen Bevölkerung zu selbständigen Bauern oder zu Arbeitern. Eine typische Erscheinung ist hier die Entstehung der sog. Arbeiterbauern und des Pendlersystems.

Charakteristisch und typisch für die moderne dörfliche Gemeinschaft ist die Institutionalisierung sowohl im Bereich des ökonomischen als auch des gesellschaftlich-kulturellen Lebens. Neben den traditionellen Institutionen der lokalen Selbstverwaltung verbreiterten sich besonders genossenschaftliche Institutionen, wie Produktions- und Dienstleistungsinstitutionen, Handels- und Verarbeitungsinstitutionen. Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen wurde die Expositur der ökonomischen Struktur des ganzen Landes und umfaßte alle Bereiche des wirtschaftlichen Lebens auf dem Dorf. Eine Reihe von Funktionen, die ehemals von Familien und der Nachbarschaft erfüllt wurden, werden gegenwärtig von Institutionen übernommen, d.h. also, daß ein teilweiser Transfer von Funktionen auftritt. Gleichzeitig zeichnet sich ein gewaltiger Anstieg des Lebensstandards der Landbevölkerung ab. Forschungsgegenstand sind ebenfalls grundsätzliche Veränderungen im dörflichen Bauwesen: die ehemaligen Holzbauten mit einem oder zwei Räumen werden vom technisch vollausgestatteten Villenbau verdrängt. Dieser Urbanisierungsprozeß stößt heute auf keinerlei psychologischen Widerstand, obgleich eine vorübergehende kulturelle Disharmonie sichtbar wird.

Aus den Untersuchungen geht hervor, daß sich das moderne Dorf zu einer vollkommen offenen Gemeinschaft entwickelt hat, die durch eine Reihe von Abhängigkeitsverhältnissen mit außerlokalen Systemen verbunden ist. Aus den "eigenen" Mitgliedern, aus den Verwandten-Familienorganisationen, bildete sich ein neuer Typ gesellschaftlicher Organisationen heraus, die weniger traditionelle Verbindungen aufweisen, vielmehr gezielte und formelle, die eine andere Art und ein anderes Maß der gesellschaftlichen Integration bilden. Die Rolle der öffentlichen Meinung als gesellschaftliches Kontrollorgan wurde deutlich abgeschwächt und beruht heute auf der Unterscheidung kontroverser Haltungen und Werteinschätzungen. Bei der Herausbildung neuer Haltungen und Werte läßt sich die Dorfjugend keineswegs von traditionellen Normen leiten, sondern orientiert sich an allgemeingesellschaftlichen und sogar kosmopolitischen Vorbildern.

Als weitere Folge wecken die Veränderungen des gesellschaftlichen Bewußtseins der Landbevölkerung das Interesse der Forscher, wie das Verschwinden einer traditionellen Mentalität, die sich auf eine magisch-religiöse Weltanschauung stützte, weiterhin die Festigung einer rationalistischen Auffassung, die eine Umbewertung der traditionellen Moral- und Sittennormen bewirkte, obgleich im Bewußtsein, besonders der älteren Generation, weiterhin starke Verbindungen zur Tradition vorhanden sind.

Ein besonderes Interessengebiet aus dem Bereich der kulturellen Veränderungen sind die lokalen Gemeinschaften (Dörfer und Kleinstädte) in den polnischen West- und Nordgebieten (die vor dem II. Weltkrieg zu Deutschland gehörten).

Nach dem Exodus der deutschen Bevölkerung siedelten sich hier polnische Familien an, die verschiedene regionale Subkulturen repräsentierten. Untersuchungsgegenstand war also der Zusammenprall verschiedener Kulturen, später Prozesse gegenseitiger Adaption sowie gesellschaftlich-kultureller Integration. Diese Integration vollzog sich (und vollzieht sich) einerseits auf der Grundlage anerkannter gemeinsamer Traditionen, andererseits auf der Diffusion allgemeinnationaler Kulturelemente und der technischen Zivilisation. Die kulturelle Integration wird von dem charakteristischen Prozess des modernen Regionalismus begleitet, der seine ihm eigenen gesellschaftswirtschaftlichen Ausdrucksformen hat als auch rein kulturelle, besonders folkloristische.

Die häufigsten Bearbeitungen der gegenwärtigen lokalen Gemeinschaften betreffen nicht die Gesamtheit des Lebens und der Kultur dieser Gemeinschaften, sondern einzelne gesellschaftsökonomische und kulturelle Erscheinungen (sog. Problemographien), die aber auf dem Hintergrund der Gesamtheit aller Lebenserscheinungen aufgefaßt und dargestellt werden. Die Untersuchungsergebnisse werden sowohl in Monographien als auch in zahlreichen Zeitschriften veröffentlicht, in ökonomischen, soziologischen, ethnographischen, aber auch populärwissenschaftlichen. Eine Spitzenposition nimmt hier die Monatszeitschrift "Wiespółczesna" ("Das moderne Dorf") ein.

Insgesamt kann man feststellen, daß die polnische Literatur über Dorfgemeinschaften – weniger über städtische Gemeinschaften – außergewöhnlich umfangreich ist.

Abschließend muß noch bemerkt werden, daß die oben dargestellten Umwälzungsprozesse auf dem Dorf natürlich ein beschleunigtes Verschwinden der traditionellen Kultur nach sich ziehen. Der Zusammenfall der eigenen kulturellen Traditionen stößt jedoch nicht auf gesellschaftliche Gleichgültigkeit, sondern beginnt im Rahmen der Dorfgemeinschaften Reflexionen zu erwecken, die zu einer Umbewertung dieser Tradition führen, besonders in Hinblick auf ihre künstlerischen Werte, die als historisches Kulturerbe der Bauernklasse aufgefaßt werden. Eine ähnliche Auffassung macht sich im gesellschaftlichen Leben ganz Polens bemerkbar sowie in der staatlichen Kulturpolitik. Auf dieser Grundlage entstehen sowohl spontan gebildete als auch organisierte Formen, die dem Schutz der Volkskulturtraditionen gewidmet sind, wie beispielsweise die Bildung von Regionalmuseen und die gesamte folkloristische Bewegung, an der die Dorfbewölkerung einen sich verstärkenden Anteil nimmt.

Ausgewählte Bibliographie

- Bertrand A. L., Wierzbicki Z. T.**
1970 Socjologia wsi w Stanach Zjednoczonych [Die Soziologie des Dorfes in den USA]. Wrocław.
- Burszta J.**
1958 Od osady słowińskiej do wsi współczesnej [Von der Slawensiedlung zum heutigen Dorf]. Wrocław.
1975 Two Models of Ethnographic Monographs of Local Community. *Ethnologia Polona*, vol. 1.
1976 Społeczności lokalne [Lokale Gemeinschaften]. In: Etnografia Polski. Przemiany kultury ludowej [Ethnographie Polens. Veränderungen der Volkskultur]. Wrocław, S. 437-475.
- Bystroń J. S.**
1947 Kultura ludowa [Die Volkskultur], Warszawa.
- Chileczuk M.**
1970 Osadnictwo wiejskie Polski [Die dörfliche Siedlung in Polen]. Warszawa.
- Ciupak E.**
1961 Kultura religijna wsi [Die religiöse Kultur des Dorfes]. Warszawa.
- Dobrowolska D.**
1968 Przeobrażenia społeczne wsi podmiejskiej [Die sozialen Umwälzungen des Vorstadtdorfes]. Wrocław.
- Dobrowolski K.**
1967 Studia z pogranicza historii i socjologii [Studien aus dem Grenzgebiet der Geschichte und der Soziologie]. Kraków.
- Dziabala S.**
1973 Autorytety wiejskie [Die Autoritäten auf dem Lande]. Warszawa.
- Galeski B.**
1971 Innowacje a społeczność wiejska [Die Innovationen und die Dorfgemeinschaft]. Warszawa.
1973 Studia nad społeczną strukturą wsi [Studien über die soziale Struktur des Dorfes]. Wrocław.
- Gołębowski B.**
1964 Kultura i życie społeczne wsi [Die Kultur und das soziale Leben des Dorfes]. Warszawa.
- Historia chłopów**
1970- Historia chłopów polskich [Die Geschichte der polnischen Bauern], Bd. 1-2, Red. 1972 S. Ingot. Warszawa.
- Kolberg O.**
1961- Dzieła wszystkie [Gesammelte Werke], Bd. 1-60, Wrocław-Poznań.
1976
- Kutrzeba-Pojnarowa A.**
1968 Tradycyjna społeczność wiejska w procesie przemian współczesnych [Die traditionelle Dorfgemeinschaft im modernen Umwälzungsprozess]. Wrocław.

- Kwaśniewicz W.**
1970 Wiejska społeczność rzemieślnicza w procesie przemian [Die ländliche Handwerks-gemeinschaft im Prozess der Veränderungen]. Wrocław.
- Kwaśniewski K.**
1969 Adaptacja i integracja kulturowa ludności Śląska po II wojnie światowej [Die kulturelle Adaptation und Integration der Bevölkerung Schlesiens nach dem 2. Weltkrieg]. Wrocław.
- Markowska D.**
1964 Tradycyjna społeczność wioskowa w procesie zmian [Die traditionelle Dorfgemeinschaft im Prozess der Veränderungen]. In: *Etnografia polska*. Bd. 8, S. 75-106.
- Moszyński K.**
1924 O wewnętrznym układzie prac obejmujących całość kultury materialnej [Über die innere Anordnung der Elemente der materiellen Kultur]. In: *Lud* Bd. 23.
- Nowakowski S.**
1969 Społeczność lokalna w powojennej Polsce [Die lokale Gemeinschaft im Nachkriegspolen]. In: *Kultura i Społeczeństwo*, Nr. 1, S. 35-51.
- Olszewska A.**
1969 Wieś uprzemysłowiona [Das industrialisierte Dorf]. Wrocław.
- Paprocka W.**
1975 Współczesne przemiany wsi kurpiowskiej [Die gegenwärtigen Umwandlungen des Kurpiendorfes]. Wrocław.
- Pawelczyńska A.**
1966 Dynamika przemian kulturowych na wsi – metoda badania głównych tendencji [Die Dynamik der kulturellen Umwandlungen im Dorf – Forschungsmethode der Haupttendenzen]. Warszawa.
- Pawłuczuk W.**
1972 Światopogląd jednostki w warunkach rozpadu społeczności tradycyjnej [Die Weltanschauung der Einzelperson unter den Bedingungen des Zerfalls der traditionellen Gemeinschaft]. Warszawa.
- Pietraszek E.**
1969 Wieś robotnicza [Das Arbeiterdorf]. Wrocław.
- Przemiany społeczne**
1965 Przemiany społeczne w Polsce Ludowej [Soziale Umwandlungen in Volkspolen]. Red. A. Sarapata. Warszawa.
- Stare i nowe**
1964 Stare i nowe w kulturze wsi koszalińskiej [Das Alte und das Neue in der Kultur des Koszaliners Dorfes], Red. J. Burszta. Poznań.
- Stosunek**
1974 Stosunek mieszkańców wsi kujawskiej do ziemi [Die Haltung der Einwohner des Kujawischen Dorfes zum Grundeigentum]. Łódź.
- Szwengrub M. L.**
1966 Spółdzielnia produkcyjna – specyficzny typ społeczności lokalnej [LPG – spezifischer Typus der lokalen Gemeinschaft]. In: *Roczniki Socjologii Wsi*, Bd. 4, S. 202-210.

- Szyfer A.
1971 Przemiany społeczno-kulturowe na wsi warmińskiej w latach 1945-1970 [Sozialkulturelle Veränderungen im Dorfe im Ermland 1945-1970]. Olsztyn.
- Thomas W. I., Znaniecki F.
1927 Polish Peasant in Europe and America, Bd. 1-2, New York.
- Turowski J.
1966 Przemiany tradycyjnej wiejskiej społeczności lokalnej w Polsce [Die Umwandlungen der traditionellen Dorfgemeinschaft in Polen]. In: *Roczniki Socjologii Wsi*, Bd. 4, S. 17-40.
- Turowski J., Bormus A.
1970 Drogi modernizacji wsi [Die Wege der Modernisierung des Dorfes]. Warszawa.
- Turski R.
1961 Dynamika przemian społecznych w Polsce [Die Dynamik der sozialen Veränderungen in Polen]. Warszawa.
- Wierzbicki Z. T.
1966 Spółdzielnia produkcyjna a przemiany wiejskiej społeczności lokalnej [LPG und die Veränderungen der lokalen Dorfgemeinschaft]. In: *Roczniki Socjologii Wsi* Bd. 4, S. 211-225.
- Wierzbicki Z. T. (Red.)
1973 Aktywizacja i rozwój społeczności lokalnych [Aktivisierung und Entwicklung der lokalen Gemeinschaften]. Wrocław.
- Zawistowicz-Adamska K.
1948 Społeczność wiejska Zaborów [Die Dorfgemeinschaft Zaborów]. Łódź.

Stand und Aufgaben von Gemeindestudien in Österreich

KÁROLY GAÁL

Eine Erörterung des Standes, der Aufgaben und überhaupt des Sinns von volkskundlichen Gemeindestudien in Österreich darf eines Rückblickes, zumindest bis in die Anfänge des vorigen Jahrhunderts, nicht entbehren. Auch wenn nicht für alle anzuführenden Untersuchungen eine volkskundliche Problemstellung der Anlaß war, sind sie doch insgesamt geeignet, die monographische Forschungsmethode an sich vorzustellen und den Wert zu demonstrieren, den wir heute in der Erstellung einer volkskundlichen Gemeindemonographie sehen: nämlich ein möglichst umfassendes Grundlagenmaterial zu erhalten. Dieses wird in erster Linie von uns selbst für die Beantwortung volkskundlich relevanter Fragen herangezogen, steht aber auch anderwärtiger Benützung zur Verfügung. Ich denke hier etwa an Raumplanung und ähnliche gesellschaftliche Anliegen.

Eine Art Planungsgedanke war es auch, der Erzherzog Johann (1782 - 1859) erfüllte, als er in der Steiermark eine umfangreiche Fragebogenaktion startete und eine Reihe von hervorragenden Wissenschaftlern seiner Zeit darauf ansetzte, das ganze Land systematisch nicht nur auf seine Bodenschätze, sondern generell auf seine landschaftliche, wirtschaftliche und soziale Struktur zu untersuchen. Hinter dieser großangelegten Regionalstudie über die gesamten Lebensbedingungen und die Lebensformen in der Steiermark stand die Idee, die wirtschaftliche und soziale Weiterentwicklung der steirischen Bevölkerung – und zwar gemäß den zeitgenössischen Theorien in der Nationalökonomie – auf die entsprechenden Ansatzmöglichkeiten untersuchbar zu machen. Der Erfolg war von ausgesprochener Langzeitwirkung: auch heute zählt die Steiermark zu den fortschrittlichsten Bundesländern Österreichs.

Mehr staatspolitischer Natur waren die Ideen, die in Opposition zum politischen Konservatismus Franz Josefs I. eine freigeistige Bewegung in Gang setzten, welche ihrerseits auch die hervorragendsten Persönlichkeiten der Wissenschaft erfaßte und namentlich um den Kronprinzen Rudolf zusammenzog. Aus diesem Kreis erwuchs auf Anregung und unter anfänglicher Mitarbeit Rudolfs die 21-bändige "Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild".¹ Diese Serie von Monographien über die einzelnen, landschaftlich und sprachlich so verschiedenen Länder der Donaumonarchie erschien in den Jahren 1886 – 1902 und wurde nach dem Tod des Kronprinzen – als dessen geistiges Vermächtnis – von seiner Witwe weiter patronisiert. Das umfangreiche Werk darf heute als eine wahre Fundgrube bezeichnet werden. In jedem Band reiht sich neben die landschaftliche Beschreibung, den historischen Abriß und die Darstellung des volkswirtschaftlichen und geistigen Lebens auch ein Teil "zur Volkskunde" des jeweiligen Landes. Auffallend bei diesen volkskundlichen Teilen ist, daß sie sich in vielen von heute als modern angesehenen Auffassungen gar nicht wesentlich unterscheiden; wirtschaftliches und soziales Leben werden von Erscheinungen wie Volkstanz, Volkslied und Brauchtum nicht isoliert.

Gegen Ende des Jahrhunderts häuften sich die Publikationen auch von klein- und kleinstregional durchgeführten monographischen Bestandsaufnahmen. Die Autoren entstammten zumeist, wie auch heute das Gros unserer Heimatforscher, einem Personenkreis mit höherer Schulbildung, ja waren oft selbst im schulischen Bereich tätig. Diese Orts- und Landschaftsmonographien verfolgten neben einem wissenschaftlichen das ebenso legitime Ziel der Hebung des lokalen Selbstbewußtseins und schlugen sich nicht selten wegweisend in der regionalen Entwicklung nieder. Das bedauerliche Abgleiten in eine nationalistisch-ideologische Polemik, womit der an und für sich wünschenswerte Lokalpatriotismus zu einem Mittel für die Herabwürdigung "Andersartiger" mißbraucht wurde, gehört einer späteren Zeit an.

Zur geistigen Elite des ausgehenden 19. Jhs. zählte auch Ferdinand Frh. v. Andrian-Werburg. Sein 1905 veröffentlichter Beitrag zur Volkskunde des Salzkammergutes, wie er seine Monographie untertitelt, befaßt sich mit der Kultur im Altausseer-Tal/Steiermark, einem "schlummernden Dornröschen, fern vom Weltgetriebe".² Der Anlaß zu seiner, für heutige Gemeindestudien beispielgebenden Untersuchung dieser damals noch rein bäuerlichen Gemeinschaft erwuchs ihm aus dem "unabweisbaren Eindruck, daß auch dieser stille Talkessel neuen Zuständen entgegenggeht", die sich bei der jungen Generation auch schon bemerkbar machen. Die Veränderungen keineswegs bedauernd, weil er sie als natürlich, ja notwendig erkannte, ging es Andrian darum, die kulturelle "Noch-Ist-Situation" und die bisherige Entwicklung der traditionellen Kultur der Altausseer festzuhalten. Lassen wir ihn selbst darüber zu Wort kommen, was ihm dabei berücksichtigungswert schien:

"Angesichts der Spärlichkeit gedruckter Quellen mußte der Schwerpunkt in eine möglichst *exakte Sammelarbeit* fallen. Der Spielraum derselben durfte nicht zu eng gezogen werden. die Individualität und Lebensführung des Altausseers sind ohne volle Berücksichtigung seiner *Wirtschafts- und Erwerbsverhältnisse* nicht zu verstehen (!). Eine ethnographische Verwertung der traditionellen Wirtschaftsformen kann eingehender Details nicht entbehren ... für die vor allem angestrebte Festlegung des dermaligen (!) Kulturbestandes."

Andrian betont, daß keine menschliche Gemeinschaft in ihrer traditionellen Kultur frei von Einflüssen aus der näheren und weiteren Umgebung ist, und er steht darin meiner Auffassung von traditioneller Kultur näher, als manche jüngere Autoren. (Offenheit für kulturelle Einflüsse bedeutet m.E. keinen Veriust an Originalität, sondern ist geradezu ein Beweis kultureller Vitalität).

Bedauerlicherweise war es einem anderen wegweisenden Autor, Oswin Moro, Professor an der Bundeslehranstalt in Villach/Kärnten, wegen seines zu frühen Todes nicht mehr vergönnt, die Ergebnisse seiner beinahe 20-jährigen Forschungsarbeit in der Gemeinde Kleinkirchheim/Kärnten in der von ihm geplanten Form einer volkskundlichen Monographie über diese Gemeinde herauszubringen. Allein seine Publikationen eines nur kleinen Ausschnittes aus seiner gewaltigen Leistung und die posthume Veröffentlichung eines weiteren, größeren Teiles durch das verdienstvolle Wirken seines Bruders genügen aber, um einer Gemeindeforschung in Kleinkirchheim — würde sie heute wiederholt werden — vorzügliches Quellen-

material zum Stand zwischen den beiden Weltkriegen an die Hand zu geben.³ Auch Moro registrierte die sich anbahnenden kulturellen Veränderungen in dieser Kleinlandschaft. Als maßgebliche Faktoren nennt er dafür die aufstrebende Industrie in der umliegenden Gegend und den Fremdenverkehr, was zufolge der dadurch steigenden Anforderungen an die bäuerliche Wirtschaft zu einer Veränderung in der bäuerlichen Wirtschafts- und Lebensform führen mußte. In nüchterner Feststellung dessen, daß gerade im agrarischen Bereich der arbeitsreiche Alltag gegenüber dem Festtag eine hervorragende Rolle spielt, andererseits der Blick des in der Regel städtischen Forschers "vor allem auf das Besondere fallen (wird), hinter dem das Gewöhnliche zurückstehen muß"⁴, suchte Moro die Kleinkirchheimer bei ihrer Arbeit auf. "Die Arbeitskunde ist ein ganz wesentlicher, leider zu oft vernachlässigter Teil der Volkskunde"⁵, schreibt Hermann Wopfner zehn Jahre nach Moros Tod in Würdigung von dessen hervorragender und minutiöser Beschreibung des Hofwesens und Arbeitslebens. — Seit Anfang der 60er-Jahre wird im Institut für Volkskunde der Universität Wien der Gemeindeforschung ein besonderes Augenmerk zugewendet. Seither sind eine Reihe von derartigen Untersuchungen unter meiner Leitung durchgeführt worden. Da unsere Publikationsmöglichkeiten nicht die besten sind, dürften diese Forschungsaktivitäten des Wiener Instituts nur mit großer Verzögerung oder überhaupt nicht in außerösterreichischen Fachkreisen bekannt werden. Daher werden unsere bisherigen Arbeiten weiter unten kurz vorgestellt.

Unsere ortsmonographischen Gemeindestudien werden oft als eine "neue Richtung" in der österreichischen Volkskunde apostrophiert. Das muß ich doch als ein Mißverständnis bezeichnen. Eine bestimmte Forschungsmethode allein bedeutet noch kein neues Forschungsziel, und unsere Problemstellung ist ja dieselbe geblieben. Es geht uns um die Darstellung der traditionellen Kultur menschlicher Gemeinschaften. Auch die monographische Untersuchungsmethode an sich ist so neu nicht, wie die eingangs gebrachten Beispiele zeigen. Neu oder besser gesagt noch nicht voll etabliert in unserem Fach ist allerdings die Benützung dieser Methode. Die Themenwahl im Vergleich zu früheren volkskundlichen Gemeindeforschungen ist sicher eine breitere und auch andere auf Grund einer heute als zeitgemäß erscheinenden Auffassung vom Traditions- und Kulturbegriff. Und sicher neu ist dabei das interdisziplinäre Vorgehen. Die Erarbeitung etwa der Sozial- und Wirtschaftsstruktur und ähnlicher Themen bei einer monographischen Forschung überlassen wir den Vertretern der zuständigen Wissenschaften.

So möchten wir unsere Gemeindeforschungen nur als einen Weg verstanden wissen, der sich aber zumindest nach unserer Erfahrung als durchaus gangbar erwiesen hat. Es gibt in der Regel mehrere Wege, die zu ein und demselben Ziel, der Wahrheitsfindung führen, wenn sie nur von der großen Verpflichtung aller Wissenschaften geleitet werden: der größtmöglichen Objektivität gegenüber dem Forschungsgegenstand und bei dessen Vermittlung durch die Lehre. In der Volkskunde ist das nicht immer leicht. Die Unmittelbarkeit der Konfrontation mit seinem Forschungsgegenstand "Mensch" macht den Volkskundeforscher selbst zu einem Unsicherheitsfaktor, denn auch der Volkskundler ist ein Mensch mit seinen Gefühlen und Einstellungen. Deshalb finde ich es bedenklich, nur die eigene oder eine andere bestimmte Forschungsmethode und Einstellung zur Sache als die allein seligmachende zu verkünden. Die uns gegebene Forschungs- und Lehrfreiheit

muß man nicht nur über alles schätzen, wir müssen sie auch schützen, indem wir diese Freiheit weitergeben, durch die Lehre an die Lernenden, letzteren die Vielfalt der Forschungsmethoden und der Fachtheorien vermitteln, damit sie selbst den ihnen richtig scheinenden Weg finden können. – Das glaubte ich einflchten zu müssen, um nicht selbst doktrinär zu wirken, wenn ich nun auf jene Auffassungen zu sprechen komme, die uns bei unseren Gemeindeforschungen leiten resp. uns diese Form der Forschung als opportun erscheinen lassen.

Zunächst verstehen wir unter Volks-Kunde keine Bauern-Kunde, oder anders formuliert: wir identifizieren den Begriff von Volk nicht ausschließlich mit der bäuerlichen Bevölkerung. Das mag sich zwar im vorigen Jahrhundert aufgedrängt haben, als die Bevölkerung der Donaumonarchie im Durchschnitt noch zu mehr als 80 % dem agrarischen Bereich angehörte, doch heute würden wir durch ein Beibehalten dieses Volks-Begriffes vier Fünftel der österreichischen Bevölkerung von ihrer Zugehörigkeit zum österreichischen Volk ausschließen. In seiner 2-bändigen "Volkskunde der Stadt Linz an der Donau" (1958/1959)⁶ macht Hans Commenda bereits nachdrücklich darauf aufmerksam. Er bezeichnete es deshalb auch als nicht mehr vertretbar, die Volkskultur weiterhin nur durch die Bauernkultur als charakterisiert zu betrachten. Am Beispiel der oberösterreichischen Landeshauptstadt, die – im Zentrum einer Großbauern-Landschaft gelegen – eines der wichtigsten und größten Industriezentren Österreichs ist, zeigt Commenda, wie zwangsläufig die kulturelle Interaktion zwischen einem solchen Zentrum und dem es sowohl mit Lebensmitteln als auch mit Arbeitskraft versorgenden Umlande ist. Außerdem sei der Urbanisierungsprozeß auch in Österreich so weit fortgeschritten, daß die Erforschung der Stadtkultur schleunigst vorangetrieben werden müsse.

Schon Leopold Schmidt hat mit seiner "Wiener Volkskunde" (1940)⁷ in dieser Richtung einen Verstoß gewagt. Diese Arbeit zur Kultur einer Großstadt veranlaßte uns zu der Überlegung, daß sich großstädtische Ballungsräume mit ihrer kompliziert verflochtenen Wirtschafts- und Sozialstruktur insgesamt der Betrachtung als einer kulturellen Einheit wohl entziehen; die gewachsenen und aneinander wachsenden Gruppierungen können nur durch Mikroforschungen in Teilbereichen erfaßt werden, wobei sie sowohl auf ihre spezifische Kultur als auch auf ihre Rolle als kultureller Wirkungsfaktor im Rahmen des städtischen Ganzen untersucht werden müssen. Zwei Dissertationen jüngsten Datums beschäftigen sich gemäß dieser Forderung mit der kulturellen Bedeutung des Schrebergartenwesens in Wien und den Gasthäusern in Wien-Hetzendorf als einem gemeinschaftsbildenden Faktor.⁸ Beide Arbeiten gelangten zu nicht unbedingt voraussehbaren Ergebnissen. Die Anlage von Schrebergärten war bekanntlich eine Aktion der Arbeiterwohlhaberbewegung; die ursprünglichen Gartenbesitzer gehörten also dem Arbeiterstand an. Die heutigen Besitzer sind nach Berufs- und Sozialschichtzugehörigkeit ungemein differenzierter, und dennoch: das Zusammenleben während der Gartenaufenthalts, der Schrebergarten-Verein mit seinen Vereinsabenden und sonstigen Veranstaltungen, die allen gemeinsame Sorge der Gartenpflege etc. vereint diese so verschiedenen Leute in einer gemeinsamen Kultur, einer "Schrebergarten-Kultur", die ihrerseits als einer der vielen, für Wien wirksamen Faktoren herausgearbeitet werden konnte. – Auch das Gasthauswesen in Hetzendorf konnte als ein gemeinschaftsbildender und kulturwirksamer Faktor geortet werden. Einst Kommunikationszentrum für eine kleine Weinbauer- und Handwerker-siedlung im Weichbild

von Wien, erfüllten diese Gasthäusern auch nach der Eingemeindung Hetzendorfs (Ende 19. Jahrhundert) bis heute diese Funktion. Sie wirken innerhalb der inzwischen beruflich und sozial stark durchstrukturierten Bevölkerung dieses Stadtteils ausgesprochen gemeinschaftsbildend, wobei die gemeinschaftliche "Gasthaus-Kultur" ihrer im einzelnen so verschiedenen Träger hinsichtlich ihrer Tradition keinen Bruch aufweist. Nur die einzelnen Erscheinungen dieser Kultur sind zufolge der nun vielseitigeren Impulse selbst vielfältiger geworden.

In der Volkskunde müssen wir uns also heute mit allen Sozialschichten befassen. Im Vergleich zu der früheren Gliederung stehen wir aber nicht nur einer ungleich differenzierteren Sozialstruktur gegenüber, wir müssen auch berücksichtigen, daß die traditionelle Kultur einer Gemeinschaft heute sehr oft von sozial-schichtverschiedenen Mitgliedern, aber eben gemeinsam veranstaltet wird. Das heißt, wenn wir die traditionelle Kultur einer Ortschaft oder einer Landschaft untersuchen, dürfen wir uns nicht nur auf eine Schicht konzentrieren. – Vielleicht sind wir deshalb in den Verdacht geraten, die Ziele der Volkskunde über Bord geworfen und uns ins Schlepptau der Soziologie begeben zu haben, weshalb man eine Zeit lang auch die Existenzberechtigung der Volkskunde als selbständige Wissenschaft bezweifelt hat. Daß wir uns der wissenschaftlichen Nachbarschaftshilfe in zunehmendem Maße bedienen, kann nicht dahingehend ausgelegt werden, daß wir die Lösung unserer Fragen anderen überlassen. Wir gehen unsere Problemstellungen nur nicht mehr mit Polyhistorismethoden an. So sind wir auch aus einer gewissen Isolation herausgetreten und machen uns heute mehr und mehr als Hilfswissenschaft für andere Disziplinen nützlich. Wir arbeiten z.B. eng mit den Wirtschafts- und Sozialhistorikern zusammen, wir nehmen – wo es nötig scheint – auch ausgesprochen naturwissenschaftlich orientierte Fächer in Anspruch. Außerdem ist uns die Hilfe von Sprachwissenschaftlern und Sprachsoziologen willkommen. Neben der in Österreich mehrheitlich, aber in vielen Regionaldialekten gesprochenen deutschen Sprache gibt es bekanntlich auch einige Sprachminderheiten. So wie diese verschiedenen Sprachen in ihren Berührungsebenen durch langes Miteinander- und Zusammenleben nicht unbeeinflusst voneinander geblieben sind, so gibt es auch Sprachelemente, die z.B. durch die verschiedenen Berufe in die allgemeine Sprache einfließen und so regionales Gemeingut werden.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch einmal auf den Volks-Begriff zu sprechen kommen. Auch wenn wir damit nicht überall auf Verständnis treffen, gilt uns das Volk als Staatsvolk, das unter Mitwirkung aller seiner Mitglieder seine Kultur veranstaltet und weiterentwickelt. Man braucht nur einen Blick auf die Geographie und die historische Entwicklung Österreichs zu werfen, um zu sehen, daß die österreichische Kultur sich als ein Zusammenspiel mehrerer großlandschaftlicher und vieler kleinregionaler Kulturen darstellt. Dieser Umstand ist ein Hauptgrund, warum wir von Gemeinde- und Regionalforschungen so viel erwarten. – Mit unserem Volksbegriff haben wir uns die Sache durchaus nicht erleichtert, sicher aber der Realität angepaßt. Auf dem vergleichsweise so kleinen Kontinent Europa haben sich die Kulturen der einzelnen Völker nicht unbeeinflusst voneinander entwickelt – uns allen ist der Begriff einer "europäischen Kultur" geläufig –, doch impliziert die im einzelnen betrachtet unterschiedliche historische Entwicklung der einzelnen Länder ganz gewiß unterschiedliche Schwerpunktsetzungen bei der Erforschung der traditionellen Kultur. Für Österreich glauben wir das einer Wissenschaftskritik unterwerfen zu müssen, was darauf abzielt, kulturelle Erscheinungen als nationalgenetische Eigenschaften zu betrachten.

Mit unseren Gemeindeforschungen, die wir bis jetzt immer ortsmonographisch durchgeführt haben, versuchen wir also, die traditionelle Kultur einer so gewählten Einheit bestimmen zu können. Das heißt, wir beschäftigen uns immer mit der gesamten Ortsbevölkerung, und zwar in Anbetracht aller wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen, unter denen eine solche menschliche Gemeinschaft ihr Leben gestaltet. Als Hypothese dafür dient uns die bereits von A. L. Kroeber⁹, aber auch von anderen Autoren ähnlich formulierte Theorie der Kulturentwicklung. Demnach ist die Kultur kein zufällig zusammengekommener Haufen von einzelnen Erscheinungen, sondern äußert sich komplexhaft durch die einzelnen Kulturerscheinungen, die ihrerseits in einem Kausalverhältnis zueinander stehen. Diese Kulturerscheinungen oder -modelle bestehen aus organisch zusammenwirkenden Elementen. Einem solchen Modell wohnt eine spezifische Wirkungskraft inne. Ist diese erschöpft, hört auch das Wachstum auf; neue Impulse werden wirksam. – Jenő Barabás drückt sich im selben Sinn, jedoch konkreter aus.¹⁰ Ihm zufolge ist die traditionelle Kultur als ein Produkt menschlicher Gemeinschaften aufzufassen, ein Produkt, das in Analogie zur historischen Gesellschaftsentwicklung – mit allen ihren möglichen Aspekten – einem Prozeß des stetigen Wandels unterliegt. Eine Kulturanalyse muß daher nicht nur auf die Gesellschaftsformen Rücksicht nehmen, auch bei der kulturellen Differenzierung muß die konkrete historische Situation als Vergleichsbasis gewählt werden.

Wir meinen, daß die traditionelle Kultur menschlicher Gemeinschaften aus den Basiserscheinungen menschlichen Lebens erwächst, also aus den gleichsam notwendigen und selbstverständlichen Erscheinungen. Unsere Gemeindeforschungen beinhalten daher Kulturmodelle wie Produktion und Arbeit, die Familie, die Behausung, die Bekleidung, die Nahrung, Kommunikationsformen etc., und last not least die "ungeschriebenen Gesetze", die das gemeinschaftliche Zusammenleben regeln. – Wir fassen unsere monographischen Forschungen als eine Grundlagenforschung auf. Erst wenn wir dieses Grundlagenmaterial erarbeitet haben, machen wir uns an eine Auswertung bzw. eine Aussage über die Charakteristika der Kultur der untersuchten Gemeinschaft.

Obwohl dies in der Theorie relativ einfach erscheint, stellten sich in der Arbeitspraxis anfangs zwei wesentliche Probleme entgegen. Zunächst war dies die in der Volkskunde schon traditionelle Trennung von sogenannter geistiger und materieller Kultur. Die in diesen beiden Gruppen zusammengefaßten Themen waren im einzelnen nicht mit den von uns gewählten Modellen identifizierbar. Die Überlegung, daß menschliches Denken und Fühlen mit der materiellen Lebensgestaltung in einem Wechselverhältnis steht, ließ es uns als gerechtfertigt erscheinen, die herkömmlich zu "geistigen" und "materialen" Kulturgütern zusammengefaßten Kulturelemente unseren Forschungsthemen entsprechend zuzuordnen. Beispiele: Wenn ich die Wohnkultur als ein Modell untersuche, werde ich natürlich auf das eventuell vorhandene Hinterglasbild, das bemalte oder sonstwie gestaltete Möbelstück stoßen; wenn ich die Nahrungskultur untersuche, werde ich auf Hausrat treffen, der als "Volkskunst" im Museum gezeigt werden würde, auf Speisen, die eventuell im Brauchtum eine Rolle spielen; wenn ich die Familie untersuche, muß ich natürlich die Familienfeste, wie etwa eine Hochzeit, und die traditionellen Trachten berücksichtigen; bei den Kommunikationsformen werden selbstverständlich Tanz und Gesang, das Erzählen dabei sein usw. Eine solche Zuordnung darf nicht als eine Unterordnung verstanden werden. Ganz im Gegenteil! Sie erleichtert

vielmehr das Erfassen der kulturellen Funktion und Rolle dieser Erscheinungen, das Erkennen des vorhin angesprochenen organischen Zusammenwirkens mit anderen, verschieden gearteten Elementen zu einem Kulturmodell. Selbstverständlich wird es bei einer anderen Problemstellung nötig sein, solche Elemente typologisch zusammenzustellen. Schließlich kennen wir auch für die Darstellung der allgemeinen Menschheitsgeschichte eine Kunstgeschichte, eine Musikgeschichte, eine Literaturgeschichte usw. Bei unseren Gemeindestudien geht es uns jedoch um die gesamte Lebensform einer menschlichen Gemeinschaft und daher um die vielfältigen Einbindungen und den Wechsel der Wirkungsintensität solcher Kulturelemente innerhalb der Gesamtkultur.

Die Frage der Wahl unserer Kulturmodelle konnte also gelöst werden; die forschungsmäßige Bewältigung einer in Kulturmodelle aufgegliederten Monographie im Alleingang – wie ich das noch als Privatforscher versucht hatte – stellte sich aber als ein Ding der Unmöglichkeit heraus. Nicht wegen des Arbeitsumfanges an sich. Weil die Kulturmodelle der Reihe nach untersucht wurden, paßten sie zu Ende der langen Forschungsperiode zeitlich nicht zusammen. (Auf dieses zeitliche Problem bei der Erstellung von Volkskunde-Atlanten hat schon Jenő Barabás aufmerksam gemacht. Wegen der unvermeidlich jahrelangen Arbeit an einem Volkskunde-Atlas und der heute akzelerierenden allgemeinen Entwicklung entbehren die einzelnen Kulturerscheinungen und ihre zu verschiedenen Zeiten fixierten Zustände ihrer historisch-logischen Zusammenhänge). Ähnlich war der Effekt bei der Untersuchung verschiedenener Kulturmodelle im Rahmen eines Seminars. Bedingt durch die sonstigen Studienverpflichtungen der einzelnen Teilnehmer konnten die gewählten Modelle nicht zum gleichen Zeitpunkt erarbeitet werden. Als themenmonographische Arbeiten erfüllten sie jedoch durchaus ihren Zweck, und so wurde jüngst eine Dissertation fertiggestellt, welche die Nahrungskultur nur eines Dorfes in Niederösterreich auf ihre Zusammenhänge mit der allgemeinen regionalen Wirtschaftsentwicklung darstellen konnte.¹¹

Die Rolle und Wirksamkeit der Kulturmodelle in ihren ursächlichen Zusammenhängen zu erfassen und so zu einem Bild von der gesamten traditionellen Kultur einer Gemeinschaft zu gelangen, ist also nur dann möglich, wenn einerseits mehrere Personen – jede mit einem bestimmten Modell betraut – eine Forschungsgruppe bilden, und andererseits die Teilnehmer gleichzeitig und zusammenarbeiten, d.h. durch gegenseitige und ständige Information einander ergänzen. So können wir die kulturelle Ist-Situation festhalten, wobei wir durch generationsweise Befragungen auch diese gegenwärtige kulturelle Entwicklungsphase abstufen können. Für die davorliegende Zeit bedienen wir uns zwar des Erinnerungsvermögens der ältesten Generation, doch nur zu Ergänzungs- und Überprüfungszwecken. Die Heranziehung von verschiedenstem Quellenmaterial wie Kirchenmatrikel, Testamente, Heiratsverträge, Wirtschaftsrechnungen, dem verwaltungsmäßigen Niederschlag des wirtschaftlichen und sozialen Lebens ist nötig, ebenso das Studium der Sekundärliteratur. So können wir auch den Gang der Tradition, die Kulturentwicklung aufzeigen, die den heutigen Zuständen vorangegangen ist und sie so als entwicklungsmäßig bedingt begreiflich macht.

Weil wir den volkskundlichen Kultur-Begriff auf eine so breite Basis gestellt haben, unsere Problemstellung eine die traditionelle Kultur in ihrer Gesamtheit umfassende ist, gibt es Bereiche, in denen ein Volkskundler auf Grund seiner Ausbildung

nur schwerlich zurecht kommen kann – und das braucht er auch gar nicht. Er muß nur beurteilen können, wie weit die Erfassung solcher Bereiche für seine Zielsetzungen notwendig ist. So bestanden und bestehen unsere Forschungsgruppen nicht nur aus Volkskundlern. Schon bei unserer ersten dorfformographischen Untersuchung in der Bauernsiedlung Wolfau/Burgenland war ein Wirtschafts- und Sozialhistoriker dabei. Er bearbeitete die Sozial- und Wirtschaftsstruktur.¹² – Mittels der darauffolgenden Forschung in Nestelberg im Ötscherland/Niederösterreich wollten wir die Kultur dieser sozial einschichtigen Gemeinschaft, einer Holzfallersiedlung untersuchen.¹³ Dabei wurden weitere Vertreter anderer Disziplinen, nämlich ein Kulturgeograph und auch ein Sprachsoziologe beigezogen. Wie dies auch für die Wolfau-Forschung ausdrücklich betont worden war, hatte die Forschung in Nestelberg ebenfalls noch durchaus Versuchscharakter. Sie brachte uns eine nicht unwesentliche Erkenntnis. Eine sozial-qualitativ undifferenzierte und zugleich quantitativ kleine Gemeinschaft, wovon der erwerbstätige Teil sich die meiste Zeit gar nicht am Wohnort aufhält, trägt in ihrer gesamten Kultur die Züge der sie umgebenden Kleinregion. Wir hätten daher mit besserem Erfolg die Kleinlandschaft untersucht, in der Nestelberg liegt, wobei die Nestelberger Holzfaller durch ihre berufsbedingten kulturellen Spezifika als eine die Landschaftskultur mitbestimmte Gruppe erschienen wären.

Bei der nächsten Forschung in Prutzendorf/Niederösterreich im Nahbereich der tschechischen Grenze versicherten wir uns wieder der Mitarbeit eines Sprachsoziologen und einer Wirtschaftswissenschaftlerin, welche die Entwicklung der Markt- und Absatzverhältnisse untersuchte.¹⁴ Dies schien insofern von Wichtigkeit, als in diesem sozial ebenfalls einschichtigen Bauerndorf vor wenigen Jahren Kommasierungen durchgeführt worden waren. (Die Besitzgrößen liegen jetzt zwischen 8 und 20 Hektar.) Diese Grundzusammenlegung blieb nicht ohne Auswirkung auf die Produktionsform, die Arbeitsorganisation, die Arbeitsgeräte und natürlich auch die Produktivität als solche, die ihrerseits zu einer allgemeinen Prosperität führte. Der Um- und Neubau von Häusern, Veränderungen in den Kleidungs- und Nahrungsgewohnheiten sind nur andeutungsweise gebrachte Beispiele für die eingetretene kulturelle Veränderung, für deren Erfassung sich hier die getrennte Befragung nach Generationen methodisch bereits voll bewährte.

Anfang der 70er-Jahre führten wir unsere bisher umfangreichste Gemeindeforschung in Tadtten/Burgenland durch.¹⁵ Tadtten ist eines der größten Bauerndörfer Österreichs und liegt östlich des Neusiedlersees im sogenannten "Seewinkel", nur wenige Kilometer von der ungarischen Grenze entfernt. Neben den überwiegend gut situierten Bauern, die heute von Wein- und Gemüsebau leben, gibt es noch die zahlenmäßig starke Gruppe der Söllner, hier in Tadtten "Hulden" genannt. – Während des 18. Jahrhunderts wurde die Ortschaft neu besiedelt, und zwar vorwiegend von Tirolern. Dieser Umstand war für uns der erste Prüfstein, ob unsere oft als "materialistisch" und "ahnenfeindlich" angeprangerte Auffassung von traditioneller Kultur und den sie bestimmenden Faktoren haltbar sein würde. Die aus der österreichischen Hochgebirgslandschaft kommenden Siedler fanden in Tadtten landschaftlich völlig konträre Lebensbedingungen vor, nahmen in der Folge auch an einer ganz anderen historischen Entwicklung teil, als ihre ehemaligen Landsleute in der alten Heimat Tirol. Wenn sie wirtschaften und leben wollten – mußte diese Gemeinschaft nicht ein integrierender Bestandteil ihrer neuen Umgebung werden? Tatsächlich findet man heute nichts in Tadtten, was an Tiroler Vorfahren

denken ließe, denn hier waren keine solchen Faktoren wirksam, wie wir sie für abgelegene Siedlungsgebiete kennen, die den "Anschluß verpaßt" haben, oder – wenn auch ganz anders gelagert – gab es keine solchen Ursachen, die wie bei manchen europäischen Minderheiten eine Isolation und daher auch ein Stagnieren in ihrer kulturellen Tradition bewirkten.

Wieder unter Beihilfe aus anderen Wissenschaftszweigen konnte ein Grundlagenmaterial für die Kulturentwicklung in Tadtten seit 1800 herausgearbeitet und an Hand dieses ein mehrmaliger kultureller Wandel festgestellt werden, als dessen Triebfeder jeweils ein Wechsel in der landwirtschaftlichen Produktion vordergründig sichtbar wurde. Seit der Neubesiedlung stellte man in Tadtten von anfangs starker Viehzucht zunächst auf Getreidebau um, später hatte die Heuwirtschaft – Hauptabnehmer war Wien – den Vorrang, und nach einer kurzen Periode eines forcierten Weinbaues wird heute zwar noch immer Wein produziert, ansonsten aber nur extensiver Gemüsebau betrieben, und zwar wieder zur Versorgung des Großmarktes von Wien. Die einer jeden Produktionsform adäquaten kulturellen Einzelercheinungen wurden immer so lange tradiert, bis eine umfassendere Produktionsformänderung neue Kulturercheinungen mit sich brachte, die in den Folgegenerationen aber bereits wieder traditionell waren. Von den davor traditionell gewesenen Erscheinungen wurden nur jene übernommen, die auch in der neuen Wirtschaftsform "brauchbar" waren; die anderen starben teils mit ihrer letzten Trägergeneration ab, teils blieben sie in ihrer äußeren Form, aber ohne ihren ursprünglichen funktionellen Bezug erhalten.

Da Produktionsänderungen ja auch nicht von ungefähr kommen, reizt das zu dem Versuch, jene an sich geläufigen Faktoren zu bestimmen, die ihrerseits und gleichzeitig selbst als kulturbildende Erscheinungen eine bestimmte Produktionsform begünstigen, oder aber auch deren Veränderung fordern. Gleichzeitig sollte auch versucht werden, diese Faktoren in eine Art Rangordnung hinsichtlich ihrer Wirkungsintensität zu bringen. Nach einer selbstverständlich nötig gewesenen Selektion waren dies sozioökonomische Phänomene wie die Herrschaftsverhältnisse, der soziale Stand und die persönlichen wirtschaftlichen Verhältnisse, die Bodennutzungsmöglichkeiten rücksichtlich der natürlichen Voraussetzungen und der Fortschritte auf dem bodentechnologischen Sektor, weiteres die Kirche, die Schule, die Sprache und andere Formen der Kommunikation usw. Der Augenfälligkeit halber ist die Reihe der Wirkungsfaktoren für die Zeit vor der Bauernbefreiung einer solchen für den Forschungszeitpunkt gegenübergestellt worden. Da wir es bei der Kultur mit mathematisch nicht meßbaren Größen zu tun haben, wirkt dieser Versuch resp. seine graphische Darstellung vielleicht etwas konstruiert, doch haben sich die einzelnen Wirkungsfaktoren, ihre Rangordnung und ihr Platzwechsel einerseits aus der Befragung der Tadtner, andererseits aus der Aufarbeitung des historischen Materials ergeben. Alles in allem ergab sich, daß die Kultur der Tadtner nach wie vor eine bäuerliche Dorfkultur ist und die Tradition der bäuerlichen Lebensform und der ländlich-dörflichen Siedlungsweise also noch eine ungebrochene ist. Nur die Charakteristika dieser bäuerlichen Dorfkultur haben sich von Zeit zu Zeit verändert.

Abschließend muß noch gesagt werden, daß es bei der Erforschung eines gegenwärtigen, also zum Forschungszeitpunkt sich bietenden Zustandes der traditionellen Kultur nur schwer möglich ist, jene Erscheinungen als nicht charakteristisch

herauszulösen, die nur kurzzeitig, aber eben zu diesem Zeitpunkt "in Mode" sind. Viele solche Erscheinungen werden selten traditionell, das heißt, sie werden schon innerhalb der ersten Trägergeneration abgestoßen und nicht tradiert. Deshalb sollten Gemeindestudien nach einer gewissen Zeit wiederholt werden – und bei der heutigen Schnelligkeit würde ein Abstand von wenigen Jahren schon genügen – um ein von Modeerscheinungen "gesäubertes" Bild der gegenwärtig traditionellen Kultur der untersuchten Gemeinschaft geben zu können.

Anmerkungen

- 1) Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. 21 Bände; Wien 1886 – 1902.
- 2) Ferdinand von Andrian, Die Altausseer. Wien 1905; folgende Zitate sind dem Vorwort entnommen (S. III).
- 3) Oswin Moro, Hof und Arbeit in Kleinkirchheim und St. Oswald. (Klagenfurt 1952), (Erstveröffentlichung 1939). Oswin Moro, St. Oswald ob Kleinkirchheim. Menschen, Sitte, Jahrlaufbrauch, hsg. Gotbert Moro, Klagenfurt 1951.
- 4) Oswin Moro, St. Oswald ob Kleinkirchheim. S. 11 (= Hermann Wopfner, Oswin Moro und die Bergbauernkunde).
- 5) ebenda, S. 10.
- 6) Hans Commenda, Volkskunde der Stadt Linz an der Donau. 2 Bände; Linz 1958/1959.
- 7) Leopold Schmidt, Wiener Volkskunde. Wien 1940 (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Erg. Band 16).
- 8) Franz Schmidt, Der Schrebergarten als kultureller Faktor. Diss. Wien 1975. – Veronika Strotzka, Das Gasthaus in Wien-Hetzendorf als kultureller Faktor. Diss. Wien 1978.
- 9) L.A. White, Kroebers "Configurations of Culture Growth". In: *American Anthropologist* Vol. 48, 1946, S. 78-90.
- 10) Jenő Barabás, Kartográfiai módszer a néprajzban [Die kartographische Methode in der Volkskunde]. Budapest 1963, S. 63.
- 11) Hermann Zucker, Änderungen bei der Nahrung und Wirtschaftsform in Furth bei Böhheimkirchen in Niederösterreich ab 1900. Diss. Wien 1976.
- 12) Wolfau. Bericht über die Feldforschung 1965/66 unter der Leitung von Károly Gaál, (Wiss. Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 42). Eisenstadt 1969.
- 13) nicht publiziert.
- 14) nicht publiziert.
- 15) Tadtén. Eine dorfmonographische Forschung 1972/73 unter der Leitung von Károly Gaál und Olaf Bockhom. (Wiss. Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 56). Eisenstadt 1976.

Gemeindestudien in Deutschland

Trends – Probleme – Aufgaben

GÜNTER WIEGELMANN

Die Ortsmonographien der staatswissenschaftlichen Richtung möchte ich hier beiseite lassen, nicht weil sie damals – im 18. und frühen 19. Jahrhundert – selten oder in Zugriff und Ergebnissen unergiebig gewesen wären, vielmehr weil sie ein eigenes größeres Kapitel erforderten (zumal sie im Fach weitgehend unbekannt blieben), aber die neueren Richtungen der Gemeindestudien kaum beeinflussten. Zahlreich genug sind sie und gewichtig zudem. Da sie die Kultur in ihrer Einbettung in das soziale und wirtschaftliche Gefüge schildern und meist thematisch komplex ausgerichtet sind, kommen sie einer Blickweise nahe, die heute wieder in den Vordergrund gerät. Auch deshalb wäre ein Aufarbeiten des damals lokal-monographisch Geleisteten dringend.

1.

An die Stelle der komplexen Ansätze der "Statistik" traten seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts *thematisch ausgerichtete Arbeiten*. Die themenspezifische Einstellung der Grimm-Schule hatte sich allgemein durchgesetzt. Auch in einer weiteren Hinsicht paßten jene Beiträge zum Programm der Grimm-Schule, bildeten sie doch eine beiläufige Variante zu den großen folkloristischen Sammelaktionen. Statt – wie üblich – für ganze Provinzen Sagen und Lieder zu sammeln, boten einige den Erzähl- oder Liedbestand eines Dorfes. 1890 erschien Auguste Benders Schrift über die Oberschefflenzer Volkslieder. Eine leichte Handvoll ähnlicher Arbeiten folgte bis zum ersten Weltkrieg, allein drei über Volkslieder (Weber 1910; Ruppert 1915). Jene schwachen, methodisch wenig eigenständigen Versuche wirkten direkt kaum weiter.

In den Versuchen zur Neuorientierung der Volkskunde nach dem ersten Weltkrieg waren Gemeindestudien zunächst nicht vertreten. Alle damals im Vordergrund stehenden Richtungen zielten auf große Einheiten, auf langfristigen historischen Wandel, auf Ober-, Mittel- und Unterschicht, auf weiträumige Kulturströme und Kulturräume Mitteleuropas, ja Europas. Weder in der Schichtenlehre Hans Naumanns (vgl. Luh 1926), noch in den historischen Schulen Adolf Spaners und Georg Schreibers, noch in der volkskundlichen Kulturraumforschung hatte man Sinn für das Detailstudium in kleinen Gemeinden. Dennoch lagen die Wurzeln für den ersten Höhepunkt der Gemeindestudien bereits damals; denn die seit 1930 wirksamen Ansätze entfalteten sich innerfachlich aus dem Gegensatz zu H. Naumanns Primitivitätsthese (bei J. Schwietering wie bei K. Wagner) und interdisziplinär in Anlehnung an soziologische Studien.

Bereits in den zwanziger Jahren gab es beachtliche soziologische und sozialökonomische Dorfstudien. Als herausragende, programmatische Arbeit erwies sich Leop. von Wieses schlankes Bändchen "Das Dorf als soziales Gebilde" (1928). Ein Jahr

später folgte Gunther Ipsens Programmartikel "Das Dorf als Beispiel einer echten Gruppe" (1929), der vierzehn planmäßig angesetzte Dorfaufnahmen einleitete. Sie erschienen 1931 – 34 (vgl. Planck 1974:155; Ipsen 1930).

Angeregt durch die soziologischen Studien und durch Arbeiten von Hans Freyer und Max Weber kam es um 1930 zu einem ganz neuen Ansatz volkskundlicher Gemeindestudien. Die Initiative lag bei Julius Schwietering und etwas später auch bei Kurt Wagner. Diese setzten ihre Doktoranden konsequent auf Mikroanalysen an. Was war das Neue am damaligen Ansatz?

Bereits 1927 hatte *Julius Schwietering* revolutionäre Gedanken geäußert: Er wandte sich sowohl gegen die psychologische Richtung wie gegen die irrealen Primitivitätstheorien Hans Naumanns. Er forderte dagegen eine soziologisch und historisch orientierte Forschung und eine Konzentration auf die wichtigste Gruppe der Landbevölkerung, die Landwirte. Seine Forderungen lassen sich in drei Punkten zusammenfassen:

1. die *soziologische Ausrichtung*: Die Forschung solle nicht von den Kulturzügen ausgehen, sondern von den Gruppen und ihrem kulturellen Gepräge: der Arbeitsgemeinschaft des Hofes, der religiös fundierten Kirchengemeinde, der Siedlungsgruppe Dorf, der Gruppe der Burschen oder der Verheirateten.

2. die *funktionale Orientierung*. Nicht Lied- oder Erzählmotive, sondern Singen und Erzählen, nicht die Kleidungsstücke als solche, sondern das Tragen der Kleidung seien zu untersuchen. Allgemeiner gesagt forderte er die Blickwendung von den isolierten Objekten zu den kulturellen Prozessen. Die Kulturzüge wären in der Realisierung zu studieren, nicht als abgelöste, isolierte Teilstückchen.

3. die Konzentration auf *zentrale Kulturkomplexe*. So sagte er: "Bäuerliche Religiosität und Sittlichkeit wurzelt ganz und gar in christlichem Grunde. (Demgegenüber) sind die in unserm Volkskunden aufgezählten abergläubischen Bräuche ... nebensächlich" (Schwietering 1927:753). Anders gesagt: nicht bei läufige, unwichtige Einzelheiten sollten verfolgt werden, sondern die maßgebenden Kulturkomplexe, jene dominanten Züge, die den zentralen Werten der Gruppe nahestehen.

Diese Forderungen waren am ehesten in empirischen Mikroanalysen zu erfüllen. Daher wurde eine ganze Serie von Gemeindestudien angesetzt. Schwieterings Auffassung der "Volkskunde als geschichtlich soziologische Disziplin" (1927:763) blieb demgegenüber bei den einzelnen Studien im Hintergrund; denn alle waren Zustandsanalysen, keine historisch vertieft. – Der historische Aspekt lag darin, daß man in der bäuerlichen Kultur der Gegenwart Prägungen und Gefüge zu fassen suchte, die für die mittelalterliche (oder barocke) Welt einmal dominant waren, Prägungen, die zwar historisch überformt wurden, aber doch das Funktionsgefüge alter Grundordnungen erkennen ließen (vgl. Bringemeier 1969).

Insgesamt ein imponierendes Programm, nach dem zwischen 1931 und 1944 in rascher Folge sieben Studien erarbeitet wurden. Den Auftakt bildeten zwei Dissertationen: Martha Bringemeiers "Gemeinschaft und Volkslied" (1931) und Gustav Hagemanns "Bäuerliche Gemeinschaftskultur in Nordravensberg" (1931), den Ab-

schluß Mathilde Hains Habilitation über "Sprichwort und Volkssprache", die dann allerdings erst 1951 gedruckt wurde (ferner: Brinkmann 1933; Hain 1936; Mahr 1939; Ohly 1960).

Die Studien behandelten jeweils andere Kulturbereiche, lediglich zum Singen, Erzählen und zum Sprichwort erschienen je zwei Arbeiten. Wegen der thematischen Unterschiede wäre es sicherlich schwierig geworden, die geplante vergleichende Betrachtung durchzuführen. Jedenfalls wurde sie nicht geleistet.

Methodisch waren die Studien der Schwietering-Schule jedoch recht einheitlich. Aus den Zielen ergab sich, daß man die langzeitige teilnehmende Beobachtung in den Mittelpunkt stellte und mit Intensivinterviews kombinierte. Das Verfolgen der kulturellen Realisierung, der Beziehungen zwischen Sozialgruppe und kulturellem Gepräge "setzt eine langdauernde ... Beobachtung voraus, zu der nur völliges Vertrautsein mit der Gruppe befähigt" (Bringemeier 1934:23). Man versuchte, "aus innigem Vertrautsein mit einer engbegrenzten Gruppe deren geistige Gestalt" zu erfassen (Hagemann 1931:2). Daher arbeiteten die Doktoranden vielfach über ihre Heimatdörfer. Das bot manche Vorteile, jedoch konnte so kaum eine planmäßig angesetzte Streuung über die verschiedenen Kulturräume erreicht werden.

Nach dem zweiten Weltkrieg wurde die Richtung leider nicht fortgeführt. Mathilde Hain setzte in Frankfurt keinen ihrer zahlreichen Schüler auf diese Fährten. Am ehesten deutet noch Wolfgang Brückners Walldürn-Studie (1958) in diese Richtung.

Während die Schwietering-Schule internationalen Ruf genoß, die später so richtungweisenden ungarischen Gemeindestudien beeinflusste und mit Robert K.V. Wikman u.a. große ausländische Gelehrte inspirierte (vgl. Weber-Kellermann 1969:65), blieb die Kurt-Wagner-Schule so sehr im Schatten, daß man bisher noch in keiner wissenschaftsgeschichtlichen Darstellung darüber etwas lesen kann. Durchaus zu Unrecht.

Denn die Arbeiten der *Wagner-Schule* hatten in den Zielen, den Methoden und Themen (Arbeiterkultur) durchaus eigene, charakteristische Akzente. Die ungleich geringere Wirkung erklärt sich, wenn man weiß, daß aus diesem Kreis programmatische Publikationen (die aus der Schwietering-Gruppe so reich vorliegen) ganz fehlen, daß die fünf Studien nicht so einheitlich gestaltet waren und daß keiner der Wagner-Schüler in eine akademische Position kam.

Die erste Studie der Wagner-Schule erschien 1934: Fritz Spiesers Arbeit über das "Leben des Volksliedes im Rahmen eines Lothringer Dorfes"; die letzte war Heinrich Husmanns Studie (1957) über die Lebensformen der Arbeiter in Hamborn (ferner: Becker 1937; Brixius 1939; Emrich 1953). Hauptdiskussionspunkt der Wagner-Schüler waren in den dreißiger Jahren die Naumannschen Thesen zum primitiven Gemeinschaftsgut. Die Auffassung einer gleichförmigen, passiven, individuumslosen Bauernkultur reizten zum Widerspruch, zum Gegenbeweis. In diesen Arbeiten wurde er geliefert. Man ermittelte das individuelle Vermögen und Repertoire einzelner Sänger, spezifische, in den Orten stark divergierende Verhaltenstypen. So unterschied Spieser beim Singen die Sammlertypen, die Verbreitertypen – heute würde man wohl "Innovatoren" sagen – und die

Passiven, Lothar Brixius in seiner Studie über die Erscheinungsformen des Volksglaubens in dem Eifeldorf Monreal (1939) negative und positive Verkünder, indifferente Mitteilende, positive Verschweiger usw.

Bei solchen, auf Individuen und Familien gerichteten Zielen mußten systematische Befragungen durchgeführt werden. Daher sind die Verfahren der Materialerhebung und -aufarbeitung in der Wagner-Schule expliziter als in der Schwietering-Schule. Dort trifft man bereits statistische Aufbereitungen des Materials.

Kurz: Die Arbeiten der Wagner-Schule hatten ein eigenes Profil: Wissenschaftshistorisch sind sie von Belang, weil sie die Naumannsche Primitivitätsthese durch empirische Untersuchungen falsifizierten – und man sie deshalb neben den berühmten Aufsatz von Wilh. Fraenger stellen kann. Ihre auf individuelles Kulturgepräge gerichteten Ziele, die Befragungsmethoden und die Verfahren der Materialaufbereitung deuten bereits einiges von dem an, was sich später in der Innovationsforschung entfaltete.

Durch die Studien dieser beiden Schulen und paralleler Arbeiten häuften sich lokale Mikroanalysen in dem Jahrzehnt von 1931-42 in einem bis dahin nicht gekannten Maße. An die 20 Arbeiten erschienen, eine Dichte, die erst im letzten Jahrzehnt wieder erreicht wurde. Von außerhalb der beiden dominierenden Schulen möchte ich besonders zwei frühe Studien zum Wandel der ländlichen Kultur hervorheben: M. Zenders Aufsatz über Niederweis von 1934 und Jos. Müllers Würzburger Dissertation von 1939. Sie schlugen ein Thema an, das man erst nach dem Kriege allgemein als wichtigste Fragestellung akzeptierte: den kulturellen Wandel.

Die Gemeindestudien der dreißiger Jahre brachten die Forschung einen großen Schritt voran. Einmal durch den Beginn planmäßiger empirischer Arbeit. Freilich gab es empirische Arbeit bereits früh. Neu war die konsequente Beschränkung auf kleine, überschaubare Sozialgruppen und die dadurch erreichte Vertiefung der Studien: Die Konzentration auf dominante Kulturkomplexe, die Ausrichtung auf die zentralen Werte der jeweiligen Gruppe – damit sind sie Vorläufer des Eskerödschen Konzepts von der Interessendominanz –, die Blickwendung von den Objekten zum funktionalen Gefüge und zu den kulturellen Prozessen. Mit dieser Neuorientierung setzten sie einen markanten Gegenpol gegen die bis dahin herrschende themenspezifische Arbeit. Das sezierende und vergleichende Analysieren einzelner Elemente und Motive bestimmte ja nicht nur die Grimmschule, es dominierte auch in den historischen Schulen des frühen 20. Jahrhunderts und bildete ein methodisches Grundprinzip der kartographisch-kulturräumlichen Arbeit. Was in den damaligen auf große Zeiten und Regionen zielenden Richtungen kaum anvisiert war – die Zusammenschau kultureller Systeme –, wurde in mehreren Gemeindestudien überzeugend geleistet.

Meine erste, aus der Wissenschaftsgeschichte abgeleitete These lautet: Die Gemeindestudien der dreißiger Jahre sollten wir nicht als historische Kuriosa betrachten oder in ablehnender Kritik versauern lassen, sondern als Ansätze ansehen, die es aufzugreifen und weiterzuentwickeln gilt. Das ist generell gemeint – wegen des teils modernen Ansatzes der Studien – und konkret wegen der Chance, an mehrere der Gemeindestudien von damals Folgestudien anzuschließen.

Nach dem zweiten Weltkrieg dominierten in der westdeutschen Volkskunde – auf die ich mich jetzt beschränke – zunächst historische und kulturräumliche Arbeiten. Die mikroanalytischen Ansätze der dreißiger Jahre wurden nicht fortgesetzt (wie die der Schwietering-Schule) oder nur noch beiläufig verfolgt (durch zwei Nachkriegsarbeiten der Wagner-Schule).

Es bleibt von heute aus gesehen schwer verständlich, warum die wichtigen Ansätze nach 1945 versandeten. Zunächst ist an den schütterten Personalbestand des Faches bis um 1960 zu erinnern; denn aus der Diskrepanz zwischen den wenigen Wissenschaftlern und dem übergroßen Aufgabenbereich versickern in dem kleinen Fach vielfach Vorhaben, die an sich zu Ende geführt werden sollten. Aber damit ist die damalige Priorisierung ja nicht erklärt! Es mag ein Stützen auf bewährtere Richtungen in jenen bewegten, nach Orientierung suchenden Jahren maßgebend gewesen sein, es mag die Scheu vor dem Dilletieren, eine Scheu vor dem von Soziologen damals (nach amerikanischem Vorbild) gehandhabten zunächst relativ kompliziert erscheinenden Instrumentarium der empirischen Forschung mitgespielt haben.

Dagegen entstanden in der bald neu etablierten Soziologie und Agrarsoziologie damals jene Dorfmonographien, durch die die deutsche Soziologie wieder "Anschluß an den Stand der internationalen Forschung" gewann (Planck 1974:158). Ähnlich wie in den zwanziger Jahren gingen *soziologische Gemeindestudien* den volkskundlichen voraus. Dafür nenne ich einige Tatsachen:

1. Rudolf Eberle konnte in seiner Übersicht von 1955 für das knappe Jahrzehnt von 1946 bis 1955 nicht weniger als 60 sozialökonomische Dorfuntersuchungen verzeichnen.
2. Das Bonner Forschungsinstitut für Agrarpolitik und Agrarsoziologie begann 1952 mit der systematischen Förderung derartiger Studien.
3. Die berühmte Studie von Gerhard Wurzbacher "Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung" erschien 1954.
4. Bereits im Jahre 1956 konnte ein Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie dem Thema "Soziologie der Gemeinde" gewidmet werden. – Empirische Gemeindestudien – so schien es – seien nun eine absolute Domäne der Soziologie geworden (vgl. König 1958).

In der Volkskunde spielten sie damals jedenfalls keine große Rolle. Im gleichen Jahr, in dem Eberle sechzig publizierte sozialökonomische Arbeiten verzeichnete, konnte Josef Hanika in dem Aufsatz "Ortsuntersuchungen zur Eingliederungsforschung" (1955) lediglich von drei gerade begonnenen Studien berichten. Auch zu seiner Forschungsanleitung für Ortsuntersuchungen von 1957 hatte er noch keine beispielhafte Akkulturationsstudie parat. Was vorlag, waren einige kurze Aufsätze und Examensarbeiten aus Pädagogischen Hochschulen, zudem eine knappe Handvoll Studien zu anderen Themen. Dabei ist zu bedenken, daß man damals – im ersten Nachkriegsjahrzehnt – die Eingliederungsprozesse der Umsiedler als Hauptaufgabe empirischer Volkskundeforschung ansah.

Erst im darauffolgenden Jahrzehnt – von etwa 1956 bis 1966 – gab es eine merkliche Zunahme von *volkskundlichen* *Gemeindestudien*; eine Vorstufe des später beginnenden neuen Höhepunkts. Auf die noch aus der Wagner-Schule stammende Studie über die Arbeiterkultur von Heinr. Husmann (1957) folgten 1959 die "Neuen Siedlungen" von H. Bausinger, M. Braun und H. Schwedt. Mit beiden Arbeiten war der neue Zugriff bereits bezeichnet: Nicht mehr der Zustand, sondern der Wandel kultureller Systeme wurde analysiert. Der kulturelle Wandel blieb seitdem Leitthema der *Gemeindestudien*. – Zudem handelten beide von Akkulturationsprozessen, die eine von den seit Jahrzehnten laufenden im Ruhrgebiet, die andere von den Eingliederungsproblemen der Umsiedler. Damit war ein Thema betont, das die empirischen Studien bis heute durchzieht, bis zu den neuen Arbeiten über Fragen der temporären Akkulturation bei Gastarbeitern.

Die "Neuen Siedlungen" bezeichnen den Beginn einer ersten Phase Tübinger Arbeiten. Sie liegen zwischen 1959 und 1965 (Schwedt 1960; 1961; Schmitt 1963; Dürs 1963; Schenda 1965; Fischer 1965). In den wenigen Jahren erschienen sechs anregende Studien, meist von Hermann Bausinger inspiriert. Deshalb sollte man diese frühe Tübinger Phase *Bausinger-Schule* nennen und sie dadurch absetzen von jüngeren Arbeiten aus Tübingen, die nicht mehr unter einen Leitnamen zu stellen sind.

Die älteren Tübinger Arbeiten behandeln verschiedene aktuelle Probleme, Eingliederungsprozesse, Wandel des Vereinslebens, des Singens. In diesen Studien waren die Methoden noch wenig geschärft, das sozialwissenschaftliche Instrumentarium blieb durchweg unberücksichtigt. Keine der Studien druckte auch nur den Frageplan ab.

Trotz dieser Beiträge blieben volkskundliche *Gemeindestudien* selbst im zweiten Nachkriegsjahrzehnt aufs Ganze gesehen relativ unbedeutend. Das mögen einige Zahlen verdeutlichen: In den Jahren 1962, 1963 und 1964 wurden an den deutschsprachigen Universitäten Westdeutschlands, Österreichs und der Schweiz nur drei Dissertationen abgeschlossen, die man als *Gemeindestudien* bezeichnen kann. Das waren damals 8 % aller Examensarbeiten (nach: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde).

Wie tiefgreifend sich seitdem die Situation änderte, zeigt die Auszählung für die Jahre 1974, 1975 und 1976. In diesen drei Jahren wurden 27 *Gemeindestudien* als Examensarbeiten abgeschlossen, 21 % aller Arbeiten! Für 1976 kommen wir sogar auf 30 % *Gemeindestudien*. Da 1976 zugleich 12 neue *Gemeindestudien* vergeben wurden und zahlreiche andere Projekte in dieser Richtung laufen, kann kein Zweifel bestehen: Nach dem allgemeinen Interesse und der Dichte der Arbeiten stehen wir im deutschsprachigen Mitteleuropa und nicht zuletzt in Westdeutschland in einer neuen Kulmination dieses Ansatzes (vgl. Cox/Matter 1978).

Allem Anschein nach begann die *neue Phase* in der Zeit um 1967/68. Damals erschienen in rascher Folge gewichtige Arbeiten, von denen Herbert Schwedts "Kulturstile kleiner Gemeinden" (1968), Werner Roths "Dorf im Wandel" (1968) und Ulrich Tolksdorfs Analyse der Ermländersiedlungen (1967) hervorgehoben seien. Und seitdem wird kontinuierlich in mehreren Instituten an *Gemeindestudien* gearbeitet.

Damit haben wir bereits ein Charakteristikum des letzten Jahrzehnts bezeichnet: Die Arbeiten kommen nun aus sehr vielen Instituten, aus verschiedenen Richtungen des Faches: aus Tübingen und Kiel, Marburg und Bonn, Göttingen, München, Mainz und Münster (um die Universitätsorte mit zwei und mehr Arbeiten seit 1967 zu nennen). Das hat Vor- und Nachteile. Die Themen und Ansätze sind weit gefächert und zeigen die Breite der Möglichkeiten. Aber dadurch wird es schwierig, die Ergebnisse zu vergleichen, die Ansätze zu koordinieren, zu einer allseits fördernden Diskussion zu bringen. Zudem kamen aus keiner Richtung bisher programmatische Publikationen. Eine überörtliche Abstimmung der Ziele und Themen fehlte erst recht. Daher fanden die Resultate der *Gemeindestudien* in der generellen Diskussion des Faches noch nicht die Resonanz, die sie verdienten (oder die sie erreichen könnten).

In einem Punkt freilich herrscht Einigkeit: die Methoden der empirischen Sozialforschung sind zur Norm geworden. (Das zeigt sich auch daran, daß Arbeiten, die sie noch nicht genügend berücksichtigen, entsprechend kritisiert werden). Und es gibt bereits Versuche, die Methoden für die speziellen Fragen des kulturellen Wandels weiterzuentwickeln.

Zudem kann man durchaus einige Ansätze zu geplantem, koordiniertem Vorgehen beobachten, aber sie bleiben bisher auf die einzelnen Institute beschränkt. So publizierte Ernst Klusen bereits 1970 seine Folge-Untersuchung über das Singen in Hinsbeck, in der er – anschließend an seine Arbeit von 1941 – den Wandel im Laufe einer Generation verfolgte. Ingeborg Weber-Kellermann studiert mit ihrer Marburger Arbeitsgruppe die gleichen interethnischen Probleme nun schon im dritten Dorf Südosteuropas. In verschiedenen Teilen des Rheinlandes untersuchte Hans Georg Schmeling (1972, 1973, 1977) Formen ländlichen Wohnens durch gleichartige Befragung in 17 Gemeinden. Von Münster aus wurden Paralleluntersuchungen zur Festkultur in Orten unterschiedlicher Lage und Sozialstruktur (vgl. Kleinschmidt 1977) sowie Parallelarbeiten zu Rudolf Brauns Italienerstudie (1970) angesetzt (Hwang 1973; Narman 1978). Aber eine überörtliche Koordination ist bisher nicht erkennbar.

Offenbar wirkte manches zusammen und begründete den *neuen Höhepunkt der Gemeindestudien*. Da die Soziologie inzwischen für die Volkskunde wie für manche Nachbar Disziplin zu einer Art Leitwissenschaft geworden war, reizte die voraufgehende Welle soziologischer *Gemeindestudien* zur Nachfolge. Inzwischen lagen auch die Methoden der empirischen Sozialforschung für jedermann bereit (s. Atteslander 1969). Im eigenen Fach kamen beispielgebende Studien aus Ungarn und aus Skandinavien hinzu, neue Impulse boten ferner die *Gemeindestudien* der amerikanischen Kulturanthropologen (s. o. J. Cole).

Neben diesen innerwissenschaftlichen Gründen bleibt zu beachten, daß die ländlichen Gemeinden seit den fünfziger Jahren in einen enorm beschleunigten Urbanisierungsprozeß gerieten, in eine neue kritische Phase der ländlichen Kultur und daß die den Gegenwartsfragen nun offene Volkskunde offenbar hellhörig für diesen Umbruch geworden war.

Dabei scheint die Neuorientierung des Faches allerdings entscheidender gewesen zu sein für die Förderung der *Gemeindestudien* als die Krise ländlicher Kultur.

Denn in den sechziger Jahren kam durch den Einfluß von Nachbardisziplinen und die Intensivierung der internationalen Kontakte manches in rascheren Fluß, was früher erst in Ansätzen zu spüren war. Innovationsforschung statt Traditionsforschung, Analyse von Kulturkomplexen, von Strukturen und Systemen statt Verfolgen einzelner Kulturelemente, Untersuchen von Prozessen statt von synchronen Querschnitten, diese Stichworte mögen den Wandel in der Blickrichtung andeuten. Man darf wohl von einem Paradigmenwechsel des Faches sprechen. Und darein paßten die dem modernen Wandel nachspürenden Gemeindestudien nahtlos hinein, ja die empirischen Studien bildeten einen der Motoren des rascheren Wechsels. – Freilich können diese Fragen der Disziplingeschichte hier nur angerissen werden.

Soweit der historische Überblick. *Ich fasse zusammen:*

1. Volkskundliche Gemeindestudien haben in Deutschland eine Wissenschaftstradition von etwa 50 Jahren. Der erste Höhepunkt lag in den dreißiger Jahren. Im zweiten stehen wir heute.
2. Der Anzahl nach können die volkskundlichen Arbeiten durchaus neben denen in Nachbarfächern – wie Soziologie und Sozialgeographie – bestehen: insgesamt sind es über 60 abgeschlossene Arbeiten. Aber sie erreichten im Fach und interdisziplinär nur eine relativ geringe Resonanz.
3. Die geringe Wirkung erklärt sich m.E. aus folgendem:
 - a) Die Studien streuen thematisch ungleich weiter als in anderen Fächern, vom Erzählen bis zum Wohnen, vom Vereinsleben bis zur Arbeiterkultur.
 - b) Es mangelt an Koordinierung der Planung und an Konsequenz des Forschens. Dadurch wechseln die thematischen und methodischen Ansätze von Institut zu Institut und im Laufe der Zeit so sehr, daß vergleichendes Generalisieren schwierig wird.
 - c) Obwohl in den letzten zwei Jahrzehnten die meisten Studien erschienen, fehlt es noch an programmatischen Publikationen und gründlichen Zieldiskussionen.
4. Immerhin lassen sich einige Komplexe ausmachen, für die bereits mehrere Studien vorliegen: Lied- und Musikkultur, die kulturelle Bedeutung der Vereine, die Festkultur; an übergreifenden Themen: Akkulturationsprozesse, Phasen des kulturellen Wandels im 20. Jahrhundert.

III.

Forderungen für die weitere Arbeit ergeben sich aus dem historischen Rückblick, aber auch aus der allgemeinen Situation des Faches. Meines Erachtens kann man vor allem folgende Punkte nennen:

1. Es ist dringend, die bereits vorhandenen Ansätze und Schwerpunkte systematisch aufzuarbeiten, für anknüpfende Studien zu filtern und dann durch weiterführende Studien zu ergänzen.

2. Es kann einmal dadurch geschehen, daß man die Studien zu einem Problemkreis – etwa zum Vereinsleben, zur Akkulturation – auf ihre Ergebnisse und Hypothesen hin durchforscht, um dann gezielt weitere thematische *Paralleluntersuchungen* anzusetzen. So kommt man am ehesten für Teilbereiche der Kultur zu gesicherter Erkenntnis der maßgebenden Tendenzen, zu generalisierbaren Aussagen; vielleicht am ehesten eine Aufgabe für international orientierte Arbeitsgruppen.

3. Der andere, nicht minder wichtige Weg kann leichter von Einzelnen (etwa von Doktoranden) begangen werden. Er zielt auf *Folgestudien*. Wie gesagt, gibt es bisher erst eine Folgestudie (Klusen 1941, 1970). Aber eine Fülle weiterer Arbeiten fordert direkt Anschlußstudien, etwa Hagemanns thematisch komplexe Arbeit zur Gemeinschaftskultur in einem Nordravensberger Kirchspiel, M. Hains Arbeit über die sozialen und funktionalen Unterschiede des Kleidens in Mardorf. – Wie haben sich die Verhältnisse in den für die "Neuen Siedlungen" von 1959 untersuchten Wohngebieten inzwischen entwickelt? Wie änderte sich das Vereinsleben in Weinheim a.d. Bergstraße seit 1960? Fäden für Folgestudien liegen reichlich aus. Sie müssen nur aufgenommen, nach heutigen Methoden aufgedrösel und weitergesponnen werden.

4. Eine weitere Möglichkeit, an vorhandene Studien anzuknüpfen, besteht in folgendem: Rudolf Eberle (1955) und Ulrich Planck (1974) boten vorzügliche Übersichten über die soziologischen und sozialökonomischen Gemeindestudien. Ein entsprechendes Verzeichnis der zahlreichen sozial- und agrargeographischen Ortsmonographien fehlt anscheinend noch. Das Überschaubare erlaubt es in vielen Fällen, neue volkskundliche Gemeindestudien in jenen Orten anzusetzen, für die bereits gute Arbeiten der Nachbarwissenschaften vorliegen, etwa in Wurzbachers Westerwaldorten oder in dem von M. Egger (1957) untersuchten Hüttenthal im Odenwald. Dadurch würde die interdisziplinäre Diskussion gefördert; manchen Fäden kann man direkt aufnehmen. Jedenfalls liegen in diesen Studien Vorarbeiten zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der Orte bereit.

5. Die Frage der Folgeuntersuchungen stoßen uns auf eine empfindliche Dokumentationslücke. Wo blieb das *Urmaterial* der 60 volkskundlichen Gemeindestudien? Zumeist dürfte es in Privatbesitz zerstreut und vielleicht schon verloren sein. Aber für Folge- und für Paralleluntersuchungen, für jede spätere Forschung sind die Befragungsergebnisse, die Gesprächs- und Beobachtungsprotokolle unersetzlich.

Das Ideal wäre es, für diese Materialien, für die nicht abgedruckten Fragebogen u.ä. ein zentrales Archiv zu haben. Warum nicht am Atlas der deutschen Volkskunde in Bonn, der ohnehin riesige, nach Orten geordnete Materialmengen bewahrt? Oder in den regionalen Landesstellen.

6. In vieler Hinsicht liegen freilich keine Vorarbeiten in bisherigen Studien vor. Neue Prozesse verlangen nach Analyse, etwa die Auswirkung der Mittelpunktschulen, Auswirkungen der jüngsten Welle städtischer Eingemeindungen, der Ferienwohnungen, der Umsiedlungen auf die dörfliche Kultur.

Bei derartigen Aufgaben müßte es möglich sein, durch Absprache unter den Instituten eine Serie von *thematisch gleichgerichteten Studien* in verschiedenen Regionen Westdeutschlands anzusetzen, die Ergebnisse gemeinsam zu diskutieren und zu publizieren. Vielleicht ist es im Moment illusionär, derartiges zu fordern. Aber manchmal scheint es mir sinnvoll, Illusionen zu haben, um eine Teilerfüllung zu erreichen. — Um ein Beispiel zu nennen: Die Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und Agrarsoziologie hat mehrere derartiger Kampagnen organisiert. An der von 1953/54 über Strukturwandel und Sozialbrüche beteiligten sich 13 Institute (s. Dorfuntersuchungen 1955). — Für unser Fach wäre es schon viel, wenn wir fünf parallele, gleichzeitig zu einem Problem angesetzte Studien bekämen.

Jedenfalls verlangt der individualisierende Ansatz der Gemeindestudien notwendig nach einer Koordination im Thematischen und Methodischen.

7. Gemeindestudien dürfen *nicht isoliert* gesehen werden, sondern als eine Möglichkeit in der breiten Skala zwischen extremer Mikroanalyse (der Biographie) und extremer Makroanalyse (etwa dem Verfolgen eines Themas in ganz Europa). Wenn der Untersuchungsort nicht zu häufig vom zufälligen Wohnsitz des Wissenschaftlers bestimmt, sondern meist im Wissen um die langzeitigen historischen und die kulturräumlichen Kulturstudien des Gebietes ausgewählt würde, wäre schon manches gewonnen. Gleiches gilt für Ausrichtung und Auswertung der Studien: alle historisch zurückgreifenden Gemeindestudien benötigen die allgemeinen Arbeiten der historischen Volkskunde als Hintergrund, alles Bemühen um regionale Einordnung die einschlägigen kulturräumlichen Beiträge. Freilich bleibt das keine Einbahnstraße, da wir dem genauen Zugriff der Mikroanalysen manche Einsicht und manche Anregung für aufs Große gerichtete Arbeiten verdanken.

IV.

Schließlich eine letzte Frage: Was sind die *generellen Ziele* der Gemeindestudien? Welche allgemeineren Aufgaben wollen wir damit lösen?

Als ich vor einigen Jahren die jungen Stockholmer Forscher um Åke Daun danach fragte, sagten sie, sie wollten Grundmöglichkeiten kultureller Variation ermitteln. Auf einer allgemeineren Ebene gleicht die Antwort dem, was Martha Bringemeier vor Jahrzehnten für die Schwietering-Schule sagte: Man wolle "Einsicht in die Fülle und Mannigfaltigkeit des deutschen Volkslebens gewinnen" (Bringemeier 1934:21).

Ich halte beides für zu allgemein; denn Variationen der Kultur erfaßt man praktisch mit allen kulturanthropologischen Ansätzen, mit historischen wie mit kulturräumlichen Studien. Daher kann dieses Ziel kein Spezifikum für Gemeindestudien sein.

Wenn man die generellen Ziele umschreiben will, kann man nicht zugleich über lokale Bestandsaufnahme wie über lokale Prozeßanalysen sprechen. Hier steht die seit einiger Zeit dominierende Prozeßanalyse im Blick. Dafür bieten Gemeindestudien — Studien über umgrenzbare Lokalgruppen — in der hochkomplexen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts eine günstige Möglichkeit, selbst thematisch verzweigte Sachverhalte noch zu überschauen und kulturelle Prozesse durch Aus-

schöpfen aller lokalen Quellen und der empirischen Zugriffe im Detail zu verfolgen, zu erklären. Daher können die Typen und Tendenzen kultureller Prozesse in der Industrialisierung, Verstädterung und Bürokratisierung der letzten anderthalb Jahrhunderte insbesondere durch Gemeindestudien herausgeschält werden. In welchem Grade man diesem Ziel, das nur durch Generalisierung aus zahlreichen Einzelarbeiten zu erreichen ist, nahe kommt, hängt nicht zuletzt von der Koordination der Arbeit sowie von einer klugen Auswahl der Themen und Orte ab.

Durch die Analyse genereller kultureller Prozesse im Industriezeitalter liefern Gemeindestudien Beiträge zur Periodisierung des Wandels seit dem 19. Jahrhundert, aber auch zur allgemeinen kulturanthropologischen Theorie, damit zu wichtigen allgemeineren Aufgaben des Faches.

Bei den Forschungskapazitäten des Faches scheint es zudem am ehesten durch Mikroanalysen möglich, neu auftauchende Phänomene, aktuelle Probleme zu verfolgen. Zudem dürften die Chancen zur praxisorientierten Arbeit, zur planerischen Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse auf der Grundlage derartiger Intensivstudien besonders günstig sein. Dabei können am ehesten die verschiedensten Seiten eines Problems mitbedacht werden, um Planungen sinnvoll zu begründen und die Auswirkungen praxisorientierter Arbeit dann zu überprüfen.

Diese Ziele der Gemeindestudien:

- Ermittlung der dominanten kulturellen Prozesse im Industriezeitalter;
- Beiträge zur Periodisierung des neueren Kulturwandels;
- Beiträge zur kulturanthropologischen Theorie;
- Verfolgen neuer Tendenzen;
- Erproben der planerischen Anwendung von wissenschaftlichen Resultaten und Regeln;

sie scheinen mir der wissenschaftlichen Arbeit von Gemeindestudien näher zu stehen (und daher eher berücksichtigt werden zu können), als die genannten sehr weiten Umschreibungen.

Schließlich vermag die Arbeit an lokalen Mikroanalysen wesentliches in der Ausbildung der Studenten zu leisten. Neben der Erprobung empirischer Fähigkeiten kann dadurch insbesondere das geschult werden, was in der thematischen Detailarbeit des Universitätsbetriebes (vgl. Fest 1977) eher verkümmert: der Blick für Zusammenhänge, das Erfassen komplexer Gefüge und Prozesse, das Urteilsvermögen, um die Vielzahl der Einzelfakten als Teile eines gegliederten Ganzen zu erfassen.

Literatur

Hier sind neben den im Text zitierten Publikationen mehrere weitere Gemeindestudien und wichtigere Aufsätze aufgeführt. Freilich konnte dabei keine Vollständigkeit erreicht werden. Man vergleiche die Bibliographien von Eberle (1955), Schwedt/Schwedt (1973) und Planck (1974). Ein vollständiges Verzeichnis der lokalen Mikroanalysen in Deutschland (oder im deutschsprachigen Mitteleuropa) bleibt Aufgabe.

Arbeitsgruppe Langenfeld

- 1978 Das Leben Jugendlicher in einer kleinen Gemeinde. In: *Cox/Matter* 1978: 9 – 68. [Langenfeld/Eifel, vgl. Herrguth 1977; Herrguth/Matter 1978].

Arensberg, Conrad M.

- 1974 Die Gemeinde als Objekt und als Paradigma. In: *Handbuch der empirischen Sozialforschung* hrsg. von R. König, 4. Bd.: Komplexe Forschungsansätze, 3. Aufl. Stuttgart: 82 – 116.

Atteslander, Peter

- 1969 Methoden der empirischen Sozialforschung (unter Mitarbeit von K. Baumgarten, F. Haag, J. Oetterli, R. Steiner). (Sammlung Göschen 1229/29 a). Berlin (4. Aufl. 1975).

Atteslander, P./Hamm, B. (Hg.)

- 1974 Materialien zur Siedlungssoziologie (Neue Wissenschaftliche Bibliothek 69). Köln.

Bauche, Ulrich

- 1965 Landtischler, Tischlerwerk und Intarsienkunst in den Vierlanden unter der beiderstädtischen Herrschaft Lübecks und Hamburgs bis 1867 (Volkskundliche Studien, Bd. 3). Hamburg.

Baur, Uwe

- 1977 Dorfgeschichte. Zur Entstehung und gesellschaftlichen Funktion einer Gattung. München.

Bausinger, H./Braun, M./Schwedt, H.

- 1959 Neue Siedlungen. Stuttgart. (2. Aufl. 1963).

Becker, Heinrich

- 1937 Schiffervolkskunde. Grundlegung der Volkskunde eines nichtbäuerlichen Standes. (Volk, Erg. Reihe Bd. 3). Halle/Saale. [Stadt Aken].

Becker, Horst

- 1938 Der Aufbau des Dorfes Hof (1932). Ein Beitrag zur Dorfforschung in Sachsen. In: *Zs. f. Volkskunde* 47. Jg.: 251 – 285.

Bedal, Konrad

- 1976 Seeth. Zum Baubestand eines Stapelholmer Dorfes 1974 und 1710. In: *Kieler Bl. z. Volkskunde* 8. Jg.: 91 – 131.

Beimborn, Anneliese

- 1959 Wandlungen der dörflichen Gemeinschaft im hessischen Hinterland. Eine geographisch-volkskundliche Untersuchung von sechs Gemeinden des Kreises Biedenkopf. (Marburger Geographische Schriften 12). Marburg.

Bender, Auguste

- 1890 Oberschefflenzer Volkslieder.

Benzel, Ulrich

- 1956 Die dörfliche Kultur der suderendutschen Gemeinde Roßhaupt und ihre Wandlungen nach der Vertreibung. Diss. Marburg.

Berkenbrink, Gerd

- 1974 Wandlungsprozesse einer dörflichen Kultur. Wachenhausen, Krs. Northeim. (Schriften zur niederdeutschen Volkskunde Bd. 6). Göttingen.

Binder, Fred u.a.

- 1970 Die Reutlingen-Studie: Materialien und Hypothesen. In: *Zs. f. Volkskunde* 66. Jg.: 124 – 150.

Braun, Rudolf

- 1970 Sozio-kulturelle Probleme der Eingliederung italienischer Arbeitskräfte in der Schweiz. Erlenbach-Zürich.

Brednich, Rolf Wilhelm

- 1977 Projekt Saskatchewan. Neue Aufgaben und Methoden volkskundlicher Empirie. In: *Zs. f. Volkskunde* 73. Jg.: 24 – 41.

Brepohl-Wietersheim, Wilhelm

- 1964 Bäuerliche Heilkunde in einem Dorfe des Mindener Landes um die Jahrhundertwende. 2. Aufl. Minden.

Bringemeier, Martha

- 1930 Produktive Gemeinschaft im Volk. In: *Niederdeutsche Zs. f. Volkskunde* 8. Jg.: 198 – 205.

- 1931 Gemeinschaft und Volkslied. Ein Beitrag zur Dorfkultur des Münsterlandes (Veröffentlichungen der Volkskundlichen Kommission H. 1). Münster.

- 1934 Die soziologische Methode der deutschen Volkskunde. In: *Handbuch der Deutschen Volkskunde* hrsg. von Wilhelm Peßler, Bd. 1, Potsdam o.J.: 21 – 24.

- 1937/ Gedankens zur volkskundlichen Dorfforschung. In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 38 1937/38: 36 – 44.

- 1969 Volkskunde und Säkularisation. In: *Rheinisch-westfälische Zs. f. Volkskunde* 16. Jg.: 228 – 238.

Brinkmann, Otto

- 1933 Das Erzählen in einer Dorfgemeinschaft (Veröffentlichungen der Volkskundlichen Kommission H. 4). Münster.

Brixius, Lothar

- 1939 Erscheinungsformen des Volksglaubens. Ihre Geltung in einem Dorf der Südost-Eifel. (Volk, Ergänzungsreihe Bd. 4). Halle/Saale.

Brückner, Wolfgang

- 1958 Die Verehrung des Heiligen Blutes in Walldürn. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen zum Strukturwandel barocken Wallfahrtens. Aschaffenburg.

Brunner-Schubert, Isolde

- 1974 Lebensformen in mittelfränkischen Gemeinden. Diss. München

Cox, H.L. (Hg.) / Matter, M. (Bearb.)

- 1978 Gemeinde – Region. = *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* Jg. 22/2.

Croon, H./Utermann, K.

- 1958 Zeche und Gemeinde. Untersuchungen über den Strukturwandel einer Zechengemeinde im nördlichen Ruhrgebiet. Tübingen.

Dorfuntersuchungen

- 1955 Vorträge und Verhandlungen der Arbeitstagung der Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und Agrarsoziologie e.V. Bonn (Berichte über Landwirtschaft NF, 162. Sonderheft). Hamburg u. Berlin.

Dörkop, Gabriele

- 1976 Die Karnevalsvereine der Stadt Kassel. Eine ethno-soziologische und sozialpsychologische Studie zur Phänomenologie und Analyse des Vereinskarnivals. Diss. Marburg.

Dürs, Doris

- 1963 Schwäbische Händlerdörfer in Geschichte und Gegenwart. Volkskundliche Untersuchungen zu den Dörfern Unterdeufstetten und Mathenbach im Krs. Crailsheim. Diss. Tübingen.

- Eberle, Rudolf**
1955 Objekt und Methoden von Dorfuntersuchungen in Deutschland. Diss. Freiburg i. Br. (Masch.Schr.).
- Egger, Martin**
1957 Einflüsse moderner Zivilisation im Dorfe. Dargestellt am Dorfe Hüttenthal im Odenwald. Diss. Heidelberg. (Hrsg. von der Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und Agrarsoziologie e.V., Bonn).
- Eichenseer, Adolf J.**
1969 Volksgesang im Inn-Oberland. Die Funktion des Singens in einem oberbayerischen Dorf der Gegenwart [Oberaudorf]. (Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Stadt und des Landkreises Rosenheim Bd. 6). Rosenheim.
- Emrich, Gertrud**
1953 Formen und Grundlagen gegenwärtigen Hexenglaubens, aufgrund der Untersuchung eines westfälischen Dorfes. Diss. Mainz.
- Fest, Joachim**
1977 Noch einmal: Abschied von der Geschichte, Gedanken zur Entfremdung von Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 10.12.1977.
- Fischer, Hermann**
1965 Volkslied, Schlager, Evergreen. Studien über das lebendige Singen aufgrund von Untersuchungen im Kreis Reutlingen. (Volksleben Bd. 7). Tübingen.
- Freudenthal, Herbert**
1968 Vereine in Hamburg. Ein Beitrag zur Geschichte und Volkskunde der Geselligkeit. Hamburg.
- Hagemann, Gustav**
1931 Bäuerliche Gemeinschaftskultur in Nordravensberg (Veröffentlichungen der Volkskundlichen Kommission H. 2). Münster.
- Hain, Mathilde**
1936 Lebensbild eines oberhessischen Trachtendorfes. Von bäuerlicher Tracht und Gemeinschaft. Jena.
1951 Sprichwort und Volkssprache. Eine volkskundlich-soziologische Dorfuntersuchung. Gießen.
- Hanika, Josef**
1955 Ortsuntersuchungen zur Eingliederungsforschung. In: *Jb. f. Volkskunde d. Heimatvertriebenen* Bd. 1: 186 – 197.
1957 Volkskundliche Wandlungen durch Heimatverlust und Zwangswanderung. Methodische Forschungsanleitung am Beispiel der deutschen Gegenwart. Salzburg.
- Helmstaedter, Dieter**
1967 Dorfkultur und Industrialisierung. Volkskundliche Studien im Landkreis Alsfeld/Oberhessen. Trautheim üb. Darmstadt (= Diss. Frankfurt).
- Herrguth, Jürgen u.a.**
1977 Bauen und Wohnen in einer Bauarbeitergemeinde. In: *Rheinisches Jb. f. Volkskunde* Jg. 22/1: 49 – 80. [Langenfeld/Eifel, vgl. Arbeitsgruppe Langenfeld 1978].
- Herrguth, J./Matter, M.**
1978 Abwandern oder Pendeln. Ein entscheidungs- respektive innovationstheoretischer Ansatz zur Erklärung des Pendelverhaltens, aufgezeigt am Beispiel der Gemeinde Langenfeld/Eifel. In: *Cox/Matter* 1978: 153 – 180.
- Herrig, Gertrud**
1974 Ländliche Nahrung im Strukturwandel des 20. Jahrhunderts. Untersuchungen im Westeifler Reliktgebiet am Beispiel der Gemeinde Wolfsfeld. (Kultureller Wandel Bd. 1). Meisenheim/Glan.
- Hofer, Tamas**
1970 Anthropologists and Native Ethnographers at Work in Central European Villages. In: *Anthropologica* N.S. Vol. XII/1: 5 – 22.
- Husmann, Heinrich**
1957 Lebensformen und ihr Wandel beim Arbeiter in Hamborn. In: *Rheinisch-westfälische Zs. f. Volkskunde* 4. Jg.: 1 – 39, 133 – 214.
- Hwang, Hae-In**
1973 Anpassungsprobleme koreanischer Arbeitskräfte in Deutschland. In: *Rheinisch-westfälische Zs. f. Volkskunde* 20. Jg.: 151 – 167. [Mainz, Alsdorf b. Aachen].
- Ilien, Albert**
1976 Kommunikationsstile in ländlichen Gemeinden. In: *Bausinger, H./Moser-Rath, E. (Hg.): Direkte Kommunikation und Massenkommunikation*. Tübingen: 199 – 206.
1977 Prestige in dörflicher Lebenswelt. [Kiebingen]. Eine explorative Studie (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Bd. 43). Tübingen.
- Ilien, A./Jeggle, U./Schelwies, W.**
1977 Verwandtschaft und Verein. Zum Verhältnis zweier Organisationsformen des dörflichen Lebens [Kiebingen]. In: *Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg* Bd. 3 (1974 – 1977): 95 – 104.
- Ilien, A./Jeggle, U.**
1978 Leben auf dem Dorf. Opladen.
- Ipsen, Gunther**
1930 Das Dorf in der deutschen Gegenwart. In: *Archiv für angewandte Soziologie* Jg. 2: 172 – 241.
- Jacobeit, W./Nedo, P. (Hg.)**
1969 Probleme und Methoden volkskundlicher Gegenwartsforschung. Berlin.
- Janssen, W./Kirchhoff, H.G./Wiegelmann, G.**
1974 Elfen und Belmen, Zwei Dörfer im Grevenbroicher Braunkohlengebiet. Grevenbroich.
- Jeggle, Utz**
1969 Judendörfer in Württemberg. (Volksleben Bd. 23). Tübingen.
1975 Urbanisierung ländlicher Entscheidungsstrukturen. In: *Stadt-Land-Beziehungen. Verhandlungen des 19. Deutschen Volkskundekongresses*, hrsg. von Gerhard Kaufmann. Göttingen: 65 – 80.
1977 Kiebingen – Eine Heimatgeschichte. Zum Prozeß der Zivilisation in einem schwäbischen Dorf (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Bd. 44). Tübingen.
- John, Alois**
1903 Oberlohma. Geschichte und Volkskunde eines Egerländer Dorfes. (Beitr. z. dt. böhm. Volkskunde IV, 2). Prag.
- Kaiser, Hermann**
1978 Handwerk und Kleinstadt. Das Beispiel Rheine/Westf. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland H. 7). Münster.
- Kapfhammer, Günther**
1968 St. Englmar. Eine volkskundliche Ortsmonographie. München.
- Kellermann, Ingeborg**
1942 Josefisdorf (Josipovar). Lebensbild eines deutschen Dorfes in Slawonien. Diss. Berlin.
- Keßler, Wally**
1945 Lebensbedingungen, Funktion und Wandel des Volksliedes in Gershausen Krs. Hersfeld. Diss. Marburg. (Masch.Schr.)

- Kleinschmidt, Wolfgang**
1977 Der Wandel des Festlebens bei Arbeitern und Landwirten im 20. Jahrhundert (Kultureller Wandel Bd. 4). Meisenheim/Glan. [Herchweiler u. Selchenbach/Krs. Kusel].
- Klusen, Ernst**
1941 Das Volkslied im niederrheinischen Dorf. Studien zum Volksliedschatz der Gemeinde Hinsbeck mit besonderer Berücksichtigung der Melodien. Potsdam.
1970 Das Volkslied im niederrheinischen Dorf. Studien zum Lebensbereich des Volkslieds der Gemeinde Hinsbeck im Wandel einer Generation. Bad Godesberg.
- Knorr, Herlinde**
1945 Das Volkslied im Leben eines hessischen Dorfes. Diss. Marburg (Masch.Schr.)
- Köhle-Hezinger, Christel**
1978 Gemeinde und Verein. In: *Cox/Matter* 1978: 181 – 202.
- König, René**
1958 Grundformen der Gesellschaft: Die Gemeinde. Hamburg
1974 Neuere Strömungen der Gemeindeforschung. In: *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, hg. von R. König) 4. Bd.: Komplexe Forschungsansätze, 3. Aufl. Stuttgart: 117 – 141.
- Korff, G./Jeggle, U./Ammon, U.**
1973 Unterhausen (Kreis Reutlingen). Volkskundlich-soziologische Beobachtungen an einer alten Siedlung. Auf der Suche nach dem Proletariat. In: *Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971 – 1973*, Stuttgart: 215 – 243.
- Kramer, Karl-S.**
1970 Eibstadt und Wilster im 17. Jahrhundert. Versuch eines Vergleichs. In: *Volkskultur und Geschichte, Festgabe für Josef Dünninger*, hg. von D. Harmening u.a. Berlin: 106 – 119.
1971 Materialien zum Gemeindeleben der Stadt Oldenburg i.H. im 16., 17. und 18. Jahrhundert. In: *Kieler Blätter z. Volkskunde* 3. Jg.: 27 – 60.
1977 Gemeinwesen in Schleswig-Holstein. In: *Kieler Blätter zur Volkskunde*, 9. Jg.: 5 – 30.
- Lehmann, Albrecht**
1976s Arbeiter in ländlicher Umwelt. Eine empirische Untersuchung über Lebensverhältnisse und Verhaltensstile in einer südniedersächsischen Arbeitergemeinde. (Diss. Göttingen). Stuttgart.
- Lipp, C./Kaschuba, W.**
1977 Abriß der Gemeindeforschung. Probleme der Realität und wie sie sich in einer Wissenschaft widerspiegeln. In: *Tübinger Korrespondenzblatt* Nr. 17, August 1977: 7 – 20.
- Loschdorfer, Anna**
1935 Volkslieder aus der deutschen Kolonie Vesprenfajsz. In: *Das Volkslied, Zs. f. seine Kenntnis und Pflege*, 37 Jg.: 7 ff.
- Luh, Wilhelm**
1926 Die Hüttenberger Frauentracht. In: *Hessische Blätter f. Volkskunde*, Bd. 25: 18 – 84. [bes. Dorf Lützellinden].
- Mahr, Otto**
1939 Das Volkslied im bäuerlichen Jahr der Rhön. Frankfurt a.M.
- Matter, Max**
1978 Gedanken zur ethnologischen Gemeindeforschung und den dafür notwendigen Datenerhebungsverfahren. In: *Cox/Matter* 1978: 282 – 311.

- Meyer, E.H. Wilhelm**
1927 Ein niedersächsisches Dorf am Ende des 19. Jahrhunderts. Eine volkskundliche Untersuchung [Windsheim a.d. Weser]. Bielefeld.
- Mohrmann, Ruth-E.**
1976 Sittlichkeitsdelikte in Wilster im Spiegel rechtlicher Quellen des 18. und 19. Jahrhunderts. In: *Kieler Bl. z. Volkskunde* 8. Jg.: 41 – 61.
1977 Volksleben in Wilster im 16. und 17. Jahrhundert. (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 2) Neumünster.
- Möller, Helmut**
1964/ Gemeinschaft, Folk Society und das Problem der "kleinen Gemeinde", In: *Folk* 65 *Liv.* Jg. 28/29: 135 – 145.
- Müller, Helmut**
1976 Töpferei in Schermbeck. Zur Geschichte eines Töpferortes am Rande des Ruhrgebietes. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland H. 4). Münster.
- Müller, Josef**
1939 Ein deutsches Bauerndorf im Umbruch der Zeit. Sulzthal in Mainfranken. Eine bevölkerungspolitische, soziologische und kulturelle Untersuchung. Diss. Würzburg.
1960 Wird das Dorf zur Stadt? Die neue gesellschaftliche und geistige Situation des Landvolkes. (Schriftenreihe Geist und Zeit H. 34). Darmstadt o.J.
- Narman, Halil**
1978 Türkische Arbeiter in Münster. Ein Beitrag zum Problem der temporären Akkulturation (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, H. 10). Münster.
- Narr, Roland**
1974 Kinderfest. Eine pädagogische und gemeindeforschungsmäßige Studie. Neuwied u. Darmstadt.
- Ohly, Friedrich**
1960 Vom Sprichwort im Leben eines Dorfes. In: *Volk, Sprache, Dichtung, Festgabe für Kurt Wagner*, hrsg. von K. Bischoff u. L. Röhrich. Gießen: 276 – 293.
- Pfister, Emil**
1937 Volkers und Speicherz. Zwei Rhöndörfer. Diss. Würzburg.
- Planck, Ulrich**
1971 Die Landgemeinde. (Schriftenreihe der Niedersächsischen Landeszentrale für Politische Bildung, Gesellschaft und Politik H. 4). Hannover.
1974 Dorfforschung im Deutschen Reich und in der Bundesrepublik. In: *Zs. f. Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 22. Jg.: 146 – 178.
- Renner, Heinz**
1965 Wandel der Dorfkultur. Zur Entwicklung des dörflichen Lebens in Hohenlohe. Stuttgart.
- Roehr, Erich**
1942 Montigny. Bevölkerung und Volkstum eines burgundischen Dorfes im 19. und 20. Jahrhundert (Volksforschung Bd. 3). Berlin.
- Röhrich, L./Meinel, G.**
1975 Töpferei im Elsaß. Dargestellt am Beispiel von zwei Familienbetrieben in Oberbetschdorf und Soufflenheim. (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Nr. 36). Bühl/Baden.
- Rösig, Maria**
1940 Haus und Wohnen in einem sauerländischen Dorf. Münster.
- Roth, Werner**
1968 Dorf im Wandel. Struktur und Funktionssysteme einer hessischen Zonenrandgemeinde im sozial-kulturellen Wandel. Frankfurt o.J. (Diss. Marburg).

- Rudolph, Fritz**
1955 Strukturwandel eines Dorfes. (Friedewalder Beiträge zur sozialen Frage 6). Berlin.
- Ruland, Josef**
1960 Vom Bauerntum des Vorderhunsrücks. In: *Rheinische Vierteljahrsbl.* 25. Jg.: 126 – 150. [Sabershausen, Kr. Simmern].
1972 Vom Winzerleben an der Ahr. In: *Festschrift Matthias Zender*, hrsg. von Edith Ennen und Günter Wiegmann, 1. Bd., Bonn: 609 – 622. [Mayschoß/Ahr].
- Rumpf, M./Behringer H.**
1940 Bauerndorf am Großstadtrand.
- Ruppert, J.**
1915 Der Volksliederschatz eines Spessartdorfes. Diss. Würzburg.
- Schaal, R.**
1957 Stand und Aufgabe der musikalischen Lokalforschung in Deutschland. In: *Die Musikforschung* 10. Jg.: 117 ff.
- Schenda, Rudolf u. Susanne**
1965 Eine sizilianische Straße. (Volksleben Bd. 8). Tübingen.
- Schenk, A./Weber-Kellermann, I.**
1973 Interethnik und sozialer Wandel in einem mehrsprachigen Dorf des rumänischen Banats. (Marburger Studien zur vergleichenden Ethnosozologie 3). Marburg.
- Schilling, Heinz**
1971 Wandschmuck unterer Sozialschichten. Empirische Untersuchungen zu einem kulturalen Phänomen und seiner Vermittlung. (Europäische Hochschulschriften, XIX, Bd. 4). Bern.
- Schmeling, Hans-Georg**
1972 Ausstattung und Nutzung der Haupt-Wohnräume. Das Steinhauerdorf Neidenbach in der Südeifel. In: *Festschrift Matthias Zender*, hrsg. von E. Ennen u. G. Wiegmann, Bonn, 2. Bd.: 786 – 798.
1973 Wohnen und Arbeiten im ländlichen Wohnhaus des mittleren Rheinlandes. Untersuchungen zur Ausstattung und werktäglichen Nutzung der Hauptwohnräume um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. (Werken und Wohnen, Bd. 8). Bonn.
1977 Beispiele zum Wohnen und Arbeiten in drei Bergarbeiterdörfern des Oberwesterwaldes um 1900. In: *Rheinisches Jb. f. Volkskunde* Jg. 22/1: 125 – 150.
- Schmidt, Friedrich Heinz**
1952 Volkskundliche Gegenwartsfragen in einem Umsiedlerdorf (Eichenau bei Riedlingen). In: *Soziale Welt* 4. Jg.: 69 ff.
- Schmitt, Heinz**
1963 Das Vereinsleben der Stadt Weinheim an der Bergstraße. Volkskundliche Untersuchung zum kulturellen Leben einer Mittelstadt. (Weinheimer Geschichtsblatt 25). Weinheim a.d.B.
1977 Stuttgarter Stadtteilstadt. Über neue Formen großstädtischer Geselligkeit. In: *Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg* Bd. 3 (1974 – 1977): 9 – 19.
- Schnapper-Arndt, Gottlieb**
1883 Fünf Dorfgemeinden auf dem Hohen Taunus. Eine sozialstatistische Untersuchung über Kleinbauernthum, Hausindustrie und Volksleben. Leipzig.
- Schöck, Gustav**
1978 Aspekte einiger neuerer Arbeiten zur Gemeindeforschung. In: *Cox/Matter* 1978: 269 – 282.
- Schroubek, Georg R.**
1975 Das Nebeneinander "bürgerlicher" und "bäuerlicher" Lebensformen in einer Marktgemeinde. In: *Stadt-Land-Beziehungen. Verhandlungen des 19. Dt. Volkskundekongresses*, hrsg. von Gerhard Kaufmann. Göttingen: 81 – 92.
- Schwedt, Herbert**
1960 Großstädtische Siedlungen. Untersuchungen zur Entstehung gemeinschaftlicher Lebensformen in neuen Stuttgarter Wohngebieten. Diss. Tübingen (Masch. Schr.).
1961 (Hg.): Wurmlingen und Unterjesingen. Vergleichende Dorfuntersuchungen im Kreis Tübingen. Hektographierter Ergebnisbericht, Ludwig-Uhland-Institut, Tübingen.
1963 Heimatvertriebene in Großstadtsiedlungen. Untersuchungen zur Gruppenbildung in Stuttgarter Wohngebieten. In: *Jb. f. ostdeutsche Volkskunde* 7. Jg.: 11 – 65.
1968 Kulturstile kleiner Gemeinden (= Volksleben 21). Tübingen.
- Schwedt, Herbert u. Elke**
1973 Gemeindeforschung in der Bundesrepublik. In: *Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971 – 1973*, Stuttgart: 245 – 256.
- Schwietering, Julius**
1927 Wesen und Aufgaben der deutschen Volkskunde. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 5. Jg.: 748 – 765.
- Simons, Gabriel u. a.**
1972 Das Steinhauerdorf Neidenbach in der Südeifel. Erste Ergebnisse einer Felduntersuchung des Bonner Volkskundlichen Seminars im Sommer 1970. In: *Festschrift Matthias Zender*, hrsg. von Edith Ennen und Günter Wiegmann, 2. Bd. Bonn: 768 – 820.
- Spieser, Fritz**
1934 Das Leben des Volksliedes im Rahmen eines Lothringer-Dorfes (Hambach, Kr. Saargemünd). (Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft H. 8). Bühl-Baden.
- Todd, Harry F.**
1977/Status and Disputing in a Bavarian Village. In: *Ethnologia Europaea*, 10. Jg.: 58 – 75.
- Tolksdorf, Ulrich**
1967 Volksleben in den Ermländersiedlungen der Eifel, Marburg.
1970 Ermländersiedlung Cloppenburg. Umsiedler in neuer Heimat. In: *Jb. f. ostdeutsche Volkskunde* 13. Bd.: 307 – 318.
- Vanja, Konrad**
1977 Der sozialstrukturelle Wandel einer oberhessischen Gemeinde an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Diss. Marburg.
- Wallner, Ernst M.**
1953 Zastler. Eine Holzhauergemeinde im Schwarzwald. Freiburg i.Br.
- Weber**
1910 Der Liederschatz eines Vogelberg-Dorfes (gesammelt in den Jahren 1907 – 1910). Leipzig.
- Weber, Georg**
1968 Beharrung und Einfügung. Eine empirisch-soziologische Analyse dreier Siedlungen. Köln, Graz.
- Weber-Kellermann, Ingeborg**
1969 Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik und Sozialwissenschaften. Stuttgart.
1977 Zur Interethnik. Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen und ihre Nachbarn. Frankfurt.

- Weber-Kellermann, I./Schenk, A.
1977 Deutsche in Südosteuropa. Zur Erforschung ihrer interethnischen Lebenswelt. In: *Zs. f. Volkskunde*, 73. Jg.: 42 – 56.
- Wiegelmann, Günter
1962 Zur Sachforschung im bäuerlichen Bereich. Möglichkeiten und Probleme von Übersichtsbefragung und Dorfmonographie. In: *Zs. f. Volkskunde* 58 Jg.: 99 – 113.
- Wiese, Leopold von (Hg.)
1928 Das Dorf als soziales Gebilde. München u. Leipzig.
- Wurzbacher, Gerhard
1954 Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung. Untersuchung an den 45 Dörfern und Weilern einer westdeutschen Gemeinde. Stuttgart (2. Aufl. 1961).
- Zender, Matthias
1934 Wandlungen im Bauerntum der Westeifel. In: *Rheinische Vierteljahrsbil.* 4. Jg.: 38 – 72. [Niederweis, Kr. Bitburg].
1956 Das Dorf im Umbruch der Zeit. Bemerkungen zu einer repräsentativen Dorfuntersuchung. In: *Rheinische Vierteljahrsbil.* 21. Jg.: 160 – 181.
1972 Industriearbeit und Volksleben. Bericht über einen Studienaufenthalt. In: Die Stadt in der europäischen Geschichte. Festschrift Edith Ennen, Bonn: 895 – 908 (Abdruck in: M. Zender, Gestalt und Wandel. Bonn 1977: 171 – 184). [Oberbruch b. Heinsberg].

Kulturökologische Aufgaben im Analyse- und Planungsbereich Gemeinde

INA-MARIA GREVERUS

Kürzlich ist in der "Frankfurter Rundschau" eine Kontroverse zwischen Jean Amery und Lars Gustafsson unter den Schlagzeilen "Notwendigkeit, Ideologie – oder Ersatzrevolution?" (FR 23.7.1977, Nr. 168) und "Die alten Steine werden wieder sichtbar" (FR 6.8.1977, Nr. 180) ausgetragen worden. Worum es sich handelt, ist erst aus den Untertiteln zu ersehen: eine Regionalismus-Diskussion, die sich an dem von Gustafsson in der Edition Tintenfisch herausgegebenen Regionalismusband entzündet hat. In diesem Band geht es weniger um die Analyse eines neuen Regionalismus, sondern vielmehr um die Forderung nach mehr Authentizität, mehr Autonomie, mehr Möglichkeiten der schöpferischen Entfaltung für die Provinz, Minderheiten und Gemeinden im industriellen Zentralismus, der die "Provinz behandelt, als sei sie gar nicht mehr da, wo sie ist"¹. Die Forderung ist letztendlich ein neuer kultureller Pluralismus, der in Amerys Kritik als die Suche der "heimatlosen Linken Westeuropas" nach einer neuen Ersatzrevolution – der regionalistischen – bezeichnet wird.

Wenn Amery zwischen authentischem und nicht authentischem Regionalismus unterscheidet und ersteren als einen nationalen Konflikt, wie z.B. in Belgien, anerkennt, während der nicht authentische als regionale Idylle und Intellektuellen-Ideologie eingestuft wird, dann übersieht er das wesentlichste Kriterium für diesen neuen Regionalismus: die Identität, die aus der Selbstgestaltung der Alltagswelt, einer dadurch authentischen Alltagswelt, gewonnen wird. Und dieser Regionalismus bezieht sich sowohl vom sozialen als auch kulturellen und räumlichen Aspekt her viel stärker auf einen engeren Lebensraum, was an den Aktivitäten von Bürgerinitiativen besonders deutlich wird. Sie richten sich gegen eine Enteignung des Menschen als Mitgestalter seiner Umwelt. Sicher werden sie – einschließlich der Benutzung des lange Zeit bei uns so verpönten Wortes Heimat – auch von der westeuropäischen Linken mitgetragen, aber sowohl von der Analyse als auch von der politischen Umsetzung her ist der sogenannte "Regionalismus" keine linke Ersatzrevolution, sondern tatsächlich das sich auch wissenschaftlich und politisch niederschlagende Indiz einer weltweiten Krise menschlicher Identität innerhalb des Fortschritts zu einer Weltkultur, die Einheitskultur zu werden droht, in der der einzelne sich nicht mehr in einer spezifischen identitätsgebenden Alltagswelt erkennt².

In seiner Nachkriegskritik der französischen Gesellschaft hatte Lefebvre davon gesprochen, daß das "tägliche Leben" den "Ort des Gleichgewichts" darstellt und damit gleichzeitig der Ort ist, "wo sich die drohenden Gleichgewichtsstörungen zu erkennen geben"³.

Der Begriff des gestörten Gleichgewichts ist uns heute vor allem aus der ökologischen Diskussion bekannt, wobei er insbesondere auf die gravierenden Störungen im "Haushalt der Natur" bezogen wird. Wenn Amery dagegen von einer eng an die

regionalistische geknüpften ökologischen Ideologie, einem Ökologismus oder auch einem Öko-Regionalismus spricht und ihrem antiwissenschaftlichen und antitechnischen Effekt und sich dabei besonders kritisch auf Gustafssons Aufsatz "Möglichkeiten für ein dezentralisiertes Schweden" bezieht, dann meint er damit eine andere Form von Bestrebungen, den "Ort des Gleichgewichts" zu erhalten. Gustafssons Satz "mitten im eigenen Leben zu sein, und nicht am Rande"⁴ ist eine Wende gegen einen internen Kolonialismus, der einem Ort – und damit auch seinen Bewohnern – eine eigene Existenz abspricht und ihn nur noch als geographischen Punkt der Ausbeutung von Ressourcen sieht. Sind diese erschöpft, wird er abgeschrieben. Es ist das Problem der marginalisierten Orte und Regionen in den Industriegesellschaften – vor allem der Dörfer. Zwar mögen Gustafssons Thesen für einen humanen und dezentralisierten Gebrauch der technischen Möglichkeiten tatsächlich eine ökologische Utopie sein, aber sicher ist das Gegenargument, "daß die Lösung der ökologischen Probleme nicht im Bereich der Hinterhof-Industrie gefunden wird, sondern durch die Naturwissenschaft, die uns für die nächsten zwei Jahrzehnte die praktische Durchführung der alle Energiefragen bewältigenden Kernverschmelzung verspricht"⁵ eben keine Lösung für die ökologischen Probleme des gestörten Gleichgewichts zwischen den Menschen und ihrem Lebensraum – und auch nur vielleicht für die Störungen im "Haushalt der Natur". Ökologie kann und darf nicht nur die Probleme der "wechselseitigen Beziehungen" zwischen natürlichen Ressourcen und ihrer "richtigen" technologischen Nutzung lösen.

Der Zoologe Ernst Haeckel, der 1866 in Anlehnung an Darwins Ausführungen über den "Haushalt der Natur" für eine Wissenschaft, die sich mit den Wechselbeziehungen der Lebewesen untereinander und mit ihrer Umwelt befassen sollte, den Namen Ökologie vorschlug⁶, bezeichnete in seiner 1869 gehaltenen "Rede beim Eintritt in die philosophische Fakultät zu Jena"⁷ diese Ökologie als Lehre von der Ökonomie, vom Haushalt der tierischen Organismen. Über den zugrundeliegenden griechischen Begriff "Oikos" und die wissenschaftliche Ökonomie brachte er eine Komponente ein, die nicht nur den menschlichen Haushalt als Paradigma benutzte, sondern seine Ordnung als konstituierendes Element eben auch für jenen Gesamthaushalt der Natur betrachtete. Diese Ordnung des Oikos, des "ganzen Hauses", war eine auf das Funktionieren des wirtschaftlichen und sozialen Lebensraumes einer Familie und darüber hinaus der Gesellschaft orientierte Verteilung von Rechten und Pflichten aller Mitglieder untereinander und gegenüber ihrem Lebensraum, deren Einhaltung das "ökologische Gleichgewicht" ausmachte. Von der antiken Ökonomie eines Xenophon und Aristoteles bis zu der erst im 18. Jahrhundert auslaufenden Hausväterliteratur, reichen diese Anleitungen für die Erhaltung des Gleichgewichts im alltäglichen Dasein⁸. Die Störungen im Gleichgewicht des Oikos sind die Abweichungen aus den "natürlichen" Rollen der Gegenseitigkeit sowohl in den Wechselbeziehungen der Menschen untereinander als auch in ihrer Umweltbeziehung. Diese Gegenseitigkeit in bezug auf die Umwelt beruht in einer Nutzung der Ressourcen im Rahmen des tatsächlichen Bedarfs zur Erhaltung der Autarkie des Hauses und bedingt gleichzeitig die Pflicht des Hauswirts als "Pfleger" seines Grund und Bodens.

Während die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften sich im 19. Jahrhundert von der Lehre des Oikos entfernt hatten und der Volkskundler W.H. Riehl in seinem Buch "Die Familie"⁹ das "ganze Haus" nur noch von der sentimental Seite des

Handelns auf Gegenseitigkeit sah, wurde die Oikos-Lehre von der Erhaltung des Gleichgewichts unter dem Begriff Ökologie zunächst eine zoologische Spezialdisziplin, die sich erst in diesem Jahrhundert zu einer übergreifenden Wissenschaft erweitert hat. Neben dem rein naturwissenschaftlichen Zweig entstand in den 20-er Jahren in den USA die Humanökologie¹⁰, die heute zu einem Dachbegriff geworden ist, unter den zunächst so different erscheinende Bereiche wie Wohnhabitat, Verkehrshabitat, Ressourcenökologie, Pädökologie, Probleme der Behinderten und Streßsetting subsumiert werden¹¹. In dieser Akkumulation menschlicher Verhaltensbereiche unter dem Begriff Humanökologie zeigt sich allerdings sehr deutlich der eigentliche Brennpunkt dieser "Modewissenschaft": die Problematik der drohenden Gleichgewichtsstörung in allen Bereichen des täglichen Lebens. Daß diese Forschungen von den amerikanischen Städten ausgegangen sind¹² und sich neuerlich auch auf die "kleinen Gemeinden" erstrecken, dürfte sowohl für die Zunahme der Störungen als auch für das anwachsende Bewußtwerden dieser Bedrohung ebenso symptomatisch sein, wie die über den Begriff Kulturökologie¹³ eingebrachte Wendung von einer makroökologischen Analyse allgemeiner Prinzipien der Umwelthanpassung zu der mikroökologischen Analyse spezifischer Umwelt-Verhaltens-Relationen. Begriffe wie Ethnoökologie¹⁴, Wohnökologie¹⁵ und Traditionsökologie¹⁶, hinter denen zwar jeweils verschiedene wissenschaftliche Ansätze stehen, verweisen gemeinsam auf eine neue humanökologische Orientierung, die tatsächlich das "tägliche Leben" mit seinen kulturspezifischen Bedürfnissen, Werten, Erwartungen und Verhaltenschancen als möglichen oder gestörten "Ort des Gleichgewichts" ernst nimmt.

Leitbild für eine praxisbezogene Umsetzung ist der Idealtypus des Oikos als Lebensraum, in dem das Prinzip der Gegenseitigkeit des Handelns, auf dessen Relevanz für die Sozialsysteme der früheren einfachen Gesellschaften zahlreiche Ethnologen hingewiesen haben¹⁷, wieder als konstituierendes Moment betrachtet und über die sozialen Wechselbeziehungen hinaus auch auf den bewohnten Raum als solchen und seine Kulturgestalt ausgedehnt wird. Der Begriff der "Pflege" dieses Raumes gewinnt in Begriffen wie Umweltschutz und Denkmalschutz wieder seine Bedeutung als lebenserhaltende Pflicht für das tägliche Leben der Wechselbeziehungen des Menschen mit seinem Raum, wobei auch dessen ästhetische Dimension in ihrer Funktionalität wiedergefunden wird.

Die Forderung des Ethnologen Diamond nach einer Rückkehr zu den Fragestellungen an die "primitiven Kulturen"¹⁸, die noch nicht arbeitsteilig und noch nicht entfremdet waren, hieße auch Rückkehr zu einem Oikos, hinter dem eine Ethik steht, in der "der Mensch, das Haus und der Staat oder der Kosmos als Ganzes erscheint"¹⁹. Die Lehre vom Oikos, die in den arbeitsteiligen Wissenschaften als ein Komplex von Lehren oder als "eine Art Konversationslexikon" kritisiert wurde, gewinnt durch die Krise des segmentierten Menschen in der bis zur Totalität institutionalisierten und arbeitsteiligen Gegenwart eine tiefgreifende Relevanz für eine ökologisch orientierte Kulturanthropologie, die sich als Beitrag zu einer nur interdisziplinär zu bewältigenden praxisbezogenen Forschung über den Menschen in seiner Kultur und Alltagswelt – als "Ort des Gleichgewichts" – versteht.

Gemeindeforschung und Gemeindeplanung unter kulturökologischen Aspekten kann und darf für uns deshalb kein fachspezifisches Anliegen mehr sein, sondern sollte auf interdisziplinär gewonnenen Erkenntnissen aufbauen und möglichst

auch interdisziplinär durchgeführt werden. Im Rahmen der Stadtforschung und -planung hat sich, wozu sicher auch das vor allem auf die Stadt konzentrierte Denkmalschutzjahr beigetragen hat, diese Forderung zumindestens theoretisch durchgesetzt. Daß die Europäische Ethnologie dabei vorläufig wenig gefragt ist, liegt einerseits an ihrer wissenschaftsgeschichtlichen "Stadtabstinenz", zum andern allerdings und stärker an ihrer Abstinenz von Gegenwartsproblemen, ihrer Scheu vor interdisziplinärer Arbeit und, vielleicht mit Ausnahme der skandinavischen Kollegen, der Tendenz, sogenannte "Modewissenschaften" wie die Ökologie in vornehmer Zurückhaltung (oder?) einfach nicht wahrzunehmen und auf dem "bewährten" Kanon zu beharren. Nun gehört natürlich das Dorf oder die kleine Gemeinde zumindest zum Rahmengenbiet für diesen Kanon. Sollten wir nicht zu gewichtigen und unverzichtbaren Gesprächspartnern im Bereich einer "Ökologie der kleinen Gemeinden und Regionen" werden, zumal gerade die kritisierten Punkte des Öko-Regionalismus – z.B. autonome Bauweise, Kleidung, Dialekt – Punkte des volkskundlichen Kanons waren? Ich glaube die Kritik Amerys trifft sich in vielem mit einer Volkskundlerkritik. Bei beiden fällt das Wort Folklorismus und nichtauthentischer Regionalismus in diesem Zusammenhang. Während allerdings Amery beides als Gefahr für die nationalen Identitäten sieht und politisch Stellung bezieht, beschränken sich Volkskundler gern auf die wertfreie Analyse dieser nichtauthentischen Erscheinungen, ohne ihre kulturpraktischen – und das heißt politischen – Umsetzungen reflektieren oder gar mitgestalten zu wollen. Daß diese regionalistisch/folkloristischen Erscheinungen oft nur hilfloser Ausweg aus einer gestörten Identität sind, ist zwar oft gesagt worden, daß sie Ansätze für ein neues Bewußtsein sein können, wird uns gerade über Minderheitenbewegungen und Bürgerinitiativen klar, daß sie in die praktische Umsetzung einbezogen werden können, um Nostalgie und Regression in schöpferische Initiative zu verwandeln, ist als "Anwendungsgebiet" unseres Fachs noch wenig diskutiert.

Und genau dieses Problem möchte ich hier gern diskutieren. Mein eigener Weg als Lernende – wobei ich keinesfalls bei meinem studentischen Weg aus der Germanistik zur Märchenforschung anfangen möchte – hat mich über die "Heimat"-Kritik zur Frage nach ihrer Funktion – der in Literatur dargestellten – in Situationen menschlicher Identitätsdiffusion geführt²⁰; später zur Frage nach ihrer durchaus progressiven Funktion in einem Prozeß der Selbstfindung, Selbstdarstellung und der Verteidigung dieses Selbst in einer Gruppe. Gegenwärtig steht für mich die Frage des Beitrags einer praxisbezogenen Umsetzung einer kulturökologischen Analyse der Mensch-Lebensraum-Beziehungen im Zentrum²¹.

Die Möglichkeit einer interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen Denkmalpflegern, Kunsthistorikern, Architekten und Kulturanthropologen in einem Projekt "Arbeitsgemeinschaft ländlicher Lebensraum", das mit Unterstützung des Hess. Landwirtschaftsministeriums im Rahmen der Landesförderungsmaßnahme Dorferneuerung durchgeführt werden kann, wurde deshalb gern von uns aufgegriffen, zumal sich hier die Chancen bieten, aktiv am Planungsprozeß beteiligt zu werden. Die Modellstudie soll in drei hessischen Dörfern durchgeführt werden, wobei die Frage nach der Spezifik und den Bewertungskriterien ländlicher Traditionsräume als positiv zu beurteilenden und deshalb zu erhaltenden Lebensräumen im Zentrum steht.

Inwieweit der im folgenden vorgestellte methodische Ansatz für diese zeitgebundene und von zahlreichen Meinungsverschiedenheiten der Arbeitsgemeinschaft durchsetzte Untersuchung voll relevant wird, ist allerdings nicht absehbar. Dieser Ansatz ist aber auch nicht speziell für die Analyse hessischer Dörfer entwickelt worden, sondern soll einen generalisierbaren kulturökologischen Ansatz im Rahmen künftiger kulturanthropologisch-ethnologischer Gemeindeforschung darstellen, in deren Mittelpunkt der durch Nutzung und Gestaltung angeeignete Raum steht.

Ausgang aller Überlegungen ist folgende Problemstellung: Durch den zivilisatorischen Fortschritt sind zahlreiche ländliche Räume sowohl ökonomisch als auch soziokulturell marginal geworden und haben gleichzeitig den Charakter relativ autonomer Lebensräume verloren. Sie werden dadurch zu sogenannten "Entwicklungsgebieten" innerhalb übergreifender Gesamtplanungen zur Raumordnung. Die Raumordnung bezieht sich auch auf die bebaute Umwelt. Dabei muß entwicklungsstrategisch über Abriß, Erhaltung oder Umfunktionierung der traditionellen dörflichen Bebauung entschieden werden. Innerhalb dieser Entwicklungsplanungen wird der Denkmalschutz als "erhaltende" Instanz betrachtet, wobei der Schutz sich vom Einzelobjekt auf das historische Ambiente als Lebensraum ausgedehnt hat. Zu den Bestimmungskriterien für die Erhaltung von Denkmälern – kunstgeschichtliche, städtebauliche, historische und technische Bedeutung²¹ – tritt damit die Bedeutung des Wertes als gegenwärtiger Lebensraum. Dieses Kriterium bedingt Analysen zur Raumorientierung und Raumbezogenheit der gegenwärtigen Bewohner. Im Zusammenhang unserer interdisziplinären Arbeit sehen wir letzteres als den eigentlichen kulturanthropologischen Beitrag.

Die Wendung zu den Problemen und Konflikten der gegenwärtigen Bewohner eines marginalen Raums und ihrer Einstellung zu diesem, sowie die aus zahlreichen Untersuchungen²³ und Beobachtungen ableitbare Feststellung der Möglichkeit eines Einbezugs von Bürgeraktivitäten in ein Privatinteressen übergreifendes, ortsbezogenes Handeln, sofern über aktive Mitgestaltungs- und Kontrollmöglichkeiten eine Identifikation stattfinden kann, hat zur Formulierung folgender Arbeitshypothesen geführt, von denen die letzte bereits in die Planungsstrategie verweist:

1. Die Identifikation mit einem Raum hängt von dem Grad der in diesem Raum möglichen Befriedigung von Lebensbedürfnissen ab, denen verschiedene Raumorientierungen zugrunde liegen. Je besser diese Bedürfnisse befriedigt werden, desto größer ist das Identifikationspotential, das zur Anerkennung (und konstruktiven Erhaltung) dieses Raumes führt.
2. Je konfliktreicher sich in einem gegebenen Raum für die Einzelnen die unterschiedlichen Raumorientierungen gegenüberstehen und je sozioökonomisch heterogener der Raum besetzt ist, desto stärker ist die Tendenz zur privatistischen Konfliktlösung in Rahmen individueller und/oder interessengruppenspezifischer Möglichkeiten.
3. Je stärker in eine räumliche Entwicklungsplanung eine kollektive Konfliktlösungsstrategie einbezogen wird, desto größer sind die Chancen für eine solidarische Zusammenarbeit der Bewohner hinsichtlich der Interessenvertretung ihres Lebensraumes.

MODELL GEMEINDLICHER RAUMORIENTIERUNG

I. Instrumentale Raumorientierung

| | |
|--------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| a) Ressourcen der materiellen Existenzsicherung | z.B. Landwirtschaft, Waldwirtschaft, Industrie, Fremdenverkehr übergreifende soziale Einrichtungen (Erholungs-, Altersheime), Ruhesitze, Ein-, Auspendelwohnungen, Dienstleistungsbetriebe, Schulen, Ausbildungsstätten |
| in Vergangenheit genutzte | historische/statistische Auswertung |
| Konsequenzen in gestalteter Umwelt | siedlungs- und baugeschichtliche Erhebung |
| in Gegenwart genutzte | statistische Auswertung |
| Konsequenzen in gestalteter Umwelt | Ist-Stand der Besiedlung und Bebauung (Felderhebung, Inventarisierung) |
| für Zukunft erwünschte Nutzung | Interessengruppen/Zielvorstellungen, Felderhebung (Befragung, Dokumentenanalyse) |
| Konsequenzen für gestaltete Umwelt | Soll-Stand der Besiedlung und Bebauung, Felderhebung (Befragung, Dokumentenanalyse) |
| b) ökonomischer Nutzen aus: | |
| Marktwert | historisch/gegenwärtig |
| Eigentümer | historisch/gegenwärtig |
| sonstige Nutznießer | historisch/gegenwärtig |
| Gemeindeprofit | historisch/gegenwärtig |
| Beurteilung der Interessengruppen | Felderhebung (Befragung, Dokumentenanalyse) |
| Zugehörigkeitsgefühl der Interessengruppen der instrumentalen Raumorientierung | Felderhebung (Befragung, Tests) |
| Zukunftspläne der Interessengruppen | Felderhebung (Befragung, Dokumentenanalyse) |
| Konsequenzen für gestaltete Umwelt | |

historische/statistische Auswertung

II. Strategisch-politische oder kontrollierende Raumorientierung

| | |
|---------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Räume | z.B. Wald, Feld/Weide, Gärten, Gewässer, Industriegelände, Straßen, Plätze, öffentliche Gebäude, private Gebäude mit öffentlicher Nutzung, private Gebäude |
| formelle/legitimierte Kontrolle | historisch/gegenwärtig – (über: Gestaltung, Benutzung, Ordnung) z.B. durch Kirche, Landesherr, Gemeinde, Privateigentümer, Planungämter, Denkmalämter, Pächter, Mieter |
| Beurteilung für die Gegenwart | Interessengruppen/Urteil |
| informelle Kontrolle | historisch/gegenwärtig z.B. durch Burschenschaften, Gangs, Vereine, Bürgerinitiativen, Erziehungsinstanzen |

Auswertung historisch/statistisch und Befragung

| | | |
|--------------------------------------------------------------------|--------------------------|-------------------------------|
| Beurteilung für die Gegenwart | Interessengruppen/Urteil | Befragung, Dokumentenanalyse |
| Zugehörigkeitsgefühl aufgrund der Kontrollmöglichkeiten des Raumes | | Befragung, Beobachtung, Tests |
| Strategien zukünftiger räumlicher Ordnung | | Befragung, Dokumentenanalyse |

III. Soziokulturelle Raumorientierung

| | | | |
|---------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------|
| Räume | z.B. Kirche, Friedhof, Gemeindehaus, Backhaus, Schulen, Gaststätten, Straßen, Waldwege, Gewässer, Sportplätze, Privathäuser, Miethäuser, Ortskern, Raumdetaill | | |
| Benu tzer | historisch/gegenwärtig | hist./stat. Auswertung, Befragung, Beobachtung | |
| A ktivitäten | Arten | historisch/gegenwärtig | hist./stat. Auswertung, Befragung, Beobachtung (Interaktionsanalyse, Film), Selbstdarstellung |
| | Zeiten | historisch/gegenwärtig | |
| Beurteilung für die Gegenwart | | Interessengruppen/Urteil Befragung, Selbstdarstellung | |
| Zugehörigkeitsgefühl aufgrund der soziokulturellen Raumorientierung | | Befragung, Tests | |
| Prestigewert der Räume | (sowohl Sozialprestige als auch Regenerationsprestige) | Befragung, Tests | |
| Zukunftspläne der Interessengruppen/räumliche Konsequenzen | | Befragung, Dokumentenanalyse | |

IV. Symbolische Raumorientierung (Gegenwart)

| | | |
|------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------|
| Räume | z.B. Kirche, Friedhof, Gemeindehaus, Backhaus, Schulen, Gaststätten, Straßen, Waldwege, Gewässer, Privathäuser, Ensemble/Ortskern, "alter" Ort, Gesamtgemeinde, Raumdetaill (wie Sprossenfenster, große Fenster, Blumenkästen, Glocken, Tore, Schilder, Schutzzeichen, Bäume) | |
| Ästhetische Präferenzen | } | Dokumenten-Analyse, Tests, Befragung, Beobachtung |
| Moralrechtliche Bedeutungen | | |
| "Image"/Wahrzeichen | | |
| Traditions-, Erinnerungswerte | | |
| Zukunftspläne der Gruppen/Personen | | |
| Räumliche Konsequenzen | | |
| Zugehörigkeit aufgrund symbolischer Raumorientierung | | |

Zur Überprüfung dieser Hypothesen wird von einem Raumorientierungsmodell ausgegangen, dem vier Raumorientierungskategorien zugrunde liegen, die eine Variation des von Erik Cohen²⁴ entwickelten ökologischen Modells darstellen:

1. die instrumentale,
2. die politisch-strategische oder kontrollierende,
3. die soziokulturelle,
4. die symbolische

Die Kategorien des Raumorientierungsmodells werden aus der Bedeutung des Raums für den ihn bewohnenden Menschen gewonnen. Wir gehen davon aus, daß die Bewohner ländlicher Räume im industriellen Zentralismus entsprechend allen anderen Bürgern um entscheidende Positionen der politisch-strategischen oder kontrollierenden Raumorientierung durch Autonomiebeschneidungen gebracht worden sind: das betrifft nicht nur den Verlust einer eigenen Gemeindeverwaltung, Schule oder Kirche, sondern auch, und für uns besonders entscheidend, daß die Kontrolle über die Gestaltung der eigenen bebauten Umwelt von einer anonymen Zentralmacht gehandhabt wird, die sich aus der Bauindustrie und den von ihr abhängigen Experten für Bauplanung und Vertretern für einen neuen Bau- und Wohnkomfort zusammensetzt.

Dazu kommt die sich im ländlichen Raum besonders gravierend zeigende wirtschaftliche Marginalisierung, die zu einer sich ökonomisch für den einzelnen auswirkenden Nutzlosigkeit der bisherigen Ressourcen für die materielle Existenzsicherung führt und zumeist keine Alternativen durch Erschließung neuer Ressourcen anbietet. Das bezieht sich auch auf Ausbildungsstätten, die ich – im Gegensatz zur üblichen Benutzung des Begriffs, aber unter dem Mikroaspekt der materiellen Existenzsicherung in marginalen Regionen – durchaus in die Aneignung bzw. Aufbereitung von Ressourcen einbeziehen möchte.

Die Frage, inwieweit Marginalisierung auch im soziokulturellen Bereich zu Raumorientierungsverlusten führt, hängt enger als die vorhergehenden Kategorien mit gesamtgesellschaftlich beeinflussten alters- und schichtenspezifischen Wertorientierungen und Kompetenzen zusammen. Das Fehlen von Theater, Kinos, Museen oder Diskotheken wird ebenso verschieden beurteilt werden, wie das Vorhandensein von Waldwegen, verkehrsarmen Straßen oder Dorfkeipen. Auch der Prestigewert der Räume und Raumdetails ist, sowohl hinsichtlich des Sozialprestiges als auch hinsichtlich des Regenerationsprestiges, spezifischen erlernten Wertungen unterworfen. Wenn ein Dorfeinheimischer im Neubauviertel seine "Sozialvilla" erbaut, kann das ebenso ein Ausdruck positiver soziokultureller Raumorientierung sein, wie wenn eine Künstlerfamilie oder eine studentische Wohngemeinschaft in dessen frei gewordenen Fachwerkhaus einzieht. Allerdings, und das zeigt sich an den Beispielen soziokultureller Raumorientierungen besonders deutlich, können bestimmte Vorzüge des ländlichen, kleinstädtischen oder auch viertelgeprägten traditionellen Wohnraums, wie Interaktionsmöglichkeiten durch bauliche und freiräumliche Angebote, Aktivitätsmöglichkeiten durch Gestaltungsfreiheiten, Stimulation durch bauliche Vielfalt und Eigenart, erst in der direkten Verlustsituation durch Dislozierung oder durch eine reflektive Kompetenz erfahren werden, die – und das möchte ich hier noch einmal betonen – keine Intellektuellen-Ideologie ist, sondern nur aus dem Privileg des Kompetenzvorsprungs eben jener sogenannten Intellektuellen resultiert.

Im Zusammenhang der soziokulturellen Raumorientierung drängt sich allerdings, unter einer anderen Perspektive, erneut die Frage nach der strategisch-politischen oder kontrollierenden auf. Wenn wir von der formellen oder legitimierten Kontrolle, die immer stärker zentralisiert wird, auf die informelle Kontrolle übergehen, d.h. die gewohnheitsrechtliche Nutzung und Kontrolle eines öffentlichen oder privaten Raums durch einen einzelnen oder eine Gruppe, dann scheint der nicht-städtische bewohnte Raum größere Chancen zu bieten, weil eben die zentrale formelle Kontrolle weniger einschneidend eingreift. Wenn ich – und ich bitte diese weder repräsentativ erfaßten, noch intersubjektiv überprüfbar, aber immerhin auf langer Beobachtung beruhenden Aphorismen zu entschuldigen – von meinem eigenen Dorf, meiner "Wohn-Heimat", ausgehe, dann bietet es gerade für diese Raumorientierung über eine informelle Kontrolle, die zugleich mit einer außerordentlich starken Interaktionsmöglichkeit verbunden ist, vielfache Angebote: ob es sich um die zaunlosen Schrebergärten, die jeder respektiert, von ausländischen Arbeitern handelt, ob um die beiden Gaststätten, die zu bestimmten Festzeiten der Jugend aus dem Ober- bzw. Unterdorf gehören, oder das Backhaus, dessen "Kontrolle" in den Händen der dort noch backenden einheimischen Frauen liegt; oder den Platz vor dem Backhaus, den die radfahrenden, ballspielenden und manchmal rauchenden Halbwüchsigen "besetzt" haben. Immer aber ist diese "Kontrolle", und das unterscheidet sie sicher von der Viertelkontrolle großstädtischer Gangs, nicht nur mit der gruppeninternen und auch rauminternen Gegenseitigkeit von Rechten und Pflichten, von Nutzung und Pflege verbunden, sondern auch mit der Tolerierung des Eindringlings aus einer anderen Gruppe, solange er nicht die Belange der "kontrollierenden" Gruppe in Frage stellt – was aufgrund der Vielfalt von Räumen, die für eine informelle Kontrolle angeeignet werden können, zumindest seltener ist als in Ballungsräumen, die ohne formelle Verbotsschilder-Kontrolle nicht auskommen.

Die vierte Raumorientierungskategorie des Modells, die symbolische, unterteilt sich bezüglich der Räume und Raumdetails in ästhetische Präferenzen, moralrechtliche Bedeutungen, Bedeutung als Image/Wahrzeichen und Traditions- bzw. Erinnerungswerte. Diese Orientierungen sind sicher die am schwierigsten zu erfassenden, da sie zumeist unter der Oberfläche artikulierbaren Bewußtseins liegen und ihre Bedeutung noch stärker als in der soziokulturellen Raumorientierung wahrscheinlich erst in Verlustsituationen wirklich erfahrbar wird.

Das Raumorientierungsmodell geht in seiner operationalen Umsetzung jeweils von konkret bezeichneten Räumen und Raumdetails aus, die mit den historischen und gegenwärtigen Nutzungs-, Kontroll- und Aktivitätsmöglichkeiten und den mehr "ideellen" Bewertungskriterien verschiedener Interessengruppen und Einzelpersonen korreliert werden. Dahinter steht die Frage nach dem Zugehörigkeitswert dieses Raumes aufgrund der jeweiligen Orientierung, den Konflikten zwischen den Orientierungen und den Konsequenzen für die bebaute Umwelt in der Vergangenheit, der Gegenwart und in einer (geplanten) Zukunft.

Für die Überprüfung der Hypothesen erscheint eine Datenerhebung mit sich wechselseitig ergänzenden und kontrollierenden Techniken am zuverlässigsten, die im Modellentwurf als entscheidungshelfend für spezifische Erhebungen grob vorformuliert wurden. Über die für unsere in hessischen Dörfern durchgeführte und noch durchzuführende Wahl der Erhebungstechniken zu berichten, dürfte hier

weniger entscheidend sein, als der – auch von der Zeit her gebotene – Brückenschlag zu meiner eingangs gebrachten Forderung kulturökologischen Praxisbezugs.

Wenn die Annahme stimmt – und viele Anzeichen sprechen dafür –, daß der Mensch für seine Identitätsbalance nicht nur der Identität bestätigenden zwischenmenschlichen Interaktionen bedarf, sondern auch der Identifikation mit einem spezifischen, einmaligen Raum, an dem ersich in seinem Alltag orientieren kann, und der ihm die Chancen einer konfliktbewältigenden Befriedigung seiner an den Raum gerichteten Bedürfnisse gewährleistet, wenn wir dafür Bewertungskriterien erarbeiten können, die die Sicht der Betroffenen widerspiegeln, dann ist es unsere Aufgabe, die analytisch gewonnenen Ergebnisse in zukünftige Raumordnungsplanungen einzubringen.

Es geht, und darüber sollten wir uns klar sein, weder nur um die Erhaltung schöner alter Gebäude, die funktionslos geworden sind, noch nur um die wirtschaftliche Sanierung marginalisierter Regionen, weder nur um die Ausstattung dieser Gebiete mit mehr Freizeiteinrichtungen und Wohnkomfort, noch nur um ihre Neubevölkerung mit großstadtmüden Pensionären und Touristen, auch nicht um eine Bewußtseinsschulung der "Dörfler" von intellektuellen Bürgerinitiativlern, denen jene "heile Welten" einen zeitweiligen Auszug aus ihrem sehr viel abwechslungsreicheren städtischen Alltag bedeuten, sondern vielmehr um einen Beitrag, die Störungen im ökologischen Gleichgewicht dieser Dörfer, die durch den Konflikt existenzieller Raumorientierungen entstanden sind, zu beseitigen.

"Ich gehe" *nicht* "soweit, die Entbarbarisierung des Landes für eines der wichtigsten Erziehungsziele zu halten" und bedaure nicht, daß der Bewußtseinsstand der Bevölkerung des Landes "den des bürgerlichen Kulturliberalismus des 19. Jahrhunderts längst noch nicht erreicht hat" – ein hier mit Negation versehenes Adorno-Zitat²⁵ aus seinem Aufsatz "Erziehung nach Auschwitz", das in der 1977 erschienenen Studie von Albert Ilien "Prestige in dörflicher Lebenswelt" als Motto steht²⁶. Bis zu einem gewissen Grade möchte ich hier sogar dem Dorf, der Provinz und ihrer Bevölkerung Abbitte tun, denn auch mich hat die Faszination Adornos zu ähnlichen Zitaten verführt²⁷, obgleich meine persönlichen Erfahrungen von Lebensstationen in Großstädten, Mittelstädten und Dörfern bzw. in der Provinz durchaus andere waren. Sicher ist die Kontrolle des einzelnen im Dorf stärker als in der Anonymität einer großstädtischen Betonsiedlung; ist sie aber größer als in der Mittelstadt und Kleinstadt mit ihrer sehr ausgeprägten und entscheidenden sozialen Hierarchie? Und ist dörfliche und provinzielle Kontrolle immer nur barbarische Ausschlußreaktion? Beinhaltet sie nicht vielmehr und gerade heute auch Anteilnahme, Tolerierung und Anerkennung sofern der "Kontrollierte" – auch wenn er Fremder ist, ob Gastarbeiter oder akademischer Einwanderer – bereit ist, Gegenseitigkeit als konstituierendes Element einer gemeinsamen Lebenswelt zu praktizieren? Und was den Bewußtseinsstand anbetrifft, was sind die Kriterien? Ich habe Angst vor unserer akademischen Überheblichkeit und Sehnsucht nach Gesprächen mit jenen vielen "Provinzlern" die mich gelehrt haben, Menschen noch als Menschen zu sehen. Statt unserer, auch wissenschaftlich bedingten, Spaltung zwischen einer Idealisierung der "kleinen Gemeinden" und der "kleinen Leute" und ihrer Verdammung oder der für mich noch schlimmeren Tolerierung als zu entwickelnder Unterentwickelter, sollten wir uns auf die Suche nach den Qualitäten ihrer Lebensformen begeben, die "Erziehungsziele" bei uns

selbst ansetzen, von diesen "kleinen Leuten" lernen und ihnen helfen, die sicher nicht durch ihr Barbarentum und ihren unterentwickelten Bewußtseinsstand verschuldeten Gleichgewichtsstörungen in ihrer und unserer Alltagswelt zu beseitigen.

Nachworte, die vier Monate nach dem hier in unveränderter Form wiedergegebenen Kongreßvortrag geschrieben wurden: unsere interdisziplinäre, planungsvorbereitende Analyse in einem kleinen südhessischen Dorf, das zum Stadtteil einer der zahlreichen bundesrepublikanischen Großgemeinden avanciert ist, hat erste Ergebnisse gebracht. Die Bürger haben gesprochen und trotz aller Verluste im Bereich der instrumentalen Raumorientierung (so sind 74 % der Erwerbstätigen Berufspendler) eine überwältigende Bejahung der Qualitäten ihres ländlichen Lebensraums und die Bereitschaft zu seiner Erhaltung gezeigt. Allerdings wurden die Chancen zur Mitbestimmung (d.h. zu einer kontrollierenden Raumorientierung) in einem Bildertest verhältnismäßig schlecht benotet. Daß ein hoher Prozentsatz der Einwohner für eine Jubiläumfeier der neuen Stadt als Selbstdarstellung dieses Stadtteils das "vergessene Dorf" oder das "fünfte Rad am Wagen" erwog, verweist in eine Zentralisierungskritik, die durchaus auf der Seite Gustafssons in der eingangs gebrachten Kontroverse steht. Und in Behördengesprächen, die wir in "unser Dorf" führten, fiel das böse Wort vom "Domröschenschlaf" und damit war eine Fortschreibung der Marginalisierung gemeint, damit an anderen "zentralen" Orten "geklotzt" werden kann!

Unsere Gemeindeanalyse ist keine wertfrei zu sehende Dorfuntersuchung mehr, darf es nicht mehr sein! Ob es uns als Wissenschaftlern gemeinsam mit unseren politischen Auftraggebern gelingt, zur Konfliktlösung in den Raumorientierungen dieser Ortsbewohner beizutragen, ist sicher auch ein Prüfstein für den Praxisbezug unseres Fachs, den ein Kollege mit folgenden Worten umriß: "Gegenstände zukünftiger volkskundlicher Befragung seien gegenwärtige soziale Probleme... Die Leitworte solcher Enqueten müssen Individuum im sozialen Konflikt, gegenwartsbezogen und was morgen? lauten"²⁸.

Anmerkungen

- 1 Gustafsson, Lars (Hg.): *Tintenfisch* 10. — Thema: Regionalismus, Berlin 1976. Vorwort.
- 2 Vgl. dazu Greverus, Ina-Maria: *Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in kulturalanthropologische Fragestellungen*. München 1978.
- 3 Lefébvres, Henri: *Das Alltagsleben in der modernen Welt*. Frankfurt/m. 1972, 51
- 4 In: Gustafsson/Regionalismus 1976, 74
- 5 J. Amery in *Frankfurter Rundschau* vom 23.7.1977, Nr. 168.
- 6 Haeckel, Ernst: *Generelle Morphologie der Organismen*. 2. Bd.: *Allgemeine Entwicklungsgeschichte der Organismen*. Berlin 1866, 286.
- 7 Haeckel, Ernst: *Über Entwicklung und Aufgabe der Zoologie. Rede, gehalten beim Eintritt in die philosophische Facultät zu Jena am 12. Jan. 1869*. In: *Jenaische Z. Med. Naturwiss.* 5, 1870, 353-370.
- 8 Vgl. Brunner, Otto: *Das "ganze" Haus und die alteuropäische Ökonomik*. In: *Neue Wege der Sozialgeschichte*. Göttingen 1956, 33-61; Hoffmann, J.: *Die "Hausväterliteratur" und die "Predigten über den christlichen Haustand"*. Ein Beitrag zur Geschichte der Lehre vom Hause und der Bildung für das häusliche Leben. Diss. Göttingen 1954.
- 9 Riehl, Wilhelm Heinrich: *Die Familie* (=Bd. 3 der *Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik*). 1855.
- 10 Vgl. dazu Bates, Marston: *Human Ecology*. In: Kroeber, A. L., *Anthropology Today*, 1953, 700-713; Quinn, J. A., *Human Ecology*, New York 1955; Knötig, Helmut: *Bemerkungen zum Begriff "Humanökologie"* In: *Humanökologische Blätter* 1972, H. 2/3, 3-140; Anderson, James N.: *Ecological Anthropology and Anthropological Ecology*. In: Honigmann, J., *Handbook of Social and Cultural Anthropology* 1973, 179-239; Bennett, John W.: *The Ecological Transition: Cultural anthropology and human adaptation*. New York etc. 1976; Atteslander, Peter-Hamm, Bernd (Hg.): *Materialien zur Siedlungssoziologie*, Köln 1974.
- 11 Vgl. Knötig, Helmut (Hg.): *Proceedings of the International Meeting on Human Ecology*. 2 Bde. St. Saphorin 1976.
- 12 Park, R. E.-Burgess, E. W.-Mc Kenzie, R. D.: *The City*. Chicago 1925; Park, R. E.: *Human Communities: The city and human ecology*. Glencoe 1952.
- 13 Steward, J. H.: *Theory of culture change. The methodology of multilineal evolution*. Urbana-Chicago-London 1972; Bennett, J. W.: *The ecological transition: cultural anthropology and human adaptation*, New York etc. 1976; Daun, Åke/Löfgren, Orvar (Hg.): *Ekologi och kultur*. Köbenhavn 1971.
- 14 Vayda, Andrew, Rappaport, Roy: *Ecology, cultural and non-cultural*. In: Clifton, J. A. (ed.), *Introduction to cultural anthropology*, Boston 1968, 477-497.
- 15 Leeuwen, Hendrik van: *Ecology of habitat*. In: *"de woning en haar bewoning"*, Landbouwhogeschool Wageningen 1970.
- 16 Honko, Lauri: *The ecological aspect in the study of culture, tradition and identity*. In: *NIF Newsletter* 3 (1975).
- 17 Bennett 1976 (vgl. Anm. 10) S. 277 ff. versucht, diese Erkenntnisse über soziale Transaktionen für eine neue humanökologische Strategie zu diskutieren.
- 18 Diamond, Stanley: *Anthropologie am Scheideweg*. In: *Leviathan. Zs. f. Sozialwissenschaft* 3, 1975, 213-233.
- 19 Brunner, 1956 (vgl. Anm. 8), 46.
- 20 Greverus, Ina-Maria: *Der territoriale Mensch*. Frankfurt/M. 1972.
- 21 Greverus, Ina-Maria: *Ein kulturökologischer Zugang zum Bauen und Wohnen in den Niederlanden*. In: *Notizen* Nr. 4, hg. Institut für Kulturalanthropologie und Europäische Ethnologie, Frankfurt/M. 1976, 25-41; Greverus, Ina-Maria (Hg.): *Denkmalräume-Lebensräume (= Hess. Bl. f. Volks- und Kulturforschung N.F. Bd. 2/3)*. Gießen 1976.
- 22 Riesow, Gottfried: *Thesen der Denkmalpflege zur Altstadtsanierung*. In: Klotz, H. — Günter, R. — Kiesow, G.: *Keine Zukunft für unsere Vergangenheit. Denkmalschutz und Stadtzerstörung*. Gießen 1975, 148.
- 23 Vgl. z.B. Dunckelmann, Henning: *Lokale Öffentlichkeit*. Stuttgart etc. 1975; Bahr, H.E. — Gronemeyer, R. (Hg.): *Konfliktorientierte Gemeinwesenarbeit. Niederlagen und Modelle*, Darmstadt-Neuwied 1974; Gronemeyer, R. — Bahr, H.E. (Hg.): *Nachbarschaft im Neublock. Empirische Untersuchungen zur Gemeindegarbeit, theoretische Studien zur Wohnsituation*. Weinheim-Basel 1977.
- 24 Cohen, Erik: *Environmental orientations: a multidimensional approach to social ecology*. In: *Current Anthropology* 17, 1976, 49-70.
- 25 Adorno, Theodor W.: *Erziehung nach Auschwitz*. In: *Stichworte. Kritische Modelle 2*, Frankfurt/M. 1969, 91.
- 26 Ilies, Albert: *Prestige in dörflicher Lebenswelt. Eine explorative Studie*. Tübingen 1977.
- 27 Greverus, Ina-Maria: *Human territoriality as an object of research in cultural anthropology*. In: Rapoport, Amos (ed): *The mutual interaction of people and their built environment. A cross-cultural perspective*, The Hague-Paris 1976, 145-157.
- 28 Schenda, Rudolf: *Einheitlich — urtümlich — noch heute. Probleme der volkskundlichen Befragung*. In: *Abschied vom Volksleben*. Tübingen 1970, 154.

UTZ JEGGLE

Dieser Vortrag hat vier Autoren. Sie wohnen bzw. wohnten in drei verschiedenen Gemeinden. Carola Lipp und Wolfgang Kaschuba in Pfrondorf, ich in Rottenburg, Albert Ilien wohnte in Kiebingen. Pfrondorf heißt heute Tübingen 9, Kiebingen Rottenburg 6. Wenn ich einkaufen gehe, treffe ich ab und zu Carola beim Multi-Markt auf der grünen Wiese bei Tübingen 2, vormals Weilheim. Arbeiten gehen wir alle nach Tübingen, Zahnarzt haben wir auch den gleichen; in Reutlingen 1, weil er ein Schulfreund von mir ist, und man für Freunde gerne etwas tut. Ich bin kein Rottenburger, ich wohne da, lasse mir den Mülleimer gegen Bezahlung leeren und in der Wirtschaft beim Dom, wenn ich hingehere, vom Wirt die Hand schütteln. Aber er weiß nichts von mir, noch nicht einmal meinen Namen. Wenn lokale Identität mehr ist, als Ver- und Entsorgung, als ein zuständiges Amtsgericht, Notariat und Finanzamt, so können wir nicht mit der Hand auf dem Herz behaupten, unser jeweiliger Wohnort sei satisfaktionierendes Territorium oder gar Heimat. Ich komme aus Rottenburg, aber ich bin kein Rottenburger. Ich bin eher Assistent am Ludwig-Uhland-Institut, Freund meiner Freunde, vielleicht sogar und hoffentlich eher ich.

1. Vor 80 Jahren war noch manches anders, da war ein Rottenburger in erster Linie ein Rottenburger. Er war mit 90%iger Sicherheit in Rottenburg gezeugt und geboren, seine Eltern waren in der Regel auch schon Rottenburger und katholisch, er wuchs zusammen mit den anderen Rottenburgern in den engen Gassen auf; er sprach einen Dialekt, der sich für den Kenner deutlich von dem der Dörfer der Umgegend unterschied. Er heiratete ein Mädchen aus Rottenburg, das ihm entweder ein Geschäft oder Wiesen und Äcker einbrachte; was in Verbindung mit seinem eigenen Erbe ausreichte, um ein bescheidenes aber redliches Leben in Rottenburg zu führen und zu beschließen. Das war in den Dörfern nicht grundsätzlich anders als in den Kleinstädten, und welche Stadt war das damals nicht, abgesehen von den Residenzen, Metropolen und frühen industriellen Ballungszentren. Das Leben war weitgehend auf eine Gemeinde konzentriert und diese war in der Tat so etwas wie globale Gesellschaft im König'schen Sinn¹. In der Gemeinde konnte der überwiegende Anteil der Bedürfnisse befriedigt werden: dort fand man Arbeit und sein Auskommen, Freunde und oft die Frau fürs Leben.
2. So war das nicht von allem Anfang an. Die Linie von der Graugans zum Homo sapiens verläuft nicht bruchlos. Die Jäger und Sammler, die nomadisierenden Horden einer Zeit, in der die Kunst, den Boden zu kultivieren, noch nicht so weit gediehen war, daß man sich – auch bei fruchtbaren Böden – an einem festen Ort hätte aufhalten können, kannten die Organisationsform der Gemeinde als lokaler, räumlich fixierter Einheit noch nicht. Nicht die örtliche Festlegung machte die Menschen auffindbar, sondern die genealogische Zugehörigkeit zu einem Stamm oder einer Sippe. Kalif Omar I. beklagte bekanntlich, daß die Bauern zur Bezeichnung ihrer Person nicht

mehr ihren Stamm, sondern ihr Dorf zu benützen begannen – und dadurch das gewohnte Steuersystem in Unordnung brachten². Bei den Zigeunern, diesem freundlichen Relikt aus vagierenden Zeiten, liegt das Problem umgekehrt. Der Stamm ist die Adresse, wobei unsere Semantik des Worts Adresse bereits in die Irre führt, für uns ist Erreichbarkeit einer Person unbedingt mit fixierter Lokalität verknüpft, mit Einwohnermeldeamt und Postzustellung. Man ahnt, daß das Verhältnis zum Raum, dessen Erfahrung und Gestaltung bei den Zigeunern und den Nicht-Sesshaften einigermaßen anders ist als bei uns³.

Die Landnahme unserer Vorfahren, wie es plastisch heißt, war ein erster Schritt, um die Natur zu kultivieren. Zuvor wurde gesucht, gejagt, genommen, was sich vorfand, jetzt wurde der Natur abgerungen. Arbeit bekam eine unparadiesisch schwitzende Dimension. Aber das war zugleich der Boden für neue Möglichkeiten, für besseren Schutz, effektivere Geräte und hunger-reduzierende Methoden der Aufbewahrung von Speisen. Die Sesshaftigkeit war eine Voraussetzung, um Natur durchgreifender in Besitz zu nehmen. Aber die erste Siedlung stand nicht schlüsselfertig da; sondern ihre Herstellung war ein generationenlanger physisch schwerer und psychisch schwerwiegender Akt, in dem ständig neue Fähigkeiten verlangt und entwickelt wurden.

Es geht jetzt nicht um Ahnenkunde, sondern lediglich um die Erinnerung an das Prozessuale in der Entwicklung der Gemeinde. Das heißt als These formuliert: Gemeinde und lokale Identität sind nichts Dauerhaftes und Abstraktes, sondern sie basieren auf bestimmten Fähigkeiten und Reproduktionsbedürfnissen. Anders und noch kürzer gesagt, die Gemeinde ist so hilfreich und repressiv, wie es die jeweilige Produktionsweise erlaubt. Die Gemeinde, ihre wärmende Geborgenheit, ihre frostigen Zwänge, das alles kann nicht abstrakt glorifiziert oder verdammt werden, sondern ist je an den Möglichkeiten der gesellschaftlichen Entwicklung zu messen.

3. Kant hat einmal den Raum als "die Möglichkeit des Beisammenseins" definiert, und damit die soziale Dimension des Raums pointiert und dynamisch gefaßt. In der Umkehrung ist der Satz banal – wo sonst kann man beisammensein als im Raum? – aber wie man die Möglichkeit nützt, wie man beisammen ist, das ist nicht nur ein soziales Faktum, sondern es bestimmt und verändert je nachdem auch den Raum. Diese Wechselbeziehung kann inhaltlich hier nur kurz angedeutet werden. Dabei wäre mit der agrarischen Epoche zu beginnen, in der Raum ein sehr sinnliches Konkretum ist, wovon wir Kleinstädter mit unserem Blick für das Nützliche und Ertragreiche allerdings bis heute zehren. Nicht nur im Guten; denn diese Welt hat enge Grenzen: verwurzelt entpuppt sich gern als verhockt. Und so wie die sesshaften Siedler die Negation der Nomaden waren, so wenig hält Geschichte bei uns still. Für den Großstädter verlaufen die Grenzen anders; Nachbarschaft erscheint plötzlich nicht mehr hilfreich, sondern neugierig und bedrohend. Enge Winkel wärmen nicht, sie ziehen plötzlich den Schmutz an und beunruhigen das Auge, das sich an Licht und Rastlosigkeit gewöhnt hat⁴. Und auch die Form der Landschaft bleibt nicht ohne Folgen für die Möglichkeiten des Beisammenseins, den sozialen Charakter der Be-

wohner. Helmut Dölker hat einmal in einem Seminar darauf hingewiesen, wie verschieden Weltbilder von Kindern sein müssen, die beispielsweise in einem niedersächsischen Einhaus aufwachsen und dort alltäglich Weite erfahren oder aber in einem Schwarzwaldhaus ständige Enge verspüren⁵.

Schon Wilhelm Heinrich Riehl hat bei seiner Dreiteilung Deutschlands und den davon abhängigen "Gesamtgesittungen" wohl etwas davon gemerkt, aber indem er es zum Prinzip erhob, auch gleich wieder zerstört. Das gleiche widerfährt den Environment-Studien, wie sie in der amerikanischen Siedlungs- und Stadtsoziologie in Schwung gekommen sind. Der Wunsch nach berechenbarer Gesetzmäßigkeit führt oft die anfänglich richtige Spur ins Abseits: der Lustigkeitsquotient des Tirolers oder die Weitsicht des Ostfriesen in Kilometern, das kann nicht das Ziel sein. Auch da besteht Hoffnung auf die historische Methode. Das Raumerlebnis des Melancholikers, wie es Lepenies⁶ historisch rückblickend beschrieb, reicht sicher weiter als stumpfsinnige Tests, wie sie gewisse Stadtplanungsästhetiker vornahmen⁷.

4. Simmel gibt in seiner schönen Analyse "Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft", die hier bei manchem Gedanken Pate stand, den Hinweis: "Im feudalen und patrimonialen Herrschaftssystem ist der Bauer" zumindest idealtypisch "ein Anhängsel an den Boden. So daß der privatrechtliche Verkauf des letzteren auch sie (die Bauern) zu Untertanen des neuen Besitzers macht."⁸ Auch im deutschen Südwesten, wo das vielleicht rein herrschaftstechnisch etwas anders ablief, blieb das Ergebnis weitgehend dasselbe. Der Mensch war eine Funktion von Grund und Boden, und das nicht nur im besitzrechtlichen Sinn. In Hausen, der Gemeinde, der wir soviel verdanken, sind bis heute Relikte dieser Denkweise spürbar. Der ehesegnende Spruch, den man Verlobten mit auf den Lebensweg gab – "damit sich Wies zu Wiese findet und Acker an Acker bindet" – existiert noch immer in der Erinnerung, und die Realität, die er ansprach, hat sich nur auf die Ebene der Geldwirtschaft gehoben, nicht im Prinzip verändert. Bis heute sehen die Hausener in den Äckern besessene Äcker, es gibt keine Flur an sich, keinen herrschafts- und besitzfreien Raum, genauso wie es für die Hausener keinen Menschen gibt, der nicht von Äckern besessen wäre. Gibt es welche, die keinen Grund besitzen, dann sind sie keine Menschen, zumindest keine Hausener, sondern Flüchtlinge oder welche von der Universität. Alle nicht grund- und hausbesitzenden Gruppen sind in existentiell entscheidenden Fragen, vor allem auch in gemeindepolitischen, nicht ernst zu nehmen. Die Gemeinde war – und ist es im Bewußtsein zum Teil geblieben – eine Gemeinde von Grundbesitzern; Gemeindepolitik regulierte die gemeinsamen und widerstrebenden Interessen der Ackerbauern. So wie das Einzelwesen nur in Bezug auf seinen Grundbesitz zu bestimmen war und deshalb auch immer im Rudel der Verwandtschaft (dem Besitzverband) agierte und wahrgenommen wurde, so existiert die Gemeinde im Bewußtsein der alten Kiebinger nur als Genossenschaft dieser Besitz-Clans. Daß dies im Grund geblieben ist, zeigt sich in der Gleichgültigkeit gegenüber politischen Fragen in unserem bürgerlichen Sinn, die nur dann jäh unterbrochen wird und in ungewohnte dramatische Geschäftigkeit umschlägt, wenn es um Baulandumlegungen und damit zusammenhängende Grundbesitzprobleme geht.

5. Die Stadt gewann – wieder idealtypisch – ein anderes distanzierteres Verhältnis zum Raum, das ist nicht nur anbaubare Fläche, in der jeder Millimeter zählt und die das Leben der Menschen in Atem und Angst vor Hungersnöten hält. Der Raum verliert seine Allmacht, die Handelsbeziehungen und die Möglichkeit von Verkehr und Korrespondenz etc. erlauben es, beisammen zu sein ohne die körperliche Gegenwärtigkeit des anderen. Vom Kontor in Amsterdam aus läßt sich ganz Hinterindien beherrschen und ausbeuten. Das wirkt auf das Selbstbild zurück. Wir kennen die Porträts von Kaufleuten jener Zeit, wie sie Holbein oder Dürer gemalt haben. Die Beherrschung des Raums macht selbstbewußt und bietet neue Möglichkeiten des Beisammenseins. Der andere wird Partner, Geschäftspartner allerdings – aber aller Anfang ist schwer. Man verhandelt miteinander, das heißt widerstrebende Interessen werden wahrgenommen und nicht mehr nur unterdrückt. Das installiert Zweckrationalität und – trotz allem – neue humanere Formen von Herrschaft und kommunaler Politik. Aber in dieser Gleichheit der Patrizier steckt auch schon die Negation. Ihre Voraussetzung ist, daß andere für sie arbeiten, anders gesagt, Ungleichheit ist die Voraussetzung dieser Gleichheit. Das bringt offene Spannungen mit sich, und die Widersprüche am Ort sind wesentlich größer und schärfer als in den ackerbautreibenden Dörfern.

Die Widersprüchlichkeit der Stadt steigert sich durch die Industrialisierung ins schier Unerträgliche: der Schein der Gleichheit zerreißt, die Villa Hügel und die Krupp'schen Arbeitersiedlungen hängen sichtbar und spürbar über Herrschaft zusammen.⁹ Was heißt da noch Gemeinde? Die miserablen Lebensbedingungen in den Städten und die ernst zu nehmende Hoffnung der Bürger, daß ihre Ideologie doch auch Wirklichkeit werde, trieben die ersten leidenschaftlichen Stadtuntersuchungen an.¹⁰ Ob sie das Gütesiegel wissenschaftlich verdienen, wäre ihren Autoren gleichgültig gewesen und braucht uns deshalb auch nicht zu interessieren. Die Krise der Stadt produzierte empörte Beschreibungen, die unnachlässig Wirklichkeit ans Tageslicht zogen. Das 19. Jahrhundert und die tiefen Wunden, die der gesellschaftliche Prozeß schlug, verlangte nach Hoffnungen und Gegenbildern, um die eigene Identität nicht aufgeben zu müssen.

Als Gegengewicht zur heillosen Stadt, die sich als Chaos darstellte und in der das mit Recht zu fürchtende Proletariat heranwuchs, wurde das angeblich bindungsfähige Dorf hingestellt. In der Literatur wurde das Schreckbild Stadt erfunden und ihr in der Dorfgeschichte eine idyllische und heile Welt entgegengesetzt.¹¹ Symptomatisch dafür, der wichtigste Autor dieses Genres, Berthold Auerbach, war ein schwäbischer Jude, bei dem die Sehnsucht nach Heimat und Dorfidylle in erster Linie dem erlebten Defizit an Geborgenheit entsprang.¹² Das Dorf prägte seine Bewohner und nicht nur in Nordstetten und seinem aus Armut gezeugten Antijudaismus, sondern es drückte seinen Bewohnern, auch den heimischen, seinen Stempel auf und der war in keinem Fall so positiv, wie das Auerbach oder, von wissenschaftlicher Seite her, Wilhelm Heinrich Riehl glauben machen wollten.

Es gehörte zum spezifischen Sozialcharakter der Dörfler, der Hausener beispielsweise, dazu, daß die Widersprüche ins Innere verlagert waren und so

der Schein der Idylle dem fremden Betrachter und – einem selbst – möglich blieb. Trotzdem hat die Lebenswelt des Dorfes – und diese war zum Teil gnadenloser als die der Städte – die Menschen bis in ihre psychischen Dispositionen hinein unauswechselbar geprägt. Die Brüche in dieser Welt, die so ordentlich und ausgewogen scheint, haben die Menschen mit der gleichen Unerbittlichkeit gezeichnet wie die Städter, ja vielleicht noch entscheidender, weil sie nicht nur den oberflächlichen Fremden, sondern auch den Befallenen selbst nur an den Rändern oder an der falschen Stelle schmerzen.

6. René König verlangt von der Gemeindeforschung, nicht nur die strukturellen Gegebenheiten zu ermitteln, sondern auch zu untersuchen, welchen Anteil die Gemeinde am Aufbau der sozialkulturellen Persönlichkeit hat.¹³ Diese Dimension scheint für eine künftige Siedlungsforschung oder Kulturökologie zentral. Alle Bemühungen sich auf Planungsprozesse einzulassen, sollten vom Problem der Sozialisationsrelevanz räumlicher Umwelten ausgehen und von dort aus strukturelle Untersuchungseinheiten bestimmen.

In dem Dorf Hausen, das wir jahrelang untersucht haben, zeigt sich im 19. Jahrhundert, daß Gemeinde und Verwandtschaft, wobei Verwandtschaft nur die soziale Gliederung innerhalb der Gemeinde ausmacht, die Menschen stärker bilden und prägen als alle anderen Kräfte. Der Hausener Kodex schreibt vor, was und wie ein Hausener zu sein hat, wann er aufzustehen hat, wann man am Sonntag zu essen hat, wie oft die Frauen zu putzen und die Männer in die Wirtschaft zu gehen haben. Die Heranwachsenden werden bis heute je nach Alter und vor allem nach Geschlecht sehr verschieden, aber von der Intensität her gleich heftig in die Pflicht genommen. Und am Ende ist das Resultat ein Hausener oder eine Hausenerin, wobei sich letztere durch den ersteren überhaupt erst definiert. Anders gesagt, Frauen haben in Hausen nichts zu sagen, sie existieren nicht als unabhängige Wesen, sondern nur an der Seite eines Hauseners. Dieses Beispiel führt uns zur Hypothese: Gemeindeforschung ist in Hausen die unabdingbare Voraussetzung für das Verständnis der Hausener. Als einzelne sind sie nichts und nicht zu verstehen. Die gemeindliche Identität bestimmt die individuelle. Das heißt methodisch aber auch, ein Hausener ist nur als Hausener zu interpretieren und alle Widersprüche, Entwicklungen, Störungen und Verwerfungen in der Geschichte und im Leben der Gemeinde findet sich in modifizierter, gefilterter, oft nicht sofort identifizierbarer Weise in den Hausenern wieder – auch und gerade da, wo es die einzelnen bestreiten.

7. Peter Mettenleiter hat gezeigt, je stärker das Dorf in seiner einheitlichen Substanz gestört wurde, desto sanitärer und sentimentaler entwickelte sich die Dorfgeschichte.¹⁴ Barfußle und Ganhofer zum Trotz kam ab der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Flut von Fremdheit auf das Dorf zu. Von Hausen aus zogen Wanderarbeiter bis in die Schweiz, um am Bau der dort entstehenden Fabrikhallen beschäftigt zu werden und am Saisonende mit der Kälte und einigem Bargeld bis zum nächsten Frühjahr in Hausen zu bleiben. In den 1840er und 50er Jahren war regelmäßig im Sommer ein Viertel der männlich erwachsenen Bevölkerung ortsabwesend. Die Sterblichkeit der Kinder stieg von 30% am Jahrhundertbeginn auf knapp 55% im

Jahr 1855; die Kinder, die nicht schwach genug waren, um zu sterben, wurden wenig gepflegt; nur 8% der Frauen stillten ihre Säuglinge, dazu hätte man keine Zeit, das sei etwas für Bürgersfrauen, wurde dem Oberamtsarzt erklärt, durch zu fette Kuhmilch wurde die Mortalitätsrate auch während des ersten Lebensjahrs gehalten.¹⁵ Das waren keine schlechten Menschen, die da postnatale Geburtenkontrolle betrieben – sie taten es aus Sorge. Es waren schlechte Zeiten.

In den 50er Jahren wurden in manchem Jahr über 50 Hausener wegen Bettelerei zu Geld- oder Arreststrafen verurteilt. Die älteste war 88 Jahre. 52 Familien erwogen 1851, nach Amerika auszuwandern, bereit, das einzige, was sie hatten, wenn es ihnen auch nicht gehörte, aufzugeben. Das bedeutete für die anderen nicht nur die Hoffnung, ein paar besitzlos werdende Äcker kaufen zu können, sondern auch eine den Sinn ihres Lebens in Frage stellende Gefährdung; es war eine Art Todesdrohung für die Gemeinde, denn diese 50 Familien überlegten, ob man nicht aus dieser Geschichte aussteigen und sie beenden könnte. Solche Angst muß Spuren schlagen, vielleicht sieht man es den Narben nicht immer an.

Im gleichen Jahr, als dieser Entschluß heranreifte, der dann allerdings wegen mangelnder staatlicher Subventionen nur bei einem kleinen Teil zur Ausführung kam, gründete der Hausener Schulmeister den örtlichen Gesangverein, in dem man die schönsten deutschen Volkslieder sang, das Heimweh sentimentalisierte, statt es zu bewältigen. Barfüßele und Ganghofer waren nicht nur Begleitmusik, sondern Antworten, die das Dorf zudem auch noch selber zu glauben begann. Das Selbstbild wurde nicht von der realen Not geprägt sondern von dem Pflaster, mit dem man sie zuklebte. Dazu dienten die bürgerlichen Klischees vom heimatlichen Dorf, das nur dadurch heimatlich blieb, weil es sich kurzschlüssig darin wiederzusehen glaubte.

Die Dorfforschung hat zumeist nur diese Fassade gesehen und sie als solche noch nicht einmal erkannt. Gemeindeforschung muß damit rechnen, daß ihr Gegenstand, indem er sich konstituiert, von der Not und der Not-Wehr der Menschen gekennzeichnet ist. Darauf wären auch die Gemeindestudien "vor 1945" abzuklopfen. Es geht dabei nicht um die Denunziation einzelner Wissenschaftler, sondern darum, die fugenlose Einpassung der volkskundlichen Gemeindeforschung in die faschistische Kulturpolitik zu problematisieren. Die Volkskunde befand sich im gesellschaftspolitischen Einsatz, daß sie es nicht merkte, entschuldigt allenfalls den einzelnen.

Nach dem Krieg kam zu Fremdheit in der industriellen Arbeit die Heimatlosigkeit der Flüchtlinge. Als es die Gemeinden zerriß, als das einende Band auch von den Einheimischen geglaubt wurde, als oben und unten, fern und nah wie im Karussell durcheinanderflogen, da war es eine bestimmte Soziologie, von der man eine neue Integration erhoffte. Die aus Amerika reimportierte Gemeindeforschung, die dort eine zunächst kritische Funktion hatte, erfüllte in Deutschland eine bestimmte ideologische Aufgabe. Typisch für die deutsche Entwicklung ist vielleicht, daß eigentlich mehr Bücher über Gemeindeforschung erschienen sind, als Gemeindestudien selbst, und daß es in dem Sinn auch keinen einzigen deutschen Klassiker innerhalb der Ge-

meindeforschung gibt, sieht man einmal von der österreichischen Arbeitslosenuntersuchung in Marienthal ab.¹⁵

Die fünfziger Jahre und der Anfang der sechziger sind die hohe Zeit der deutschen Gemeindeforschung, danach tröpfelten, wie Zoll gezeigt hat, in der Soziologie nur noch ein paar Nachzügler hinterher.¹⁶ Die Spätblüte der Volkskunde, die erst in den sechziger Jahren richtig einsetzte, ist mit einem bloßen cultural lag oder einem Absinkprozeß nicht zu erklären. Und zu glauben, daß die Volkskunde den Vorschein einer neuen Krise im voraus spürte, fällt schwer, wenn man beispielsweise die Hüttenthal-Studie von Martin Egger liest.¹⁷ Der Gegenstand, so scheint es, wird schwieriger, und das ist die Stunde der fragmentierenden Volkskunde, die ja oft aus Bruchstücken große Konfessionen zimmerte. Das Dorf, dem durch die Industrialisierung vollends der Boden entzogen wurde, verwandelt sich in eine betuliche Gegenwelt zur gnadenlosen Maschinerie und den schärfer werdenden Arbeitsbedingungen. Für diesen Vorgang ist vielleicht typisch, das Volkskundler praktisch nur Dörfer untersuchten – wir eingeschlossen – es ist in doppeltem Sinn einfacher.

Arbeit als Existenzverwirklichung – oft notvoll erlebt – fand im Dorf, in Hausen beispielsweise kaum noch statt. Nur als kompensatorischer Feierabendjob: Hausen ist tagsüber eine weitgehend männerlose Welt, außer ein paar Wissenschaftlern, die teilnahmslos beobachtend noch um 10 Uhr frühstückend auf ihrem Balkon sitzen, sieht man fast nur Frauen arbeiten. Die Hausener Kinder sammeln Erfahrungen von einer hinabdämmernden Welt, in der die Problematik der heutigen Arbeitswelt noch immer von der dampfenden Scholle ersetzt wird – und abends im "Kreuz" singt man davon. Die Jugendlichen werden für eine zwiespältige Welt ausgerüstet, zwei Wesen bilden sich in ihnen heran, Freizeitmensch und Arbeitstier, das eine scheint schön, weil das andere schlimm ist, und das Schlimme wird ausgehalten weil das andere schön ist. Für den Aufbau der sozialkulturellen Person ist die ländliche Gemeinde noch immer relevant. Aber der Hausener ist nicht mehr Hausener, er glaubt es nur noch. Er verschönt in sich die Heimat, die ihm nur noch ein halbe Existenz gewährt und an seinem Niedergang mit schuld ist. Gemeindeforschung, die die Arbeitssituation nicht einbezieht, wird nur den kupierten Feierabendmenschen beschreiben können, aber ihn und seine eigentümliche Wut, mit der er am Alten und Überholten festhält, nicht verstehen können. In der Großstadt ist es kaum anders, nur formal, aber ob ich von Hausen nach Tübingen oder von Stuttgart-Degerloch nach Stuttgart-Zuffenhausen fahre, um zu arbeiten, kommt auf das gleiche heraus, die Gemeindeforschung bringt da nichts näher. Aber auch dort bleibt die Aufgabe, Siedlungsforschung als Sozialisationsforschung fortzuführen. Die zunehmende Häßlichkeit der Städte, die wesentlich der kapitalistischen Produktionsweise zuzuschreibende Verödung der Planung und der Architektur wirkt sehr wohl auf den Aufbau der sozialkulturellen Person ein. Die politischen Grenzen der Gemeinde sind dabei für eine kulturwissenschaftliche Gemeindeforschung zu eng und zu weit, auf alle Fälle irreführend geworden. Gemeindeforschung im traditionellen Sinn hat ihren guten Sinn innerhalb der Politik- und Kommunalwissenschaft, für uns ist sie fast gänzlich hinfällig geworden. Ich sage ausdrücklich fast – eingedenk der

Überlegungen von Hans Linde zum Problem der Sachdominanz in Sozialstrukturen.¹⁸ Denn die zeigen deutlich, daß auch die vom Entwicklungsplan vorgegebene Ausstaffierung einer Stadt oder einer Verwaltungseinheit Gemeinde ein Stück weit die Möglichkeit des Beisammenseins bestimmt.¹⁹

8. Die Krise der Gemeinde ist unübersehbar, und die Aufkleber an den Autos, die Kußmäuler von Bonn, die Integrationsfeste, die allenthalben gefeiert werden, können sie nicht aufhalten, sondern sind gleichfalls Symptome dafür, daß Gemeinde als lokale Einheit immer mehr zum bloßen "Ideotop" wird. Diesen Begriff hat Bernd Jürgen Warneken in einer unserer Diskussionen in Tübingen vorgeschlagen. Bevor wir das betauern und uns kulturpädagogische Eingriffe ausdenken, kehren wir zurück an den Anfang. Dort wurde entwickelt, Gemeinde als das Leben schicksalhaft prägenden Zusammenhang gibt es nicht von allem Anfang an und nicht ein für alle Male. Es ist eine historische Stufe innerhalb der Möglichkeiten des menschlichen Beisammenseins.

Die Krise der Gemeinde, das kann schon bedeuten, daß die Gemeinde wirklich sekundär wird für den Aufbau der Persönlichkeit, aber ist das nur Grund zur Klage? Rottenburg zu erhalten so wie es ist, seine Funktion für das Selbstverständnis der Rottenburger unter Denkmalschutz zu stellen, das hieße auch, auf der falschen Seite zu kämpfen. Das Erbe traditionsorientierter Persönlichkeitsbildung soll nicht weggekippt werden, aber es besteht nicht nur aus Geradheit und guten Eigenschaften, sondern auch aus Mitleidlosigkeit, Schwächen und Unfähigkeit, die früher notwendig und selbstverständlich waren, aber heute überflüssig geworden sind. Mobilität ist nicht bloß ein Makel, sondern auch eine Chance: nicht auf eine enge lokale Welt beschränkt zu sein und nach ihren Gesetzen leben zu müssen, sondern frei wählen zu können zwischen dem hier und dort. Das ist auch ein Pfund, mit dem gewuchert werden kann, daß man der Gemeinde entgeht, mit dem Zug oder dem Telefon. Ich rede nicht einer Entwurzelung das Wort, nicht dem Wunsch, daß man die Menschen am besten auf Räder setzt, damit man sie, wenn das Audi-Werk in Neckarsulm schließt, geschlossen nach Augsburg zu MAN abtransportieren kann. Mobilität, sagen wir besser Beweglichkeit, heißt nicht Heimatlosigkeit. Im Gegenteil, die Voraussetzung ist ein un-sentimentales, gelungenes Verhältnis zur Heimat als räumlicher Um- und Nahwelt. Sentimental heißt dabei emotional gescheitert, der Gnadenlosigkeit schutzlos ausgeliefert, an der Sehnsucht erstickt. In Hausen haben wir immer wieder die Erfahrung gemacht, daß die Hausener, die in ihrer Kindheit am übelsten behandelt wurden, denen es in Hausen wirklich dreckig ging, am meisten an Hausen hängen, Berthold Auerbach sei Zeuge. Eine emotional satisfaktionierte Kindheit mit Heimat-Schein, das heißt mit einer befriedigenden und möglichst wenig bedrohlichen Nahwelt, löst vielleicht den Bann des territorialen Imperativs und macht ihn zu einem Konjunktiv – möglich, aber nicht nötig.

Gemeindeforschung als Siedlungsforschung wird die Heimatbedingungen sehr sorgfältig zu untersuchen haben, vor allem was den Menschen fehlt, gerade wenn sie es an der Oberfläche nicht merken. Positivistische Erkundung der Ortsbezogenheit allein verfehlt die früh vernarbten Wunden. Das

Kind, das unbefriedigt, das dringend Gebrauchte als Erwachsener nicht mehr zu erhoffen wagt und es in seine Träume verschließt, wird sich auch nicht einem Fragebogen eröffnen, der sich lediglich nach Zufriedenheit und Wohlbehagen erkundigt. Siedlungsforschung, egal wie sie heißt, muß den Wünschen der Menschen an ihre Umwelt auf den Grund gehen. Denn Ziel ist nicht Integration mit dem Bestehenden, sondern Identität im jeweils Menschenmöglichen.

Anmerkungen

- 1 René König: Grundformen der Gesellschaft: *Die Gemeinde*, Hamburg 1958.
- 2 Georg Simmel: Soziologie. 5. Aufl. Berlin 1968, S. 478.
- 3 Der Diskussion mit den Mitarbeitern des "Nicht-Sesshaften-Projekts" des Psychologischen Instituts der Universität Tübingen verdanken wir wichtige Hinweise.
- 4 Willy Hellpach: Mensch und Volk der Großstadt. Stuttgart 1939.
- 5 Seminar über Hausbau, SS 1965. Ähnliche Erfahrungsmodalitäten fanden wir bei unserer Kiebingen-Arbeit. Vgl. Utz Jeggle: Kiebingen — eine Heimatgeschichte. Tübingen 1977 (=Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 44), S. 216-232.
- 6 Wolf Lepenies: Melancholie und Gesellschaft. Frankfurt 1972.
- 7 Hinweise finden sich bei: Irving Rosow: Die soziologischen Wirkungen der physischen Umwelt. In Atteslander/Hamm (Hg.): *Materialien zur Siedlungssoziologie*, Köln 1974, S. 183-195.
- 8 Georg Simmel: Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft. In: *Soziologie*, 5. Aufl. Berlin 1968, S. 460-526.
- 9 Vgl. dazu die pointierte Krupp-Biographie von William Manchester: Krupp. München 1968. und Joachim Schlandt: Die Kruppsiedlungen — Wohnungsbau im Interesse eines Industriekonzerns. In: Helms/Janssen: *Kapitalistischer Städtebau*. Neuwied 1970, S. 95-112.
- 10 Zur Geschichte der Soziographie der sehr informative Abriß von Hans Zeisel. In: Jahoda/Lazarsfeld: *Die Arbeitslosen von Marienthal*, Frankfurt 1974.
- 11 Friedrich Sengle: Wunschbild Land und Schreckbild Stadt. In: *Studium Generale* XVI, 10 (1963), S. 619-630. Vgl. auch Volker Klotz: Die erzählte Stadt. München 1969.
- 12 Anton Bettelheim: Berthold Auerbach. Der Mann, sein Werk, sein Nachlaß. Stuttgart, Berlin 1907.
- 13 René König: Grundformen der Gesellschaft: die Gemeinde. Hamburg 1958, S. 179
- 14 Ausführlich dargestellt sind die Ergebnisse der Hausen-Studie in Albert Ilien/Utz Jeggle: *Leben auf dem Dorf*. Opladen 1978.
- 15 wie Anm. 10
- 16 Ralf Zoll: Gemeinde als Alibi. *Materialien zur politischen Soziologie der Gemeinde*. München 1972. Vorwort.
- 17 Martin Egger: Einflüsse moderner Zivilisation im Dorfe. Dargestellt am Dorf Hüttenthal im Odenwald. Diss. Bonn 1957. Da heißt es S. 195, Anm. 14: Durch Vermittlung des Pfarrers hatte der Verfasser abwechselnd bei den größten Bauern und in der Molkerei einen Freitisch für Mittag- und teilweise auch Abendessen. ... Nur in vier der insgesamt 76 Haushaltungen wurde der Verfasser nicht zum Platznehmen aufgefordert. Hierbei handelt es sich vor allem um Leute, die einen geistig weitgehend abgestumpften Eindruck machten, mit niemand, den sie nicht kannten, etwas zu tun haben und jedenfalls "ihre Ruhe" haben wollten.
- 18 Hans Linde: Sachdominanz in Sozialstrukturen. Tübingen 1972. (= Gesellschaft und Wissenschaft, 4).
- 19 Die Weiterführung des Gedankens kann ich hier sparen, das haben Wolfgang Kaschuba und Carola Lipp im *Tübinger Korrespondenzblatt* 16 (1977) gemacht.

II. KULTURELLES GEFÜGE UND KULTURELLER WANDEL IN MIKROANALYSE

Gegenstände in dörflichem und städtischem Milieu
Zu einigen Grundfragen der mikroanalytischen Sachforschung

TAMÁS HOFER

Man kann den Eindruck haben, als ob Gemeindestudie und Sachforschung zwei voneinander fernliegende Forschungsgebiete der Europäischen Ethnologie darstellen – und auf diesen Forschungsgebieten Wissenschaftler mit verschiedener Arbeitsweise und Ausrüstung sich betätigten.

Generationen von Ethnographen, die Gegenstände gesammelt, bestimmt und analysiert haben, häuften über Geschichte und Verbreitung der Typen, der technischen Lösungen und Stilmerkmale eine Menge von Kenntnissen auf. Diese Gegenstände aber wurden kaum dazu benutzt, um durch sie die gesellschaftliche Struktur, Denkungsart, Bestreben usw. der sie brauchenden Gruppen zu erklären. Auf der anderen Seite scheint es, daß sich die Gemeindestudien ausschließlich mit den sozialen Beziehungen und Institutionen, mit der gesellschaftlichen Schichtung, mit Machtverhältnissen, Ideologien usw. befassen. Die Gegenstände – soweit sie in ihnen (so z.B. in den englischen und amerikanischen Monographien über europäische Dörfer) überhaupt erwähnt werden – dienen nur als Illustration zum technischen Entwicklungsgrad, dem Lebensstandard bzw. der Rückständigkeit.

Man kann fragen, ob es überhaupt eine Möglichkeit zu einer Verbindung der beiden Forschungsweisen gibt? Was mag die Methode der Gemeindestudien zu einem besseren Verständnis der Sachen geben? Was gewinnt umgekehrt die Gemeindestudie durch ein eingehendes Registrieren und Analysieren der Gegenstände?

Auf der Suche nach einer Antwort gehe ich von der Annahme aus, daß die von den sozialen Gruppen gebrauchten Gegenstände als ein System aufgefaßt werden können. Im folgenden möchte ich einige Untersuchungsmöglichkeiten von solchen Sachsystemen aufführen.

Mein Vortrag hat zweierlei Grundlagen. Ich führe konkrete Beispiele, teils aus der Fachliteratur, teils aus meiner eigenen musealen Arbeit und in ungarischen Dörfern durchgeführten Sachforschungen in bezug auf einzelne Sachgruppen und Menschengruppen an. Andererseits skizziere ich hinsichtlich einiger Themen allgemeine Begriffe und Methoden unter Berufung auf einzelne Bestrebungen der zeitgenössischen Gesellschaftswissenschaften. So wechseln in meinem Text allgemeine methodologische Konzepte mit illustrativen Beispielen ab, die sich auf sehr begrenzte Teile der Wirklichkeit beziehen. Die Lücke, die Entfernung zwischen den beiden deutet – wie ich glaube – reell den Platz der Forschungen an, die im Hinblick auf das System der Sachen durchgeführt werden können, jedoch noch nicht durchgeführt worden sind, was gegenwärtig als Mangel empfunden wird.

Abraham Moles schrieb schon 1969, daß die Gründung einer "Theorie der Sachen" bevorstehe (Moles, 1969 a: 21). Es hat den Anschein, als würden verschiedene Wissenschaftszweige diese Aufgabe in einen immer engeren Kreis zusammenziehen, der für die Volkskunde freigehaltene Platz dagegen steht praktisch

leer. Die Soziologie als Untersuchung des täglichen Lebens gelangte zunehmend über die Kritik des irrationellen Gütergebrauchs der modernen Industrie-Gesellschaft zu diesem Fragenkomplex (z.B. Lefebvre 1948-1961, Baudrillard 1970, 1972, Haug 1971). Die Semiotiker und die Kommunikationstheoretiker entdeckten in den Sachen eines der wichtigsten Zeichensysteme der Gesellschaft (z.B. Moles 1969 a, Baudrillard 1972). In der Kunsttheorie gelangten einige Forscher über die Untersuchung der materiellen Beschaffenheit der Kunstwerke und ihrer zeitlichen Existenz soweit, daß sie alle die "zivilisatorischen Gegenstände", den vollständigen Kreis der menschlichen Artefakte in ihren Gesichtskreis einbezogen (z.B. Francastel 1956, Paulson 1950-1953, Kubler 1965). Die Archäologen bemühen sich darum, aus den zurückgelassenen Sachen von Menschengruppen Rückschlüsse auf ihre Gesellschaft, ihre Denkweise zu ziehen, und es ist nur allzu verständlich, daß sie zur Registrierung dieser Sachenkomplexe, zur Untersuchung ihrer inneren Ordnung höchst empfindliche Beobachtungsmethoden erarbeiteten und durch verschiedene theoretische Modelle den Beziehungen von Menschengruppen und Sachsystemen näherzukommen gedenken (z.B. Binford 1964, Steensberg/Ostergaard Christensen 1974, Plog 1975). Die "neue Geschichte" der Annales-Schule betrachtet es ebenfalls als ihre Aufgabe, die Gestaltung der menschlichen sachlichen Umwelt zu erschließen (z.B. Braudel 1967). Neben den Wissenschaften können wir uns auch auf die künstlerischen Experimente unserer Zeit berufen: Man bemüht sich im Design, die sachliche Umgebung der Menschen in ein einheitliches System zu bringen. Die bildenden Künstler, die Gegenstände und Bestandteile von Gegenständen verwenden, umgestalten und zusammenstellen, kümmern sich daneben um das "Assoziationsfeld" der Sachen und suchen seine Grenzen (Vgl. Kepes 1966, Constantine/Drexler 1966).

Über die Deutungsmöglichkeiten und die "Theorie" der Sachen zu sprechen, scheint mir in einem Museum besonders angebracht. Museen sind zu dem Zweck entstanden, daß sie Gegenstände zu Gemeinziwecken aufbewahren und ausstellen. Jedes Museum kann sich durch Gegenstände ausdrücken, also muß es besonderes Interesse dafür aufbringen, welche neuen Möglichkeiten sich bieten, Nachrichten in die Dinge zu speichern oder Nachrichten zu vermitteln, die vielleicht schon seit langem in ihnen enthalten sind und jetzt abgelesen werden können (vgl. Brückner/Deneke 1976, Gabus 1975). Andererseits können wir auch das Museum selbst innerhalb des Sachgebrauchssystem der Gesellschaft analysieren. Als die Gesellschaft begann, durch die Entstehung von Sammlungen – hauptsächlich der öffentlichen Sammlungen – die "musealen Gegenstände" auszuwählen, entstand ein neues bewußtes Verhältnis zu den Gegenständen. Zugleich entstand ein neuer Mechanismus zur Gestaltung der Beziehungen zu den Gegenständen. Ich denke zum Beispiel daran, welche Rolle die Museen, die Ausstellungen der Museen dabei spielten, daß die "Erzeugnisse des dörflichen Hausgewerbes" sich in "Gegenstände der Volkskunst" verwandelten. Somit können vielleicht einige auf das System der Gegenstände bezogenen Feststellungen zum besseren Verständnis der Funktion der Museen beitragen.

Gesamtbestände von Objekten

Untersuchen wir, wie eine gegebene Gesellschaft in einem gegebenen Augenblick von ihren Sachen Gebrauch macht, müssen wir zuerst den Bestand an Gegenständen, die "Sachpopulation", die "Gesellschaft der Gegenstände" und deren

mehr oder weniger unabhängige Einheiten, die persönlichen oder familiären Sachvorräte in Augenschein nehmen (vgl. Maget 1953: 28-32, Fél/Hofer 1965). In diesem Gesamtbestand kann man unter den einzelnen Gegenständen vielerlei Zusammenhänge feststellen: Es gibt da kleinere oder größere Gruppierungen, eine Schichtung nach Rang und Prestige. Bei einer Bestandsaufnahme kann man mit der Objektivität eines Archäologen vorgehen, der die Gesamtheit eines Fundes sortiert – auf diese Analogie berief sich übrigens auch Oscar Lewis, als er in einem Elendsviertel von Mexiko City die "Sachen der Armen" untersuchte (Lewis 1970: 441).

Wieviel Sachen hat – oder hatte – eine dörfliche oder eine städtische Familie an verschiedenen Punkten Europas? Schon bei dieser elementaren Frage stellt sich heraus, wie wenig präzise Informationen wir über die Ausrüstung mit Gegenständen der verschiedenen sozialen Schichten besitzen. Die Mitarbeiter des Bukarester Dorfmuseums rechnen in einem von der industriellen Revolution noch unberührten rumänischen Dorf, das aus 40 Häusern besteht und 350 Einwohner zählt, mit etwa 10 000 Gegenständen, ungefähr 250 Stück je Familie (Moles 1969: 3). Eine ähnlich gezielte Bestandsaufnahme stellte im Jahre 1936 in einem ungarischen Dorf bei Familien verschiedener Vermögensschichten Sachbestände von 839 bis herunter zu 209 Stück fest; die angegebenen beiden Extreme beziehen sich auf einen wohlhabenden Bauern bzw. auf einen Landarbeiter mit Familie und Arbeitsvertrag auf ein Jahr (Fél 1941). In den Jahren 1974 und 1975 (als zehn bis fünfzehn Jahre nach der Sozialisierung der Landwirtschaft ein großer Teil der Landarbeitsgeräte überflüssig geworden war) wurden bei bejahrten Ehepaaren, die einsam auf Einödhöfen lebten, 996 bis herunter zu 630 Gegenstände gefunden (Juhász 1974-75). Oscar Lewis gibt nicht die Stückzahl der Gegenstände der Armen von Mexiko City an, sondern nur den Wert; immerhin kann man annehmen, daß bei den Ärmsten das Inventar aus wesentlich weniger Stücken bestand als bei den Armen Ungarns.

Wieweit diese Zahlen sich vergleichen lassen, hängt natürlich davon ab, ob man die gleichen Kriterien bei der Qualifizierung der Gegenstände anwendet. Die beiden angeführten ungarischen Sachzählungen liessen z.B. die "marginalen Objekte" ausser acht, etwa Bestandteile von Geräten, zerbrochene, doch zu irgendwelchem Zweck sekundär noch brauchbare und darum aufbewahrte Gegenstände usw. Würde man diese Marginalien ebenfalls in Betracht ziehen, käme eine viel grössere Stückzahl heraus. In Átány z.B. belief sich Anfang der 1950er Jahre die landwirtschaftliche Ausrüstung eines gutgestellten Bauern auf 1.172 Posten (Fél/Hofer 1974: 346-348, 388, vgl. Kolsrud 1973).

Wie dieses familiäre Sachuniversum sich zum Sachbestand der Gesamtgesellschaft verhält? Ein Bild darüber kann man sich machen, wenn man die Zahl der im Besitz einer Familie befindlichen Arten von Gegenständen mit der Zahl der in der Gesamtgesellschaft erreichbaren, erwerbbaaren Sachsorten vergleicht. In einer Gesellschaft von niedrigem technologischen Niveau ist es verhältnismässig einfach oder zumindest durchführbar, eine Übersicht über den Sachbestand zu gewinnen. Clyde Kluckhohn konnte beispielsweise erklären, dass die Navaho-Gesellschaft (vor der intensiven Berührung mit Weissen) 263 Arten von Gegenständen kannte (Gebäude einbegriffen) (Kluckhohn/Hill/Kluckhohn 1971). Ein Kritiker der modernen Konsumgesellschaft kann sich nur mit Zahlen behelfen, indem er an-

führt, das in den französischen Prisunic-Warenhäusern 2500 Gegenstandsorten erhältlich sind, in den Inno-Warenhäusern etwa 60 000 und die Auswahl der größten Warenhäuser sich auf Zahlen von 150 000 bis 300 000 beläuft (eingerechnet z.B. auch die Jagdgewehre für Elefanten mit oder ohne Fernrohre) (Moles 1969a: 11).

Hier ergibt sich jedoch von neuem die Frage, welchen Wert solche Zahlen haben, besser gesagt, auf welcher Grundlage die Arten der Gegenstände zu unterscheiden sind. "Ist die unübersehbare Vegetation der Gegenstände überhaupt klassifizierbar wie eine Flora oder Fauna mit ihren tropischen und arktischen Abarten, plötzlichen Mutationen und im Aussterben begriffenen Arten?" (Baudrillard 1968: 7). Eine Systematisierung wie die von Leroi-Gourhan, die von handgemachten, traditionellen Gegenständen ausgeht (Leroi-Gourhan 1943, 1945, vgl. Oswalt 1976, Lustig-Arecco 1975), kann nicht gut auf die in den Katalogen der Warenhäuser zusammengefassten Güter des modernen Konsums ausgedehnt werden – die übrigens nur einen Sektor der von unserer Gesellschaft gebrauchten Sachen angeben. Gäbe es – um bei Baudrillards Flora- und Faunavergleich zu bleiben – ein wissenschaftliches System à la Linné zur Bestimmung der Sachen (Moles 1969b, Boudon 1969), bliebe für den Ethnographen immer noch die Aufgabe, das System der hierarchisch geordneten Begriffe der die Gegenstände gebrauchenden "Eingeborenen" darzulegen, wie diese die Gegenstände unterscheiden und klassifizieren. Der Erforscher der 263 Gegenstände der Navaho-Indianer fühlt sich genötigt zu vermerken, er habe in nicht wenigen Fällen mit Rücksicht auf die begriffliche Klassifizierung der Indianer von der ihm natürlich scheinenden Einteilung absehen müssen (Kluckhohn/Hill/Kluckhohn 1971). Bei der Untersuchung der von den Átányer Bauern gebrauchten Geräte haben wir ebenfalls erfahren können, dass die örtlichen Normen bei verschiedenen Geräten verschiedene Formvariationen zulassen, folglich können die objektiv festgestellten Unterschiede in der Form oder in den Maßen bei der Bestimmung der Gerätesorten von stark abweichenden Wert sein (Fél/Hofer 1965, 1974: 42-47).

Der Gesamtwert des "Sachuniversums" einer Familie hängt offensichtlich mit der Vermögenslage und dem gesellschaftlichen Rang der Familie zusammen; die Wertunterschiede zwischen den verschiedenen Ausrüstungen sind sehr auffallend und spiegeln konkret die sozialen Unterschiede wider. Wenn Oscar Lewis das sachliche Gesamtvermögen einer in einem einzigen fensterlosen Betonraum lebenden kinderreichen mexikanischen Familie mit 119 bis 737 Dollar angibt (im Durchschnitt 338 Dollar) konnte sich der Amerikaner, der den Bericht las, ein lebhaftes Bild machen von dem Lebensniveau, von der Sicherung der Lebensführung, die so ganz anders als seine waren (Lewis 1970: 444-47).

Ich möchte aber jetzt auf einige andere Vergleichsmöglichkeiten der Sachwerte hinweisen, z.B. auf diese: welchen Grad der Akkumulation verkörpern die Gegenstände im Verhältnis zu dem Jahreseinkommen bzw. Produktionswert einer Gesellschaft oder einer Familie? In Átány kamen wir zu dem Ergebnis, daß der Wert der landwirtschaftlichen Ausrüstung eines gutgestellten Bauern (mit Landbesitz von 60 Joch) dem Wert von 370 Doppelzentner Weizen entsprach, bei Minderbemittelten (20 bis 24 Joch) dem von 190 bis herunter zu 150 dz., bei Bauern mit geringem Landbesitz, aber mit Gespann, einem Wert von 31 dz. Bei dem gutgestellten Bauern belief sich der Wert der Ausrüstung auf die Weizenernte von nicht

ganz zwei Jahren, bei den weniger bemittelten waren dazu die Ernten von drei und noch mehr Jahren nötig. Betrachten wir danach die Möglichkeiten, die einem aus dem "Fußvolk" offenstanden, erkennen wir, wie unerreichbar, geradezu unreal sein Wunsch war, sich auch nur die bescheidensten Geräte anzuschaffen, die zur Haltung eines Gespanns nötig sind. Ein Knecht auf einem Herrschaftsgut bekam z.B. 12 bis 16 Doppelzentner Getreide für ein Jahr. Gedingearbeiter, die sich für sechs Monate verpflichteten, konnten über die ihnen zustehende Verpflegung hinaus 6 bis 8 Doppelzentner mit nach Hause nehmen. Da das jährliche "Brot" einer erwachsenen Person 2,5 bis 3 dz Weizen bedingte, konnte davon knapp die Verpflegung der Familie bestritten werden; selbst die Beschaffung eines Geräts, das die Familie vorwärtsbrachte, etwa auf den Herrschaftsgütern die Geräte eines Tabakgärtners (im Wert von etwa 7,5 dz Weizen) oder auch nur eines Geräts zum Kamillenpflücken (im Wert von 1 dz Weizen), das zu einem Nebenverdienst verhalf, setzte sorgfältige Planung und äußerste Sparsamkeit voraus. Die zu den verschiedenen Arbeiten benötigten bescheidensten Geräte bildeten somit schwer überschreitbare Schwellen und trugen stark dazu bei, soziale Unterschiede festzuschreiben. Die Tatsache, was einer erbte bzw. erheiratete, war schicksalhaft (Fél/Hofer 1974).

Ensembles, Garnituren und Schichten der Ausrüstung

Unter den Geräten der Bauern und der Handwerker bildeten diejenigen, die zur Erledigung eines Arbeitsgangs zugleich nötig waren und einander voraussetzten, zusammengehörende Gruppen, die wir Ensembles nennen können. Noch enger war die Beziehung zwischen einem Gerät und einem zweiten, das zur Pflege des ersten – zum Schleifen etwa – nötig war. Auf anderer Grundlage gehörten die persönlichen Geräte eines Landarbeiters zusammen; mit diesen arbeitete immer ein und dieselbe Person, und Form und Maß des Geräts waren dem Menschen, seinem Körperbau angepaßt.

Von Milchkrügen brauchte man eine ganze Sammlung, die in Schichten geteilt benutzt wurden. Die zum Säuern weggestellte Milch stand in den Krügen zwei oder drei Tage lang. Die Krüge mussten aber nach einmaliger Wiederholung des Prozesses ausgekocht und in der Sonne (oder zumindest an der Luft) getrocknet werden, was abermals drei Tage in Anspruch nahm. So gehörte in Átány zu einer Kuh, je nachdem, wieviel Milch sie gab, eine Garnitur von 15 Milchkrügen (Fél/Hofer 1972: 271-73). So setzten sich die wirtschaftlichen Geräte der Bauern aus kleineren und größeren Einheiten ziemlich locker zusammen, und das gleiche gilt für Handwerkstätten, Küchen- und Zimmereinrichtungen. Dessenungeachtet hatte man einen mehr oder weniger feststehenden Begriff davon, woraus in einem ungarischen Dorf die Ausrüstung eines Halbhofbauern bestand; in alten Kaufverträgen liest man von "vollständiger Schmiede" oder "einer Faßbinderwerkstatt", die mit allem Zubehör verkauft und gekauft wurden. Moles und Wahl haben die "komplette" Einrichtung eines bürgerlichen Salons aus dem Jahre 1890 – der reinsten Kitschzeit – zusammengestellt und darin 186 Posten gefunden; darunter waren Papierbeschwerer, ausgestopfte Tiere, ein Napoleon-Relief usw. Demgegenüber enthielt ein städtischer gutbürgerlicher "living room" von 1960 im ganzen 33 Posten (Moles/Wahl 1969: 112 f.).

Bei all diesen Sach-Ensembles kommen neben den praktischen Gebrauchsansprüchen auch traditionelle, schichtenspezifische Normen der "Ganzheit", aber auch die Anhäufung der Dinge aus Prestige Gründen zur Geltung. Als Beispiel dafür mögen die Speisesevice und Tischgedecke für sechs, zwölf und vierundzwanzig Personen der bürgerlichen Haushaltungen um die Jahrhundertwende dienen. Dabei kamen nicht die Normen des gesellschaftlichen Verkehrs, der Gastmähler usw. zum Ausdruck, sondern es war gleichsam der Gradmesser der konventionellen "Ganzheit". Derartige Masseinheiten waren auch im Kreise der Bauern nicht unbekannt, sie hatten ihre mit sechs, neun und zwölf Kissen ausgestatteten hochgetürmten Paradebetten (vgl. Fél/Hofer 1969 a), Einheiten, die durch die zu den Kissen angefertigten Überzüge gleichsam vervielfacht wurden. Die verschiedenen Überzüge machten es möglich, das Bett je nach Jahreszeit oder bei verschiedenen festlichen Gelegenheiten, auch bei Trauer, "umzukleiden". Dabei konnten auch persönlicher Stil und Geschmack zur Geltung kommen, indem man Stücke verschiedener Überzugarnituren abwechselnd oder kombiniert in Gebrauch nahm. Derartige zahlenmäßige Normen spielen übrigens auch in außereuropäischen Gesellschaften eine Rolle. Als Beispiel erinnere ich an den Brautpreis auf der Insel Sumba, bei dem das Zahlensystem von 2,4,8,16 Stück üblich war, auch bei funktionell so weit auseinanderliegenden Dingen wie Pferde und Halsketten (Adams 1973: 278).

Die bei der Organisierung der gegenständlichen Welt geltenden Prinzipien, Normen und Proportionen kommen am klarsten in der Zusammenstellung der Brautaussteuer zum Ausdruck. Die vollständige Aussteuer ist gleichsam ein abstraktes Modell der im Familiensachbestand angestrebten Struktur; eine Ordnung, die bei den tatsächlich gebrauchten Gegenständen und bei den Zufälligkeiten des Gebrauchs unvermeidlich verwischt wird. Die Aussteuer wird überdies feierlich zur Schau gestellt vor oder nach der Überführung in die Behausung des jungen Paares. Solche Zeremonien hat es an königlichen Höfen, bei Patriziern und bürgerlichen Familien und bei Bauern gleichermaßen gegeben. Die Zusammensetzung der Aussteuer und ihre Zurschaustellung war eine Gelegenheit, die Vermögenslage und die gesellschaftliche Stellung der Familie kenntlich zu machen, und das ging soweit, daß die Behörden sich veranlaßt sahen, Grenzen zu setzen. In Braunschweig z.B. durften nur die Töchter des "ersten Standes" Brauttruhnen in roter Farbe bekommen; die zum vierten Stand Gehörigen mußten sich mit "geringen Farben" begnügen, vorunter wahrscheinlich braun und grau zu verstehen ist (Deneke 1971: 25-41, Fél/Hofer 1969 a, Weber-Kellermann 1973).

Auffallend ist, wie unterschiedlich der Luxus in verschiedenen Ländern unter gleichen sozialen Typen entfaltet wurde. Bei den ungarischen Bauern konnte die noch so reiche Aussteuer mit zwei Bauernwagen transportiert werden. In Schleswig-Holstein waren zuweilen 15 Wagen dazu nötig (Deneke 1971: 34). Neben diesen Unterschieden ist – so glaube ich – die weite Verbreitung dieser den Gegenständen gewidmeten Feier seitens der Gesamtgesellschaft bemerkenswert. In Budapest konnte man noch um die Jahrhundertwende die Inventare der Aussteuern, die Habsburger Erzherzoginnen zur Hochzeit bekamen, in den Zeitungen lesen, und der Verkauf von kompletten Brautaussteuern in Fachgeschäften wurde erst zwischen den beiden Weltkriegen zurückgedrängt (Dózsza 1975). Die dörflichen Aussteuern hingegen erfuhren eine Bereicherung durch städtische Elemente, und die sozialistische Umgestaltung der Landwirtschaft steigerte diesen Aufstieg noch mehr. In diesen Situationen erscheinen die Gegenstände dynamisch, fast wie

auf der Bühne vorgeführt, vor dem Publikum. Man kann unmittelbar beobachten, wie sie wirken, man lobt sie oder kritisiert sie, je nachdem, wie die Gegenstände das Prestige "generieren" oder eben das Gegenteil tun. Man kann die Präsentation der Gegenstände untersuchen, ihr Verhältnis zum Publikum, ihr "Performance" im allgemeinen (vgl. Turner 1975: 148-150).

Im wohlgeordneten Mikrokosmos der Aussteuer läßt sich die vorher bereits erwähnte Schichtung nach Rang und Prestige sehr gut wahrnehmen. Wir denken dabei an den Unterschied zwischen den zum täglichen Gebrauch und zu Feiern verschiedenen Grades bestimmten Gegenständen. Besonders auffallend und stark differenziert ist diese Schichtung im Bereich der Kleidung. Bei den ungarischen Bauern z.B. gibt es Abstufungen zwischen den Kleidern "für den Vormittag des großen Feiertags", "für den Nachmittag des Festtags", für Hochzeitsfeiern, zum Tanz, um "in die Stadt zu gehen", "hin und herzugehen" bis zu den Wochentagskleidern. Ähnlich war es in den bürgerlichen Kreisen, die ihre Abend- und Nachmittagsstoiletten hatten, Vormittagskleider, ein Kleid, das man "bei der ersten Visite" anzog und noch eines, das man im Hause trug und selbstverständlich eine schwarze Garnitur für die Teilnahme an Beerdigungen und für Beileidsbesuche (Dózsza 1975). Eine ähnliche Schichtung findet man unter den anderen Gegenständen ebenfalls. Die Unterschiede lassen sich mit Hilfe des Modells der Polyfunktionalität der Gegenstände nach Bogatyrev (1971) charakterisieren, und zwar nach der Hierarchie der praktischen, der rituellen, ästhetischen und repräsentativen Funktionen. Für ein Sachuniversum ist es sehr bezeichnend, in welchem Verhältnis darin die vorwiegend zu praktischen bzw. zu Repräsentationszwecken bestimmten Gegenstände vorhanden sind. Erixon beschreibt diese Doppelspur in der Volkskunst und stellt der alltäglichen Gebrauchskunst die Repräsentationskunst gegenüber (Erixon 1941). Um das Ende des 19. Jahrhunderts war in einigen ungarischen Bauerndörfern der Bestand an Repräsentationsgegenständen zahlenmäßig und wertmäßig das Vielfache von den für den Gebrauch bestimmten. Die Kritiker der modernen Konsumgesellschaft gehen sogar so weit, daß sie die Gewohnheiten des Sachkonsums von den menschlichen Bedürfnissen ganz loslösen und nur durch die symbolische Zeichenfunktion der Gegenstände begründen (Baudrillard 1969).

Zeitliche Existenz der Sachen und der Sachensembles

Die Zeile von Theophil Gautier, "die Statue überlebt den Menschen", ist auch für vieles andere gültig: für den Schrank, den Stuhl, den Hobel oder das Heuschneidmesser. Datierte Stücke von vor mehreren hundert Jahren bezeugen dies. Und sie bezeugen auch noch, daß der – Handwerker oder der Auftraggeber –, der die Jahreszahl haben wollte, mit der langen Dauer des Gegenstandes gerechnet hat. Zwischen der Lebensbahn der Menschen und der Gegenstände kann es verschiedene Beziehungen geben; der Gegenstand kann langlebiger als der Mensch, aber auch kurzlebiger sein. Im zweiten Fall muß der Mensch regelmäßig, eventuell mit kurzen Unterbrechungen für Ersatz sorgen. So gehört zu den Gegenständen eine voraussichtliche Lebensdauer, von der ein Teil die Zeit "im Wartestand" unter den angesammelten Reservestücken ist. Dann folgt der Abschnitt des eigentlichen Gebrauchs, der mit der physischen oder "moralischen" Abnutzung, Bruch oder Verlust endet. Danach kann noch ein Nachleben in degradiert, sekundärer Rolle

folgen, evtl. auch Umgestaltung zu einem anderen Gegenstand (vgl. Schiffer 1972, Moles 1969 a: 9-12, Friis, L.: 1974, Boyhus 1974).

Auch die weiter oben erwähnten persönlichen oder familiären "Sachuniversa" haben ihren eigenen Entwicklungszyklus. In den letzten Jahrhunderten hatte jedermann in Europa – bis er das Erwachsenenalter erreichte – eine Art von persönlicher "Sammlung", und die Familiengründung – auch wenn dies in der Form des Aufgehens in einen größeren Haushalt vor sich ging – brachte die Anschaffung einer Ausrüstung mit sich. Die Sachensembles haben ebenfalls ihre Geschichte: sie haben einen Lebensabschnitt "vor der Geburt", im Stadium der Planung und Vorbereitung, dann folgt die Periode der tatsächlichen Funktion und während dieser muß wegen der unterschiedlichen Lebensdauer der Gegenstände fortlaufend für Ersatz gesorgt werden. Schließlich kommt dann – gemäß der familiären Lebensbahn, dem Entwicklungszyklus der Verbraucher – die Zeit der Übergabe, der Auflösung oder Aufteilung.

Die größtenteils mit der Hand angefertigten Gegenstände, die die Archäologen sowie die uns vorangegangenen Generationen von Ethnographen untersuchten, endeten im allgemeinen mit dem "natürlichen Tod", sie konnten also ihre potentiellen Lebensbahnen vollenden. Die eingehende Untersuchung der Átányer Geräte zeigte übrigens, daß vor Einführung der gusseisernen Geräte die Sachlebensbahnen keinerlei Abfälle zurückließen, sämtliches organische Material (Holz, Seil, Sack, Leder, usw.) kam als Asche oder als Dünger auf den Acker; die schmiedeeisernen Gegenstände wurden umgeschmiedet und wieder verwendet. Der Begriff der "natürlichen" Durchschnittslebensdauer der Dinge verliert jedoch in der modernen Zeit seine Bedeutung, wenn die sich die Hacken abtretenden neuen Sachgenerationen einander verdrängen (durch neue Moden oder neue technische Entwicklungen). Inbezug auf die natürliche Lebensdauer der Gegenstände verfügen wir über sehr wenig Informationen (vgl. Foster 1960). Unter den Wirtschaftsgeräten der Átányer Bauern stellten wir eine außerordentlich breite Skala der zu gewärtigenden Lebensdauer fest, sie reichte von einigen täglich neu hergestellten Strohwaschen zum Pferdeputzen bis zu den selten gebrauchten Geräten, die – wie die Bauern sagten – "ewig" oder "bis zum Bruch" da sind. Ein guter Hackenstiel hält seine vierzig bis fünfzig Jahre, während in derselben Zeit vier bis sechs eiserne Hackenköpfe abgenutzt werden.

Je nach dem Ersatzbedarf der Gegenstände gehört zu jeder Ausrüstung ein un-reißbares Hinterland, in dem die neuen Gegenstände beschafft oder hergestellt werden. Ein überraschendes Ergebnis unserer Átányer Untersuchungen war, daß sogar noch während des Zweiten Weltkriegs wertmäßig die Hälfte der wirtschaftlichen Ausrüstung mit handwerklicher Technik erzeugt worden war; Stücke großen Formats wie Wagen, Pferdegeschirr, Fässer, einzelne landwirtschaftliche Kleinmaschinen waren von Dorfschmieden hergestellte billigere Varianten von Fabrik-erzeugnissen. Mit ihren Geräteanschaffungen beschäftigten die Átányer Bauern demnach ungefähr im gleichen Maße Fabrikindustrie wie Handwerker und Hausgewerbetler eines geographisch ziemlich weitgestreuten Gebietes.

Die mexikanischen armen Leute beschafften 85 % ihrer Sachen in einem Umkreis von einer Meile um ihren Wohnplatz. 66 % davon beschafften sie im Block selbst oder in unmittelbarer Nachbarschaft, eventuell im gebrauchten Zustand von einer

anderen ebenso armen Familie oder von Wander- oder von Straßenhändlern. Eine der Grundfragen bei diesen Ausrüstungen war, wie lange die Familien die einzelnen Gegenstände in ihrem Besitz halten konnten und wann sie gezwungen waren, noch dringenderen Bedürfnissen zuliebe das Bett oder eines von ihren spärlichen Kleidungsstücken zu verkaufen. Bei dieser außerordentlich großen Mobilität der Gegenstände waren die der Kleidung und die verhältnismäßig leicht verkäuflichen Schmucksachen die am wenigsten dauerhaften mit einem Durchschnitt von neun bis zehn Monaten, wobei – was die Kleidungsstücke betrifft – auch ihre rasche Abnutzung eine Rolle spielte. Bettbezüge konnten sie im allgemeinen ein Jahr und sechs Monate in Besitz halten; Möbelstücke vier Jahre und acht Monate. Am zähesten hielten sie an religiösen Gegenständen fest: Heiligenbildern und Figuren, geweihten Kerzen, und noch fester bewahrten sie die Geräte des Broterwerbs, die sie durchschnittlich fünf Jahre lang besaßen. Der analysierende Anthropologe bemerkt hierzu: eine zu kurze Zeit, daß daraus symbolische Gegenstände der Familie werden können (Lewis 1970).

Ein zeitliches und räumliches Diagramm von der Bewegung der im Besitz der Armen befindlichen Gegenstände würde sicherlich ein sehr charakteristisches Bild von dieser Gesellschaft ergeben. Ein ähnlich charakteristisches Bild ergäbe eine Zeichnung von dem Weg der Gegenstände in den Bauerndörfern zwischen Haushaltungen und Generationen. In den ungarischen Dörfern unterschied man sogar noch in der jüngsten Vergangenheit die Gegenstände, die in der weiblichen und diejenigen, die in der männlichen Linie weitergegeben worden waren, sowie auch diejenigen, die an Verwandte, Taufpaten, Freunde, Gevattern verschenkt worden und auf diesem Weg von einer Ausrüstung in die andere geraten waren. Wo die Leinensachen einer Haushaltung noch eigenhändig angefertigt wurden, war die damit verbundene Arbeit sehr ungleich verteilt. In den Häusern mit Töchtern bemühten sich Mutter und Tochter jahrelang mit Spinnen und Weben, während in einem anderen Haus, wo es Söhne gab, die Frauen ohne eine derartige Verpflichtung ihre eigene Aussteuer verbrauchten, der Vater dagegen sich über seine Kräfte abracker-te, um seine Söhne zu gegebener Zeit selbständig machen, ihnen Land, Vieh, Haus und Geräte geben zu können.

Die einer neuen Generation vererbten Gegenstände kommen zugleich in eine neue Epoche und müssen sich in einer veränderten sachlichen Umgebung bewähren. Es tritt eine Problematik auf, die Konrad Köstlin treffend "Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen" nannte (Köstlin 1973). In den ungarischen Dörfern konnte man den alten Gegenständen gegenüber je nach Gattung der Gegenstände und auch je nach Landschaft wechselnde Verhaltensweisen beobachten. Während ein altes Kleidungsstück im allgemeinen eine Wertverminderung erleidet und an die Peripherie gedrängt wird, gibt es auch Landschaften, in denen man von den Großeltern – wenn nicht gar von den Urgroßeltern – hinterlassene Stücke als sonntägliche Festkleidung anlegen konnte, gleichsam als Beweis für das Alter und die Vergangenheit der Familie. Man kann beobachten, daß gewisse Gegenstände sehr wahrscheinlich bei der Anschaffung für den Gebrauch von mehreren Generationen bestimmt sein und von Anfang an eine Botschaft an die späteren Generationen überbringen sollten. Die an den Gegenständen angebrachten Jahreszahlen und Monogramme lassen auf diese Tatsache schließen (vgl. Tardieu 1950). Und vielleicht auch die Beobachtung, daß die in den Museen verwahrten und mit Jahreszahl versehenen Gegenstände wahrscheinlich von vornherein eine erhöhte Überlebenschance hatten.

Hier ergeben sich auch manche Möglichkeiten des Vergleichs. Es ist landschaftlich verschieden, wann der Brauch des Datierens auftaucht, in Zusammenhang mit der Verbreitung des Schreibens und Lesens und mit der Ausarbeitung der Repräsentationssphäre in der materiellen Ausrüstung. Auch die Gegenstände sind verschieden, die die Jahreszahlen tragen. Die zeitliche Verteilung der erhalten gebliebenen datierten Gegenstände bietet weitere Einblicke in die unterschiedliche Gestaltungsprozesse schichtenspezifischer Gegenstandspopulationen. Vergleichen wir z.B. die zeitliche Verteilung der erhaltenen datierten niederrheinischen Prunkschüsseln mit der des datierten Tongeschirrs – im Großteil Brantweinflaschen – aus Hódmezővásárhely, Ungarn, scheinen die beiden Kurven auf zeitlich verschiedenen plazierten und sozial anders bedingten Prozessen der Anhäufung von Prestigegegenständen zu deuten (vgl. Hofer 1973) – obzwar wir an dieser Stelle auf die Fragen der Repräsentativität der beiden Datenreihen nicht eingehen können (vgl. Abb. 1).

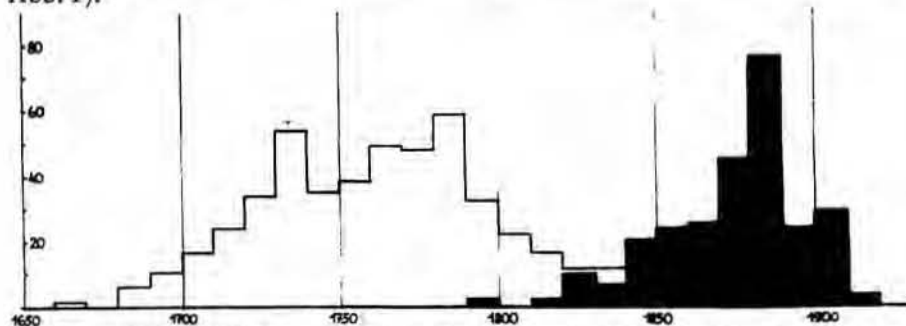


Abb. 1. Datierte niederrheinische Prunkschüsseln (nach Lehmann 1973) und datierte Keramik aus Hódmezővásárhely, Ungarn (nach Kresz 1954)

Verfolgen wir den Weg der Gegenstände durch die Zeit, entdecken wir zuweilen, daß sie nicht zu den blutsmäßig und rechtlich bestimmten Nachkommen führen, sondern zu anderen gesellschaftlichen Schichten, sogar in andere Länder. In den ungarischen Dörfern gelangten noch vor einigen Jahrzehnten die Festkleider der wohlhabenden Bauernmädchen nach einigen Jahren zu Mädchen aus ärmeren Familien. Um diese Zeit fanden sich in den Dörfern Vermittler, die gebrauchte städtische Möbel an die Dörfler verkauften. Eine Erscheinung, die keineswegs neu war; in Norwegen zum Beispiel wies die Forschung nach, daß die prächtigen, zuweilen mehrere hundert Jahre alten farbig bemalten Bierschüsseln ursprünglich in städtischen Häusern gebraucht worden waren, und erst als sie aus der Mode kamen, den Weg aufs Land nahmen.

Nicht weniger lehrreich ist es, "den Spaziergang der Gegenstände" – um einen Ausdruck von Maurice Rheims (1960: 123) zu gebrauchen – in der entgegengesetzten Richtung, vom Dorf in die Stadt, zu verfolgen. In den 1870er und 1880er Jahren wanderten zum Beispiel gewebte und gestickte Textilien sowie Tongeschirr aus den ost- und mitteleuropäischen Dörfern massenweise in städtische Wohnungen (in Ungarn sowohl wie in anderen Ländern). Eine Budapester Zeitung schrieb in dieser Zeit, das Vorzimmer mancher bürgerlichen Wohnung sehe aus wie ein "Töpfermagazin" (Kresz 1968: 12). Diese Wanderschaft der Gegenstände am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts hat eine interessante Mikrotopographie. Die dörflichen Möbel,

Tongefäße, Stickereien drangen nicht in die Salons ein und hatten noch nicht den Rang einer "Kunstsammlung"; sie bekamen einen Platz im Vorzimmer oder im Sommerhaus oder gehörten zu der Einrichtung von Jagdhäusern.

Zeichenfunktion der Gegenstände

Die Zusammensetzung der Ausrüstungen behandelnd, unterschieden wir die alltäglichen, vornehmlich praktischen Zwecken dienenden Gegenstände von denen, die zu festlichen Gelegenheiten und zur Repräsentation bestimmt waren und dementsprechend geschont wurden. Die letzteren sind die nach außen gewandten, den gesellschaftlichen Status, die festlichen Gelegenheiten zum Ausdruck bringenden Teile der Sachuniversa, bei denen die symbolische Bedeutung der unmittelbar funktionellen vorangeht. Zwischen den beiden Kategorien kann es eine feststehende Grenze geben, wie es in der von Damgaard und Moustgaard (1970) beschriebenen bürgerlichen Wohnung in Kopenhagen der Fall ist, in der die für die Besucher offenstehenden Räumlichkeiten streng von den anderen gesondert waren, zu denen außer den Familienmitgliedern niemand Zutritt hatte.

Unabhängig von dieser Unterscheidung ist jedoch *jeder* Gegenstand zugleich ein Zeichen, und in jedem sind neben der in seiner Gestalt gegebenen Hauptnachricht weitere sekundäre Nachrichten, konnotative Bedeutungen, ästhetische und gefühlmäßige Ladungen vorhanden. Die Lösung dieser Nachrichten erfordert bereits auf der niedrigsten Stufe die Kenntnis des Sachsystems. Als Beispiel möchte ich die bereits erwähnten Milchkrüge von Atány anführen. Die sind auf den Höfen über verzweigte Holzgestelle zum Trocknen gestülpt und von der Straße aus gut zu sehen. Die vorübergehenden Dorfbewohner, die mit der traditionellen Praxis des Melkens und der Milchverarbeitung vertraut sind, können an Zahl und Größe der Krüge – sie fassen im allgemeinen 2, 2 1/2 und 3 Liter – feststellen, wieviel Kühe der Bauer hat und wie groß deren Milchtrag ist. Die Form und Verzierung der Krüge tragen zugleich ästhetische Botschaften, und ihr Zustand zeugt davon, wie ordentlich oder wie unordentlich die Bäuerin ist usw.

Von diesen Beispielen könnte man in die Richtung der abstrakten Modellbildung weiterschreiten. Wir könnten das Verhältnis von Significat zum Significant, sowie die Verbindung unter den verschiedenen Bedeutungsniveaus suchen. Die gegenständliche Umwelt als Text auffassend, könnten wir weiterhin ihre Syntax und Rhetorik aufstellen (vgl. Baudrillard 1969; vgl. Arnstberg 1973, Bringéus 1973), sowie die Beziehungen des Sachsystems zu anderen semiotischen Systemen derselben Kultur bestimmen (vgl. Winner und Winner 1976). In dieser skizzenhaften Übersicht möchte ich lieber einige weitere Beispiele für "die Liturgie der Gegenstände" anführen, wie die Übergabe, die Fortbewegung, die Vorstellung von Gegenständen zielbewußt zur Übermittlung von Botschaften dienen können, sei es unter Verwendung eines konventionellen Kodes, sei es auf improvisierte Weise. Ein Beispiel für den ersteren Fall: die Atányer Burschen, die zum Militär müssen, bekommen von Verwandten, Nachbarn, Freunden und auch von Mädchen Bänder geschenkt, die sie an den Hut stecken. Die Bänder symbolisieren gleichsam die Beziehungen der Spender zu dem betreffenden Burschen, die Farbe und die Zahl der Bänder zeugt von der Intensität der

Beziehungen und auch davon, ob die Beziehungen formell oder herzlich sind (Fél/Hofer 1969: 199 f.). Für den individuellen, improvisierten Zeichengehalt der Gegenstände führe ich als Beispiel jenen Bauern an, der notgedrungen in der Stadt arbeiten mußte, sich dort nicht zurechtfinden und wieder nach Hause ging mit der Absicht, sich das Leben zu nehmen. Er ging an diesem Abend nicht zu seiner Frau, band aber sein Taschentuch an den geliebten Rosenstock der Frau vor ihrem Fenster. Dieses Zeichen gab der Frau am Morgen sofort zu verstehen, daß ihr Mann nach Hause gekommen war, ihr eine liebevolle Botschaft hatte übermitteln wollen, aber eine so schwerwiegende, tragische, die er nicht in Worte fassen wollte; die Frau war sich sofort im klaren über das tragische Ereignis.

Daraus ersehen wir, daß die Dinge neben ihrer konventionellen, ihrer Natur entsprechenden Bedeutung auch individuelle Erinnerungen, persönliche Botschaften überbringen können. In seinem Buch über das System der Dinge holt J. Baudrillard seine Beispiele fast ausschließlich aus modernen, großbürgerlichen Wohnungseinrichtungen und beschreibt außerhalb des Kreises der funktionellen Gegenstände als "marginale System" diejenigen, deren Hauptbestimmung in der "Zeugenschaft", "Aufbewahrung von Erinnerungen und Nostalgie" liegt, die historischen oder Kunstwert besitzen usw. und zu diesem Zweck bewahrt und gesammelt wurden (Baudrillard 1968: 89-128). Untersucht man jedoch die Gegenstände der einfachen Leute aus der Nähe, kommt man zu der Erkenntnis, daß auch ihre einfachen Sachen des täglichen Gebrauchs zahllose biographische Erinnerungen aufbewahren und an persönliche Beziehungen von Mensch zu Mensch denken lassen. Von den 740 Gegenständen eines mittelmäßig begüterten Bauernehepaars in der Nähe von Szeged waren 267 (36 %) solche, die nicht käuflich von anderen Leuten zu ihnen gelangt waren, 149 (20 %) waren geerbte Stücke von früheren Generationen, 66 (9 %) Stücke Hochzeitsgeschenke bzw. gehörten zu der Aussteuer (die bei der Bestandsaufnahme zum größten Teil schon aufgebraucht war), 52 (7 %) Gegenstände waren Gelegenheitsgeschenke, so z.B. die auf der Kommode paarweise aufgestellten Porzellantöpfchen und bemalte Glasbecher – Kirmesgeschenke der früheren Verehrer der Frau (Juhász 1974: 75).

In den letzten Jahren nehmen in den dörflichen Häusern Ungarns die "Erinnerungsgegenstände" rapide zu; sie tragen in ihrer ästhetischen Qualität stark zur Verbreitung von Kitsch bei, haben aber ihre persönliche Bedeutung, sind sozusagen Tagebuchaufzeichnungen der Familie und behandeln insofern neue Themen, als sie von den vermehrten Reisen in die Städte, in Kurorte und von Besuchen und Gegenbesuchen von Verwandten zeugen, die sich immer weiter vom Geburtsdorf entfernt haben. Vor einiger Zeit begannen unsere literarhistorischen Kollegen Forschungen, die feststellen wollten, wie es um die literarischen Museen und Gedenkstätten und die darin aufbewahrten und zu Reliquien gewordenen Gebrauchsgegenstände von Dichtern stünde. Welche Art Erinnerung mit diesen Gegenständen verbunden seien. Geforscht wurde nach den persönlichen Beziehungen bei den Schenkungen, beim Austausch von Gegenständen – in einem Fall handelte es sich zum Beispiel um die Spazierstöcke eines namhaften Romanschriftstellers aus dem vorigen Jahrhundert, die ihm seine zahlreichen Freunde geschenkt hatten. Derartige Untersuchungen versprechen allgemein verwertbare Lehren hinsichtlich der biographischen Aussagefähigkeit der Dinge, wieweit sie Träger von Erinnerungen sein können (vgl. Morin 1969), wie die

Nachwelt sie zu Reliquien erhöht, sie aufbewahrt und selektiert und sogar Legenden erfindet (ich denke dabei z.B. an die im Laufe der Zeit in mehreren Exemplaren zum Vorschein gekommenen persönlichen Gegenstände berühmter Personen). Die Aufladung von persönlichen, biographischen Erinnerungen bezieht sich jedoch nicht auf hervorragende Persönlichkeiten, das kann jeder Museologe erfahren, der Gegenstände direkt von Personen erwirbt, die diese ein Leben lang benutzten. Es handelt sich um die Gewebe von Hinweisen (allusion), von Selbstverständlichkeiten, die innerhalb einer Erlebnismgemeinschaft bildenden Gruppe, also in einer Familie an den allen bekannten und von allen gebrauchten Gegenständen wie auch an Gesten, sprachlichen Ausdrücken hängenbleiben (Mérei 1975). Eine gewisse "assoziative Wolke", bestehend aus Erlebnisresten und Wertschätzungen kann auch innerhalb einer Gesellschaftsschicht, einer Berufsgruppe, in einer Subkultur an manchen Gegenständen haftenbleiben. Demgemäß dokumentieren charakteristische Sachensembles nicht nur das Lebensniveau einzelner sozialer Schichten und Epochen, sondern innerhalb dieser auch einzelne persönlich erlebte Schicksalsvarianten.

Die Ladung der Gegenstände mit symbolischem Inhalt gewährt manchmal Einblick in Volksbewegungen historischen Ausmaßes. Die Washingtoner Smithsonian Institution demonstrierte 1976 die amerikanische Geschichte anhand der einander folgenden Einwanderungswellen (Marzio 1976). Ausgestellt wurden die einfachen Gegenstände, die die späten Einwanderer um die Jahrhundertwende aus den europäischen Ostländern mitgebracht hatten. Da war z.B. die einfache Reisekiste einer ungarischen Frau zu sehen, auf der das große wollene Schultertuch lag, neben Sachen der anderen Einwanderer aus der gleichen Zeit – Italiener, Polen, Ukrainer, Chinesen –; diese boten, zumindest für den ungarischen Betrachter einen sehr traurigen Anblick, sie wiesen ihn darauf hin, daß Gegenstände, die zu Hause in einer bäuerlichen Gesellschaft den anständigen Status und eine allgemeine Lebensform repräsentierten, in der neuen Umgebung, in der neuen Gesellschaft zum Stigma wurden, das seinen Träger – so lange er es trägt – isoliert, ihn in negativem Sinn aus der Gesellschaft ausschließt.

Systeme von Gegenständen und Lebensformen

Die Sachuniversa verschiedener Zeiten und verschiedener sozialer Schichten sind von merklich unterschiedlichem Aufbau. Es handelt sich nicht nur um unterschiedliches Lebensniveau und Technologie, sondern darum, daß einzelne Gruppen (und innerhalb dieser einzelne Personen und Familien) sich Gegenstände in unterschiedlichem Maße zulegen und die verschiedenen Zweige des Bestandes an Gegenständen nicht auf die gleiche Weise ausarbeiten. Diese Feststellung scheint so ziemlich offenkundig zu sein, kann aber nach dem Vorhergesagten trotzdem nur schwer dokumentiert werden. Die Verbrauchsstatistiken unserer Tage weisen in den annähernd ähnlichen Gesellschaftsschichten Westeuropas je nach Ländern kulturelle und "ethnische" Unterschiede bei der Anschaffung – und wahrscheinlich auch bei der Akkumulation – von ähnlichen industriellen Fabrikzeugnissen auf (vgl. z.B. Baudrillard 1970). In den in nationalem und landschaftlichem Rahmen gehaltenen Zusammenfassungen der Volkskunst fällt der große Unterschied zwischen dem Verhältnis einzelner Sorten von Gegenständen auf, wahrscheinlich nicht nur infolge der verschiedenen Gesichtspunkte bei der Auswahl,

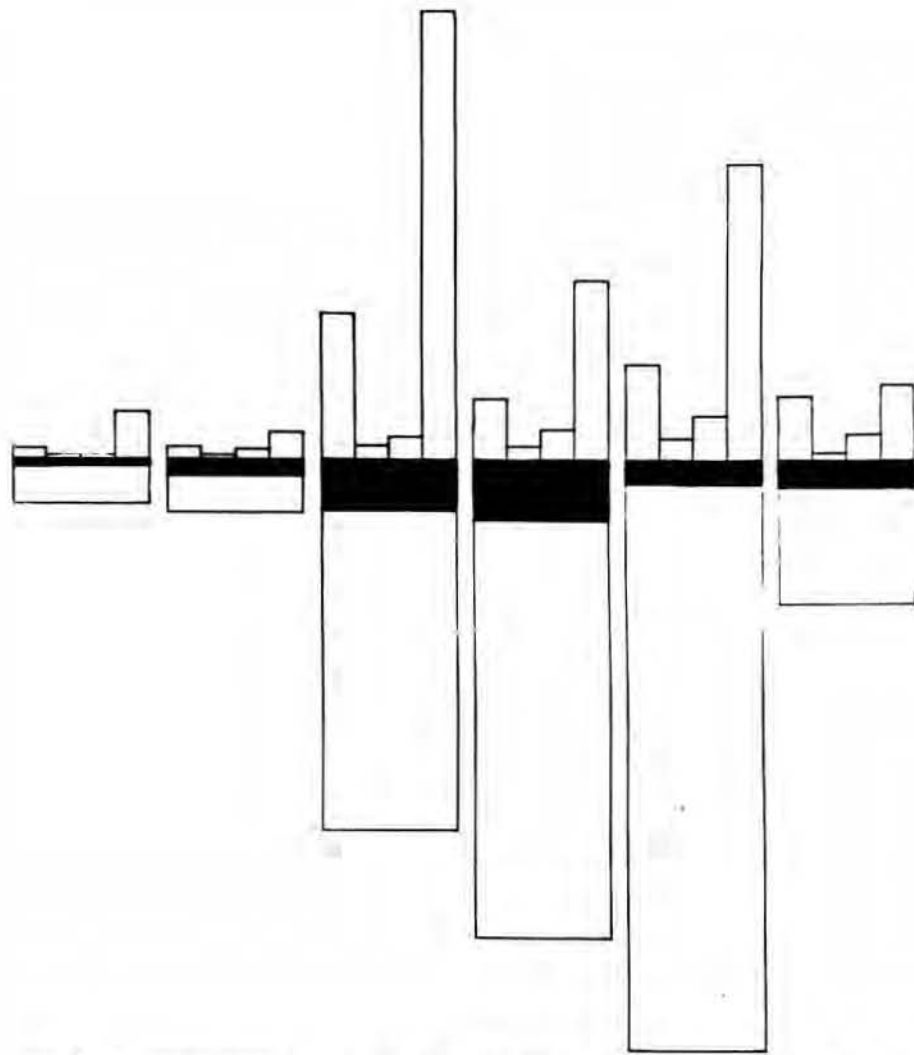


Abb. 2. Zusammensetzung der gegenständlichen Ausrüstung von sechs dörflichen Familien aus der Mitte des 19. Jahrhunderts (nach Le Play 1877 – 1878). 1. Russischer Leibeigener, Bezirk Orenburg, 2. Ungarischer Leibeigener, aus dem Marktflecken Hatvan, 3. Fischer von der Insel Marken, Niederlande, 4. Französischer Bauer aus Basse-Provence, 5. Französischer Bauer aus Lavedan, 6. Baskischer Bauer aus Labourd, Umgebung von Bayonne. Zeichenerklärung: Die oberen vier Kolonnen zeigen vier Kategorien der gegenständlichen Ausrüstung: 1. Zimmereinrichtung, Möbel, 2. Küchenausrüstung und Geschirr, 3. Bettzeug, 4. Kleidung und Schmuck. Darunter schwarz das Wohnhaus, ganz unten Gesamtwert der Immobilien ausserhalb des Hauses, sowie der Wirtschaftsausrüstung, der Haustiere und des Geldes. Die Flächen entsprechen den von Le Play in fr. Francs angegebenen Werten der einzelnen Posten.

sondern auch als eine Folge der Tatsache, daß in der Repräsentationssphäre der Gegenstände je nach Landschaft verschiedene Gattungen bevorzugt wurden. Über die Zusammensetzung der gegenständlichen Ausrüstung der Familien in der Vergangenheit bieten die Inventare ein fast schon beängstigend großes Quellenmaterial. In England finden sich in Lincoln County aus der Zeit zwischen 1520 und

1750 etwa 75.000 Inventare (Barley 1961: 39, vgl. Steer 1950). Die Ausbeutung des Materials der Inventare wird bereits in zahlreichen Werkstätten der europäischen ethnologischen Forschung betrieben (vgl. Tardieu 1964, Bringéus 1969, Bentzien 1973, Barley 1961, Sauer mann 1971/72, Gaál 1969, Roth 1977), jedoch meist, um das Aufkommen und die Verbreitung von einzelnen Erscheinungen zu rekonstruieren. Soweit ich weiß, sind keine systematischen Versuche unternommen worden, die Strukturen der gegenständlichen Ausrüstungen zu vergleichen.

Um die Möglichkeiten auf diesem Gebiet anzudeuten, möchte ich zwei skizzenhafte Beispiele, zwei Diagramme vorlegen. Das eine beruht auf Angaben von Frederik Le Play, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Monographien dörflicher und städtischer Arbeiterfamilien aus mehreren europäischen Ländern zusammenstellte. Dabei brachte er auch Inventare der gegenständlichen Ausrüstung (Le Play 1877/78) und teilte die Werte der einzelnen Posten einheitlich in französischer Währung mit. Das vorgelegte Diagramm (s. Abb. 2) zeigt die Zusammensetzung der gegenständlichen Ausrüstung von sechs unter dörflichen Umständen lebenden, selbständig wirtschaftenden, im eigenen Haus wohnenden Familien, nach vier Hauptkategorien geordnet und bringt diese Werte in ein Verhältnis zu dem Gesamtwert ihres Hauses und sonstiger Immobilien, ihrer Tiere und Wirtschaftsgeräte und ihres Bargeldes. Es ist mir hier nicht möglich, auf die weitere Analyse von Le Plays nuancierter angegebenen Inventaren einzugehen, auf die Frage, wieweit der unterschiedliche Kaufwert des Francs in den einzelnen europäischen Regionen die Wertverhältnisse verzerrte.

Das andere Beispiel (s. Abb. 3) bezieht sich auf die von Oscar Lewis beschriebenen vierzehn armen mexikanischen Familien (Lewis 1970). Das Diagramm, ebenfalls nach vier Kategorien geordnet, stellt mit den dem Wert der Gegenstände entsprechenden Flächen die Zusammensetzung der Ausrüstungen dar. Es handelt sich um annähernd gleich arme Leute, die alle in je einem fensterlosen Zimmer wohnen. Dennoch weist das Ausmaß und der Wert ihrer Ausrüstung größere Unterschiede auf als der Unterschied ihres Einkommens. Sehr charakteristisch ist auch die verschiedenartige Zusammensetzung der labilen Ausrüstungen, eine auf-

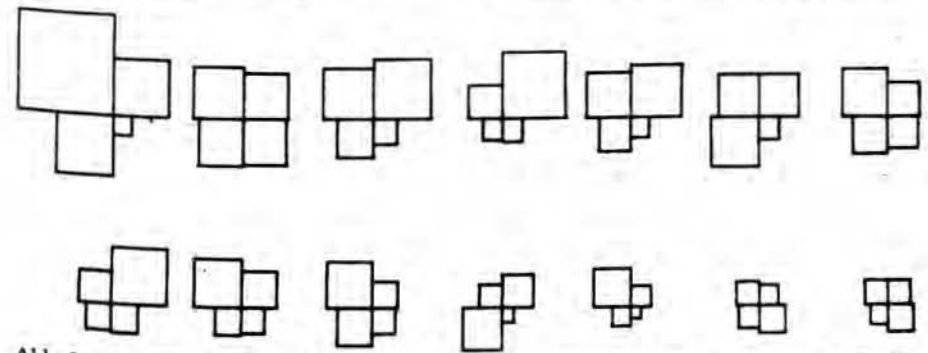


Abb. 3. Zusammensetzung der gegenständlichen Ausrüstung von vierzehn armen Familien in einem Elendsviertel von Mexico City (nach Angaben von Oscar Lewis 1970). Die vier Gegenstandskategorien: oben links Möbel und Bettzeug, oben rechts Kleidung und Schmuck, unten links Haushaltsgeräte und Geschirr, Arbeitsgeräte, unten rechts Wohnungsschmuck, religiöse Gegenstände, Spielzeug, Pflanzen. Zusammengestellt nach der Reihenfolge des Gesamtwertes. Die Flächen entsprechen den von Lewis in Dollars angegebenen Werten der einzelnen Kategorien.

fallend große Variabilität. Als Gegenbeispiel sei auf die in Zeit und Raum große Stabilität der Ausrüstung westfälischer Bauern im 18. Jahrhundert verwiesen (Müller 1977).

Es liegt auf der Hand, im unterschiedlichen Aufbau der Sachgruppen den Niederschlag unterschiedlicher Wertsysteme, gesellschaftlicher Attitüden und Bestrebungen zu erblicken. Man kann sagen, die Sachpopulationen von verschiedener Struktur seien durch verschiedene Lebensformen bedingt. Was nun den Begriff Lebensform oder Lebensweise betrifft, können wir mit Recht Vorbehalte geltend machen. Weder in der Soziologie noch in der Volkskunde hat der Begriff eine einheitliche Deutung, er ist viel zu komplex, immerhin aber dazu geeignet, fühlbar zu machen, daß der Sachbestand einer Gesellschaft und dessen Zusammensetzung stark mit ihrer Verhaltensweise, ihrer Ideologie und Vorstellung vom "guten Leben" zusammenhängt.

Max Weber wies darauf hin, daß von der Klassenstellung, die der Mensch innerhalb der gesellschaftlichen Struktur einnimmt, die Position, die er in dem symbolischen Beziehungssystem, in der Hierarchie der Wertschätzung und des Prestiges innehat, zu unterscheiden ist. Letzteres d.h. die Standeszugehörigkeit hängt weniger mit dem Verfügungsrecht über die Dinge zusammen als mit der Art ihres Gebrauchs, den Grundsätzen des Konsums, dem Lebensstil (Weber 1956: 678-689, vgl. Bourdieu 1974). Klasse und Stand sind nicht zwangsläufig gleich. In gewissen historischen Situationen kann darüber entschieden werden, ob man den wirtschaftlichen oder den symbolischen Aspekten den Vorzug gibt. So kann sich ein und dieselbe Klasse in verschiedene Standesgruppen gliedern, andererseits kann dieselbe Standesgruppe Personen von unterschiedlicher Klassensituation enthalten. In der Gesellschaft kann es – abgesehen von der Klassenstruktur – mehr oder weniger unterschiedliche Strukturen der Lebensform geben, und in der Geschichte kann neben der Bewegung der Klassen die Dynamik der Gestaltung der Standesgruppen erforscht werden. Die Lebensformen sind mit den Standesgruppen verbunden und die unterschiedlichen Systeme der Gegenstände sind somit zum Nachweis der Gliederung und Wandel der Standesgruppen geeignet.

Von den charakteristischen Ansammlungen der Gegenstände, von den gegenständlichen Milieus, läßt sich auf die Struktur und Bewegung der Gesellschaft in zwei Stufen schließen. Die Ausrüstung mit Gegenständen einzelner sozialer Gruppen verrät zunächst ihre Lebensweise, zeigt die Statusgruppe (den Stand) an, zu der sie gehören. Danach können wir als nächste Stufe ihre Klassenposition ermitteln. Es kann sein, daß das eine mit dem anderen übereinstimmt, aber sie können differieren. Wenn sie differieren, läßt sich aus den Verschiedenheiten auf Umschichtungsprozesse, auf soziale Bewegungen folgern. Im Abstieg begriffene Gruppen wahren den Schein ihrer früheren Autorität, aufsteigende Gruppen versuchen, ihre Ansprüche durch die "Eroberung" zusätzlicher Repräsentationsartikel zum Ausdruck zu bringen (vgl. Svensson 1972).

Die ethnographischen Untersuchungen der letzten Jahre haben tiefgreifende Veränderungen in den gegenständlichen Ausrüstungen der vergangenen Jahrhunderte nachgewiesen. Günter Wiegelmann hat zum Beispiel in Nordwestdeutschland für das Ende des 16. und für das 18. Jahrhundert eine rasche Verbreitung neuer aufwendiger Wohngebäude und neuer Prestigegüter festgestellt (Wiegelmann

1976). In der gleichen Zeit vollzog sich auch in England eine "housing revolution". Größere Häuser wurden massenhaft gebaut oder umgebaut, und in diese zogen neue Möbel, neuartiges Bettzeug usw. ein (Barley 1961). Diese Erscheinungen können als infolge der wirtschaftlichen Konjunktur eintretende Innovationswellen untersucht werden (vgl. Ek 1960, Svensson 1972), aber im Hintergrund und in der weiteren Folge kann man wohl soziale Bewegungen, Umschichtungsprozesse vermuten. Die neuen, großen und prächtig eingerichteten ländlichen Häuser können bei einem die Zustände in Deutschland nur oberflächlich kennenden Außenstehenden den Eindruck erwecken, daß dadurch der Unterschied zwischen den begüterten Bauern und den unterbäuerlichen Schichten symbolisch verstärkt wurde im Vergleich zu einem früheren Zustand von ähnlicher Schlichtheit. Die kulturelle Teilung der dörflichen Bevölkerung ist, von Ungarn aus betrachtet, besonders auffallend, da im östlichen Mitteleuropa die gleiche dörfliche Lebensweise – die begüterte und unterbäuerliche Schichten mehr oder weniger zusammenfaßte – noch Jahrhunderte lang bestehen blieb.

Vorzügliche soziologische und historische Analysen zeigen uns die bewußten Anstrengungen einzelner Gruppen, ihre gegenständliche Umwelt zu verändern und dadurch ihre soziale Stellung zu heben (vgl. z.B. Svensson 1969, Paulson 1950-1953, Hanssen o.J., Stoklund 1976, Friis, B. 1976, Srinivas 1966 usw.). Das neue Buch von Gösta Arvastson (1977) zum Beispiel legt dar, wie die dörflichen Pastoren in Südschweden im 18. Jahrhundert Pfarrhäuser neuen Typs bauten, und wie sie diese einrichteten, um ihre privilegierte soziale Stellung erkennen zu lassen. In der im 19. Jahrhundert in Umgestaltung begriffenen Gesellschaft Ungarns kann man sozusagen bei jeder Gruppe Beobachtungen anstellen: Wie war ihre tatsächliche soziale Lage einerseits und welchen Anschein wollten sie sich andererseits geben (mit ihrer Kleidung, mit ihrer Wohnungseinrichtung, ihren Mahlzeiten usw.). Die neueren volkskundlichen Analysen lassen vermuten, daß die Repräsentationsgegenstände der Bauern wie die späte Volkskunst dieser Epoche als ein Versuch erklärt werden können – im Gegensatz zur effektiven Umschichtung – den früheren bäuerlichen Status aufrechtzuerhalten (vgl. Hofer 1973).

Die Untersuchung der typischen gegenständlichen Umwelten gibt uns auch einen Ausgangspunkt, um die zeitgenössische Gesellschaft kennenzulernen. Wieder bringe ich ein Beispiel aus Ungarn. In den letzten dreißig Jahren spielte sich eine weitausholende gesellschaftliche Umschichtung ab. Eine rasche Industrialisierung, in deren Folge der größere Teil der dörflichen Einwohnerschaft heute schon in der Industrie arbeitet, ein großangelegter Wechsel in den führenden und intellektuellen Positionen zugleich, eine Veränderung der Arbeitsverhältnisse der landwirtschaftlichen Bevölkerung durch die Bildung der Produktionsgenossenschaften usw. Die Erfahrungen der vergangenen Jahre zeigten, daß die Lebensweise bei weitem nicht immer mit den Veränderungen der Arbeitsverhältnisse und der Klassensituation zugleich, zumindest nicht in der eingepplanten Weise wechselte. Es handelt sich nicht nur darum, daß einzelne Gruppen Lebensgewohnheiten in ihre veränderte Lage mitnehmen, sondern auch darum, daß sie in ihrer neuen Situation diejenigen Sehnsüchte zu verwirklichen versuchen, die in ihrer Jugendzeit, oder im Leben ihrer Eltern in der damaligen gesellschaftlichen Struktur darauf gerichtet war, die Lebensführung jener Schichten zu erreichen, die seinerzeit unmittelbar über ihnen standen. Sonderbarerweise können auf diese Weise Maßnahmen, die die gesellschaftliche Struktur radikal verändern wollen, dazu beitragen, daß Lebens-

führungsmodelle, die abgeschafft werden sollten, in neuen Positionen wieder aufleben.

Mehrere neuere Unternehmungen zur Erforschung der Lebensweise und der Folgen der gesellschaftlichen Mobilität wählten zu einem der Ausgangspunkte die sachliche Umwelt der Familie und ihre Wünsche zur Erwerbung von Gegenständen. Im verhältnismäßig rückständigen ostungarischen Bezirk Békés richtete sich eine Bestandsaufnahme bei einer aus 2000 Familien bestehenden geschichteten Probe (sample) – außer auf den Wandel des Wirtschaftens, der gesellschaftlichen Beziehungen und Aktivitäten – als drittes großes Thema auf die Sachinventare der Familien, ihre materiellen Lebensumstände. Gerade diese Forschung bewies sehr augenfällig, in welchem hohem Maße zum Beispiel in den Speisegewohnheiten, in den Ambitionen zur Erwerbung von Sachen neben der gegenwärtigen Beschäftigung und Klassensituation der Familien die frühere Position ihrer Eltern und ihrer Jugend ausschlaggebend war. Die Forschung erweiterte sich dadurch in einer späteren Phase auf die Lebensformen der vorangegangenen Generation (Losonczy 1973, 1977).

Eine andere Unternehmung versuchte ausdrücklich, aus der gegenständlichen Umwelt, ausgehend von den verschiedenen Wohnhäusern und ihren Einrichtungen, die Lebensformen und die charakteristische Mobilität verschiedener Schichten in einer Agrarstadt an der Donau zu ermitteln. Von den 60er Jahren an wurden in den Dörfern in großer Zahl von den alten Bauernhäusern abweichende "Würfelhäuser" mit städtischem Aussehen gebaut. Die erwähnte Unternehmung wies nach, daß in diesen Häusern die Angehörigen jener bäuerlichen Schichten, beziehungsweise deren Nachkommen wohnten, die in den vorangegangenen Generationen durch zusätzliche handwerkliche und industrielle Tätigkeiten usw. den aus der bäuerlichen Lebensform hinausführenden Weg gesucht hatten, und für eben diese ist auch heute eine aufwärtsstrebende starke Mobilität charakteristisch; sie schicken z.B. ihre Kinder in auffälliger, den Landesdurchschnitt weit übersteigender Zahl auf höhere Schulen (Tóth 1976, 1977).

Welchen Nutzen können diese auf die gesellschaftlichen Prozesse gerichteten mikroanalytischen Sachuntersuchungen haben? Gegenüber anderen Annäherungsmöglichkeiten haben sie den Vorteil, den A. L. Kroeber so ausdrückte: "Die Gegenstände lassen sich praktisch leichter beobachten, als andere Erscheinungen der Kultur" (Zitat in Kluckhohn/Hill/Kluckhohn 1971: 1).

Was kann eine solche Untersuchung dafür tun, daß das Leben der Gesellschaft und der Einzelnen in ihr besser werde? Sie kann bewußt, greifbar und übersichtlich einige wichtige, die Lebensweise der Menschen bestimmende Mechanismen erfassen und den Menschen die Gelegenheit geben, bewußt Entscheidungen zu treffen, die sie sonst so nicht treffen könnten. Der Leiter der erwähnten Untersuchung im Bezirk Békés bemerkte freilich ziemlich mißmutig, daß gerade diejenigen unteren Schichten sein Buch wahrscheinlich nicht lesen werden, für die es am notwendigsten wäre, um ihre Situation und ihre Möglichkeiten überblicken zu können. Er mag darin recht haben. Für unseren gegenwärtigen Gedankengang ist jedoch wichtig, daß im Wege der gegenständlichen Milieu-Untersuchungen wichtige, auf das Leben der gegenwärtigen Gesellschaft bezügliche Fragen gestellt und beantwortet werden können.

Literatur

- Adams, Marie Jeanne
1973 Structural aspects of village art. in: *American Anthropologist*, Vol. 75, S. 265-279.
- Arnstberg, Karl-Olov
1973 Studiet av teknologi och materiell kultur. Mit Kommentaren von Knut Kolsrud und Nils-Arvid Bringéus. In: *Nord Nytt*, S. 4-35.
- Arvastson, Gösta
1977 Skånska prästgårdar. En etnologisk studie av byggnadsskicket förändring 1680-1824 (Skrifter från Folkliksarkivet i Lund 19.). Lund.
- Barley, M. W.
1961 *The English farmhouse and cottage*. London.
- Baudrillard, Jean
1968 *Le système des objets*. Paris.
1969 *La morale des objets. Fonction-signe et logique de classe*. In: *Communications* No. 13, S. 23-50.
1970 *La société de consommation*. (o.O.)
1972 *Pour une critique de l'économie politique du signe*. Paris.
- Bentzien, Ulrich
1973 Zwei Nachlassverzeichnisse aus Rogendorf bei Zittau (1776, 1779). In: *Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte* S. 168-195.
- Binford, Lewis R.
1964 A consideration of archaeological research design. In: *American Antiquity*, Vol. 29, S. 425-441.
- Bogatyrev, Petr
1971 *The functions of folk costume in Moravian Slovakia*. The Hague - Paris.
- Boudon, Pierre
1969 Sur un statut de l'objet: différer l'objet de l'objet. In: *Communications* No 13, S. 65-87.
- Bourdieu, Pierre
1974 *Klassenstellung und Klassenlage*. In: *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt am Main, S. 42-47.
- Braudel, Fernand
1967 *Civilisation matérielle et capitalisme*. Paris.
- Bringéus, Nils-Arvid
1969 Nachlassverzeichnisse als Quellen für das Studium von Landwirtschaftsgeräten in Südschweden. In: Hansen, Wilhelm (Hg.): *Arbeit und Gerät in volkskundlicher Dokumentation*. Münster. S. 28-36.
1973 s. Arnstberg 1973.
- Brückner, Wolfgang/Deneke, Bernward (Hg.)
1976 *Volkskunde im Museum*. Würzburg.
- Constantine, Mildred/Drexler, Arthur
1966 *The object transformed*. The Museum of Modern Art, New York.
- Damgaard, Ellen/Moustgaard, Poul H.
1970 Et hjem – en familie. En etnologisk punktundersøgelse af et borgerligt københavnsk miljø. (Folklivs Studier 3). Kopenhagen.
- Deneke, Bernward
1971 *Hochzeit*. München.

- Dózsa, Katalin**
1975 Menyasszonyi kelengye a városi rétegeknél 1867-1914 között (Die Aussteuer der Braut bei verschiedenen Schichten der städtischen Bevölkerung, 1867-1914). In: *Folia Historica* Vol. 3. S. 89-107.
- Ek, Sven B.**
1960 Economic Booms, Innovations and the Popular Culture. In: *Economy and History* Vol. 3. S. 3-37.
- Erixon, Sigurd**
1941 Volkskunst und Kunstkultur. In: *Volkswerk*. S. 36-49.
- Fél, Edit**
1941 Kocs 1936-ban. Nép rajzi monográfia [Das Dorf Kocs im Jahre 1936, eine ethnographische Monographie]. Budapest.
- Fél, Edit/Hofer, Tamás**
1965 Über monographisches Sammeln volkskundlicher Objekte. In: *Festschrift Alfred Bühler*. Basel. S. 77-92.
1969a Das Ordnungsgefüge bäuerlicher Gegenstände am Beispiel der Aussteuer in Kalotaszentkirály (Siebenbürgen). In: *Kontakte und Grenzen, Festschrift für Gerhard Heilfurth*. Göttingen. S. 367-384.
1969b Proper peasants. Traditional life in a Hungarian village. Chicago.
1972 Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt. Eine ethnographische Untersuchung über das ungarische Dorf Átány. Göttingen.
1974 Geräte der Átányer Bauern. Kopenhagen-Budapest.
- Foster, George M.**
1960 Life-expectancy of utilitarian pottery in Tzintzuntzan, Michoacan, Mexico. In: *American Antiquity* Vol. 25. S. 606-609.
- Francastel, Pierre**
1956 Art et technique. Paris.
- Friis, Birte**
1976 Det urbaniserede bondehjem. In: *Arv och eje*. S. 101-120.
- Friis, Lars**
1974 Sparsommelighed i hus og hjem. in: *Arv och eje*. S. 21-40.
- Gáál, Károly**
1969 Zum bäuerlichen Gerätebestand im 19. und 20. Jahrhundert. Wien.
- Gabus, Jean**
1975 L'objet témoin. Les références d'une civilisation par l'objet. Neuchatel.
- Hanssen, Börje**
o.J. The ecological history of a Swedish town. Life and labor in Strängnäs during 1000 years. (Unveröffentlichtes Manuskript).
- Haug, Wolfgang Fritz**
1971 Kritik der Warenästhetik. Frankfurt am Main.
- Hofer, Tamás**
1973 Phasen des Wandels im östlichen Mitteleuropa im Lichte kulturanthropologischer Theorien. In: Wiegmann, Günter (Hg.): *Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert*. Göttingen. S. 251-264.
- Juhász, Antal**
1974- A parasztság tárgyi ellátottsága [Die Versorgung der Bauernschaft mit Gegenständen]. in: *A Móra Ferenc Múzeum Évkönyve*, Szeged. S. 105-167.
- Kepes, György (ed.)**
1966 The man-made object. Vision + Value Series. New York.

- Kluckhohn, Clyde/Hill, W. W./Kluckhohn, Lucy Wales**
1971 Navaho material culture. Cambridge, Mass.
- Köstin, Konrad**
1973 Relikte. Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. In: *Kieler Blätter zur Volkskunde*. Bd. V. S. 135-157.
- Kresz, Mária**
1954 Évszámok hódmezővásárhelyi cserépedények a Néprajzi Múzeumban [Datierter Tongefäße aus Hódmezővásárhely im Ethnographischen Museum, Budapest]. Bd. XXXVI. S. 127-148.
1968 A magyar népművészet felfedezése [Die Entdeckung der ungarischen Volkskunst]. *Ethnographia*, Bd. LXXIX, S. 1-36.
- Kolsrud, Knut**
1973 S. Arnstberg 1973.
- Kubler, George**
1965 The shape of time. Remarks on the history of things. 3. ed. New Haven and London.
- Lefebvre, Henri**
1948, Critique de la vie quotidienne. Vol. I-II. Paris.
1961
- Lehnemann, Wingolf**
1973 Konjunktur und Prestigeobjekte im 18. Jahrhundert am Niederrhein. In: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde*, Bd. 20, S. 11-24.
- Le Play, Frédéric**
1877/ Les ouvriers européens. 2. ed. Vol. I-VI. Paris.
1878
- Leroi-Gourhan, André**
1941 L'Homme et la matière. Paris.
1943 Milieu et techniques. Paris.
- Lewis, Oscar**
1970 The possessions of the poor. In: *Anthropological essays*. New York. S. 441-460.
- Losonczy, Agnes**
1973 Az életmódról. Az anyagi feltételek, a mindennapi aktivitás és az emberi együttélés kérdései [Über die Lebensweise. Fragen der materiellen Voraussetzungen, der alltäglichen Aktivität und des menschlichen Zusammenlebens]. Budapest.
1977 Az életmódról az időben, a tárgyokban és az értékekben [Über die Lebensweise, aus drei Aspekten: das Haushalten mit der Zeit, die Gegenstände, die Werte]. Budapest.
- Löffler, Peter**
1977 Inventare. Historische Entwicklung und rechtliche Grundlagen. In: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde*, Bd. 23, S. 120-131.
- Lustig-Arecco, Vera**
1975 Technology. Strategies for survival. New York, Basic Anthropology Units.
- Mager, Marcel**
1953 Guide d'étude directe des comportements culturels. Paris.
- Marzio, Peter C. (ed.)**
1976 A nation of nations. The people who came to America as seen through objects and documents exhibited at the Smithsonian Institution. New York.
- Mérei, Ferenc**
1975 Az utalás – az élményközösség szemiotikai többlete [Der Hinweis – der semiotische Zusatz in Erfahrungsgemeinschaften]. In: Voigt, Vilmos; Szépe, György, Szerdahelyi, István (Hg.): *Jel és közösség. Szemiotikai tanulmánygyűjtemény* [Zeichen und Gemeinschaft. Semiotische Studien]. Budapest. S. 145 – 170.

- Moles, Abraham A.**
1969a *Objet et communication*. In: *Communications* No 13. S. 1 – 21.
1969b *Théorie de la complexité et civilisation industrielle. Notes sur l'application du concept de complexité à la théorie des objets*. In: *Communications* No. 13. S. 51–63.
- Moles, Abraham A./Wahl, Eberhard**
1969 *Kitsch et objets*. In: *Communications* No 13. S. 150 – 129.
- Morin, Violette**
1969 *L'objet biographique*. In: *Communications* No. 13. S. 131 – 139.
- Müller, Helmut**
1977 *Die Ausstattung der Höfe des Sand- und Kleimünsterlandes von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis um 1800*. In: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde*, Jg. 23. S. 132 – 141.
- Oswalt, W. H.**
1976 *An anthropological analysis of food-getting technology*. New York.
- Paulson, Gregor**
1950 *Svensk stad. I – III*. Stockholm.
1953
- Plog, Fred T.**
1975 *Systemstheory in archaeological research*. In: *Annual Review of Anthropology*, S. 207 – 224.
- Rheims, Maurice**
1960 *La vie étrange des objets*. Paris.
- Roth, Klaus**
1977 *Westfälische Archivalien im Forschungsprojekt "Diffusion städtisch-bürgerlicher Kultur im 17. bis 20. Jahrhundert"*. In: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde*, Jg. 23, S. 306 – 308.
- Saueremann, Dietmar**
1971 *Bäuerliche Brautschätze in Westfalen*. In: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde*, Jg. 18 – 19. S. 103 – 153.
- Schiffer, Michael B.**
1972 *Archaeological context and systemic context*. In: *American Antiquity*, Vol. 37. S. 156 – 165.
- Srinivas, M. N.**
1966 *A note on sanskritization and westernization*. In: Bendix, Reinhard and Lipset, Seymour Martin (eds.): *Class, status and power. Social stratification in comparative perspective*. (2. ed.) London. S. 402 – 405.
- Steensberg, Axel/Østergaard Christensen, J.L.**
1974 *Store Valby. Historisk-arkæologisk undersøgelse af en nedlagt landsby på Sjælland, I – III*. København.
- Steer, F. W.**
1950 *Farm and cottage inventories of Mid-Essex, 1635 – 1749*. London.
- Stoklund, Bjarne**
1976 *Signalelement af en epoke*. In: *Arv og eje*, S. 5 – 26.
- Svensson, Sigfrid**
1969 *Bygd och yttvärld. Studier över förhållandet mellan nyheter och tradition*. (2. Aufl.) Stockholm.
1972 *On the concept of cultural fixation (with comments)*. In: *Ethnologia Europaea* Vol. 6, S. 129 – 156.

- Tardieu, Suzanne**
1950 *Meubles régionaux* daté. Paris.
1964 *La vie domestique dans le Mâconnais rural préindustriel*. Paris.
- Tóth Zoltán**
1976 *Egy életforma felbomlása. A székszárdi kockaházak társadalmi 1972-ben [Die Auflösung einer Lebensweise. Die Gesellschaft der Würfelhäuser in Szekszárd, im Jahre 1972]*. In: *Valbság*, Jg. XIX, No. 4, S. 74 – 84.
1977 *Schizler Károly kádármeister Szekszárdon. Egy kisvárosi mesterember gazdasági-társadalmi viszonyai a századfordulón [Károly Schizler Fassbindermeister in Szekszárd. Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse eines kleinstädtischen Handwerkers um die Jahrhundertwende]*. In: *Agrártörténeti Szemle*, Jg. XIX. S. 199 – 218.
- Turner, Victor**
1975 *Symbolic studies*. In: *Annual Review of Anthropology*, S. 145 – 161.
- Weber, Max**
1956 *Wirtschaft und Gesellschaft*. Studienausgabe. Köln-Berlin.
- Weber-Kellemann, Ingeborg**
1973 *Soziale Strukturen und ihre museale Darstellung (unter Mitarbeit von Birgit Böth)*. In: *Festschrift für Robert Wildhaber*, Basel. S. 703 – 711.
- Wiegelmann, Günter**
1976 *Novationsphasen der ländlichen Sachkultur Nordwestdeutschlands seit 1500*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* Jg. 72, S. 177 – 200.
- Winner, Irene Portis and Winner, Thomas G.**
1976 *The semiotics of cultural texts*. In: *Semiotica* Vol. 18. No. 2. S. 101 – 156.

Wandel und soziale Unterschiede im ländlichen Wohninventar des 19. Jahrhunderts

Das Beispiel Greene

RUTH-E. MOHRMANN

Wer sich in Richard Andrees "Braunschweiger Volkskunde" über ländliches – und das heißt für Andree bäuerliches – Wohnen im Braunschweiger Land informieren will, der sucht in der 1. Auflage hiernach noch vergebens. Erst die erweiterte zweite Auflage von 1901 bietet einige knappe Darlegungen über die "Wohnräume im Sachsenhause" und ihre Einrichtungen. Andree schreibt hier über die Stuben im Braunschweiger Bauernhaus u.a. folgendes:

"In der äußersten Ecke der Stube steht der Tisch, viereckig, fest aus Eichenholz gezimmert, die senkrechten, einfachen Füße unten durch Querleisten verbunden. An den zwei Wandseiten verläuft um den Tisch eine Bank. Über dem Tische an der Wand findet man noch kleine Lederbehälter, in welchem Messer und Gabeln stecken, Einfache Holzstühle . . . An den Wänden verschiedene Borte, worauf Bibel und Gesangbuch, Krüge, Lampen und allerlei Hausrat stehen, Dazu ein Schrank (schap), eine Wiege – wie der Platz reicht. Ferner einige bunte Lithographien oder Photographien von Familienangehörigen (meist Soldaten), ein Bild des Kaisers und des letzten Herzogs. Auf den Bänken der sehr niedrigen, nach dem Garten hinausgehenden Fenster hier und da einige Blumen. Der Dielenboden ist mit Sand gestreut. Geschmack sucht man vergebens in diesen bei enggeschlossenen Fenstern mit dumpfer Luft erfüllten Räumen; Reinlichkeit und Ordnung lassen sehr zu wünschen übrig und im Winter findet man gar neben der Kinderschar noch Hühner in diesen Stuben, in welchen gegessen und alle häuslichen Verrichtungen gemacht werden" (Andree 1901: 190f.).

Dieses idealtypische Bild bäuerlichen Wohnens, wie es sich in ähnlicher Form in zahlreichen volkskundlichen Darstellungen finden läßt, entsprach jedoch keineswegs der Realität, sondern lediglich gängigen Klischeevorstellungen einer idealisierenden Bauernromantik. Die Wirklichkeit bäuerlichen Wohnens, wie sie Andree schon seit seiner Jugend und erst recht am Ende des 19. Jahrhunderts im Braunschweiger Land vorgefunden haben muß, sah wesentlich anders aus.

Ein Inventar aus dem Jahre 1896, dem Erscheinungsjahr der 1. Auflage von Andrees "Braunschweiger Volkskunde", mag diese Andersartigkeit kurz verdeutlichen. Ein Angehöriger der untersten bäuerlichen Hofklasse, ein Kleinköter aus Greene, hinterließ nach seinem Tode seiner Witwe und seinen vier Kindern einen Gesamtnachlaß im Werte von ca. 45 000 Mark. Teuerste Einrichtungsgegenstände seiner Wohnstube waren ein Sofa und eine Kommode, deren Wert den des übrigen Stubenmobiliars um mehr als die Hälfte überstieg. Zwei Eßtische und ein Nähtisch, 5 Stühle, 2 Bänke, Steh- und Hängelampe sowie Spiegel und Wanduhr komplettierten diesen Raum. Sparsamer, doch wesentlich kostbarer war die sogenannte "beste Stube" möbliert: Sofa und Sofatisch, Rohrstühle und Spiegelkommode sowie Bilder, Uhr und Spiegel bildeten das Inventar dieses Repräsen-

tationsraumes (Nds. Staatsarchiv in Wolfenbüttel (zit.: StA Wf) 40 Neu 6 Fb. 3 vorl. Nr. 1177).

Sicher ist es heute keine Schwierigkeit mehr, ältere volkskundliche Ansätze zu falsifizieren, und allein hieraus können diese Ausführungen ihre Rechtfertigung nicht beziehen. Vielmehr müssen der thematische und methodische Ansatz in sich selbst schlüssig sein und von dorthier gerechtfertigt erscheinen.

Den Wandel kultureller Sachgüter im ländlichen Lebensbereich zu untersuchen, heißt, Innovations- und Diffusionsprozesse im geographischen, zeitlichen und sozialen Raum zu erforschen. Frühestes Auftreten ausgewählter Indikatoren, ihre allmähliche Ausbreitung und Rezeption durch breite Bevölkerungskreise sind in ihren Ursachen und Bedingungen, ihrem Ablauf und ihren Phasen zu erfassen, um schließlich zu Periodisierungen zu gelangen und die strukturellen Konstellationen zu klären. Die Untersuchung dieser historischen Prozesse muß zunächst auf kleinräumige Gebiete beschränkt bleiben, da, wie sich inzwischen gezeigt hat, ein sehr großes Quellenmaterial zu diesem Problemkreis in den Archiven ruht (Roth 1977: 306 ff.; ders. 1978).

Denn ländliches Wohninventar ist nicht nur in einer Vielzahl von Objekten vorhanden und läßt sich von dorthier in Sachgutdokumentationen erschließen. Vielmehr harren teilweise massenhaft vorhandene Nachlaßinventare noch immer der Auswertung, die die anhand der Objektdokumentationen gewonnenen Erkenntnisse vertiefen und auf neue Grundlagen stellen können.

Das Untersuchungsgebiet des ehemaligen braunschweigischen Amtes Greene bot sich für eine Voruntersuchung an, da hierfür im Niedersächsischen Staatsarchiv in Wolfenbüttel eine relativ enge Belegdichte der Quellen vorliegt. Allerdings ist die Quellenlage keineswegs befriedigend, da die unterschiedliche Provenienz und zeitliche Streuung statistisch-quantifizierende Auswertungen nur für begrenzte Zeiträume erlauben und auch diese Verbindlichkeitscharakter nicht beanspruchen können.

Die Quellengrundlage bilden zum einen Brautschatzverschreibungen aus bäuerlichen Ehestiftungen, von denen für die Jahrzehnte 1810 – 1880 insgesamt 124 vorliegen (StA Wf 47 Neu 6 Nr. 392 – 402, 442 – 445; 40 Neu 6 Fb. 3 vorl. Nr. 66, 253, 296, 590, 591, 3274). Da die Brautschätze zum einen nur Teile des Mobiliars verzeichnen, zum anderen aber das mutmaßliche Stichjahr der Anschaffung benennen, empfahl sich eine getrennte Auswertung dieser Quellen und der Hauptgruppe der Nachlaßinventare. Denn diese bieten in der Regel zwar eine detaillierte Aufschlüsselung des gesamten Nachlasses, sagen jedoch über den Anschaffungszeitpunkt nichts Sicheres aus. Lediglich das Vorhandensein der einzelnen Sachgüter beim Todesfall ist dokumentierbar.

Von den Nachlaßverzeichnissen liegen für das Amt Greene derzeit für die Jahre 1810 bis kurz nach 1900 310 Inventare vor, von denen allerdings über 80% den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts entstammen (StA Wf 40 Neu 6 Fb. 2 vorl. Nr. 30 – 116, Fb. 3 vorl. Nr. 896 ff.). Es handelt sich hierbei zum einen um Inventare, die zum Zweck der Erhebung von Erbschaftssteuer gerichtlicherseits erstellt worden sind, zum anderen um Nachlaßverzeichnisse, die aus Anlaß

einer Vormundschaft für minderjährige Kinder ebenfalls von Seiten des Gerichtes aufgenommen worden sind. Diese letzte und umfangreichste Quellengruppe, der aufgrund ihrer Ausführlichkeit und Gleichförmigkeit die größte Aussagekraft zukommt, beginnt allerdings erst in den Jahren nach 1870, reicht dagegen jedoch mit weiteren hunderten von Inventaren bis in die 30er Jahre dieses Jahrhunderts.

Das ehemalige Amt Greene im heutigen Landkreis Gandersheim mit insgesamt 17 Gemeinden gehörte innerhalb des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel zu den ärmeren Regionen. Im Gegensatz zu den reichen Ämtern im Schwarzerdegebiet des Harzvorlandes verfügte das Amt Greene über relativ kargen Boden und zumeist recht kleine Hofstellen (Hassel/Bege 1, 1802: 119f.). Städtische Einflüsse sind anscheinend sowohl von der jenseits des Leinetales liegenden Kreisstadt Gandersheim als auch von den nördlich bzw. südlich der Amtsgrenzen liegenden hannoverschen bzw. preußischen Städten Alfeld und Einbeck rezipiert worden. Zwei Orte dieses Amtes werden im folgenden vorrangig angesprochen, und zwar der Amtssitz Greene selbst und der ca. 15 km nordwestlich gelegene Flecken Delligsen.

Der Marktflecken Greene hat im Gegensatz zu Delligsen eine relativ stark geschichtete Sozialstruktur. Zwar sind die beiden oberen Hofklassen der Ackerleute und Halbspänner in Greene nicht vertreten, doch ist aufgrund seiner Funktion als Amtssitz und eines der größten Dominalgüter des Herzogtums ein relativ breit gefächertes Spektrum sozialer Gruppen auszumachen. Einen nicht unbedeutenden Bevölkerungsanteil hatten am Ende des 19. Jahrhunderts Bahnarbeiter, die im nahegelegenen Kreiensen ihren Arbeitsplatz fanden (Lehmann 1976: 7 ff. mit weiterer Literatur).

Ein völlig anderes Bild bietet dagegen der Flecken Delligsen an der Grenze zum Kreis Holzminden (Reuter 1950; Kleinau 1967: 127, 446 f.). Innerhalb des Herzogtums gehört Delligsen zu den am frühesten industrialisierten Orten. Schon 1691 war hier eine Papiermühle erbaut worden, die sich im 19. Jahrhundert zu einer gut florierenden Papierfabrik entwickelte. Bedeutungsvoller war jedoch die 1735 erfolgte Gründung der Carlshütte, einer herzoglichen Eisen- und Hammerhütte.

| | Greene | Delligsen (mit Carlshütte) |
|------|--------|-------------------------------|
| 1799 | 775 | 873 |
| 1823 | 1032 | 1185 |
| 1858 | 1433 | 1393 |
| 1885 | 1274 | 1812 |
| 1905 | 1386 | 2153 |
| 1939 | 1414 | 2324 |

(Quelle: H. Kleinau, Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig, 2 Bde., 1967/68)

Abb. 1 Einwohnerzahlen der Ortschaften Greene und Delligsen (mit Carlshütte)

te, die 1846 in Familienbesitz übergang. Im 19. Jahrhundert gelangten die Hüttenwerke zu einer weit über die Landesgrenzen hinausreichenden Bedeutung. Das wirtschaftliche Wachstum Delligsens drückte sich nicht zuletzt im Anwachsen der Bevölkerungszahl aus (s. Abb. 1).

In den 90er Jahren machten sich jedoch die fehlende Eisenbahnbindung und der wachsende Konkurrenzdruck immer deutlicher bemerkbar, so daß 1895 der Hochofen stillgelegt werden mußte und Anfang des 20. Jahrhunderts nach einem Konkurs die Umwandlung in eine Maschinen- und Herdfabrik erfolgte. Die Bevölkerungsstruktur der Gemeinde Delligsen war aufgrund der starken Industrialisierung des 19. Jahrhunderts entscheidend von den Industriearbeitern geprägt – eine Dominanz, die sich auch in den Inventaren Delligsens niedergeschlagen hat (s. Abb. 2).

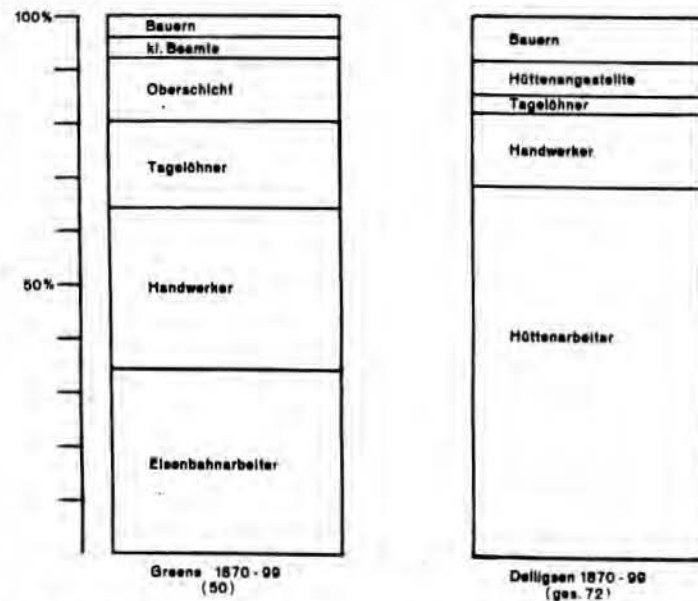


Abb. 2 Sozialschichten der Inventare 1870-1899. Greene und Delligsen

Versucht man zunächst, den Wandlungsprozeß im ländlichen Wohninventar des Amtes Greene abzuklären, so ist es naheliegend, als erstes die bäuerlichen Ehestiftungen heranzuziehen, da diese – im Gegensatz zu den post mortem erstellten Inventaren – Wandlungsvorgänge am frühesten anzeigen müßten. Allerdings sind auch hierbei einige Vorbehalte zu machen. So unterliegt zum einen die Zusammensetzung der bäuerlichen Mitgiften relativ festen Normen, die sich, wie Dietmar Sauer mann für Westfalen gezeigt hat, über Generationen hinweg erhalten können (Sauer mann 1971/72: 144). Quellenausdrücke wie die, daß der Brautwagen dem Stande der Braut gemäß oder ortsüblich bestückt sein soll, sind weitere Hinweise für die verlangte Normkonformität. Novationen in den bäuerlichen Mitgiften lassen deshalb erwarten, daß diese neu auf den Brautwagen aufgenommenen Möbelstücke schon einen gewissen Bekanntheits- und Verbreitungsgrad innerhalb der bäuerlichen Bevölkerung besaßen.

Auf der anderen Seite ist jedoch das Auftauchen von Novationen in den Mitgiften noch kein eindeutiger Hinweis auf das tatsächliche Vorhandensein dieser Gegenstände, da die festgesetzten Mitgiften der abziehenden Erben die Leistungskraft der Höfe oft übersteigen und deshalb häufig nur teilweise abgetragen worden sind. So konnte z.B. für das 18. Jahrhundert für ein relativ kleines Gebiet, den Gerichtsbezirk des Klosters Riddagshausen, festgestellt werden, daß von den Ehestiftungen, die innerhalb von ca. 30 Jahren dort errichtet worden waren, fast 60% der Mitgiften noch nicht voll ausgezahlt worden waren (Mohr mann 1978). Mögen diese Mitgiftsteile auch eher die Barabfindung und das abzutretende Vieh als kostspieligste Bestandteile der Aussteuern betreffen, so ist dennoch auch bei dem Mobilienbestand der Brautschatzverschreibungen in Rechnung zu stellen, daß sie in einigen Fällen eher das Wollen und Wünschen als die tatsächliche Realität dokumentieren.

Der in fast allen bäuerlichen Brautschatzverzeichnissen des Amtes Greene im 19. Jahrhundert enthaltene Mobilienbestand umfaßt zunächst vor allem Kleider- und Eßschrank, Koffer, Betten, Tisch und Stühle. Bei letzteren ist die Angabe von sechs oder mehr gleichartigen Stühlen schon seit Beginn des 19. Jahrhunderts relativ weit verbreitet. Novationen im Mobilienbestand der Brautschätze, die in der ersten Jahrhunderthälfte schon vereinzelt bei Ackerleuten, Halbspännern und Gastwirten begegnen, sind dann vor allem die Kommode und das Sofa, die seit den 50er Jahren als zumeist teuerste Stücke der Mobilienausstattung zum begehrten Repräsentationsobjekt werden (Mohr mann 1978: Abb. 9 und 10).

Neuere Forschungen zu den Novationsphasen des 19. Jahrhunderts im ländlichen Sachgut haben gezeigt, daß in den 40er Jahren die eigenständige ländliche Sachkultur fast überall ausläuft und eine Ausrichtung auf überregional gültige bürgerliche Wohnmuster erfolgt (Wiegelm ann 1976: 179 ff.; Mohr mann 1978). Diese Umbruchphase in der Jahrhundertmitte ist auch in den bäuerlichen Brautschätzen des Amtes Greene trotz der geringen Quellenbasis deutlich zu greifen.

Ein Blick auf die verwendeten Holzarten zeigt jedoch, daß dieser Novationsphase schon in der ersten Jahrhunderthälfte eine Ausrichtung auf das bürgerliche Ideal vorangegangen ist. Neben dem wertvollen Mahagoni und Nußbaum, die von den braunschweigischen Bauern so gut wie gar nicht rezipiert worden sind, haben beim Bürgertum im 19. Jahrhundert bekanntlich Esche sowie in der Blütezeit des Biedermeiers Obstbaumhölzer in besonderer Gunst gestanden. Auch in den Greener Brautschätzen ist das Eschenholz in der zweiten Jahrhunderthälfte Träger der neu adaptierten Möbelformen, hat jedoch neben den Obstbaumhölzern schon in den 30er und 40er Jahren vermehrt Eingang in die bäuerlichen Haushalte gefunden, zumeist in Form von Kleiderschränken und Koffern (Mohr mann 1978: Abb. 11).

Seit den 70er Jahren sind in den Brautschätzen dann vermehrt komplette – zumeist eschen polierte – Stubeneinrichtungen nachweisbar, die ganz offensichtlich das Vorhandensein einer "guten Stube" als reinem Repräsentationsraum voraussetzen. Dies bestätigen auch die Inventare des späten 19. Jahrhunderts, in denen die Mitgift der Witwe ausdrücklich gekennzeichnet ist. Sofern eine "beste Stube" vorhanden oder zumindest aus dem Mobilienbestand zu erschließen ist, ist das Mobilien dieser Räume auch zumeist als Eigentum der Witwe ausgewiesen.

Während man den Mobilienbestand der Brautschatzverschreibungen aus den o.a. Gründen als Sollbestand klassifizieren muß, bieten die vorhandenen Nachlaßinventare den tatsächlichen Istbestand. Für die Beobachtung der Wandlungstendenzen kommt hierbei jedoch erschwerend hinzu, daß das Stichjahr der Anschaffung in den seltensten Fällen exakt angegeben werden kann. Das Jahr des Eheschlusses wie auch das Alter der Erblasser ist nur selten den Quellen zu entnehmen. Lediglich aus der Anzahl und dem Alter der Kinder kann das Heiratsjahr annäherungsweise erschlossen werden, das allerdings durchaus nicht immer mit dem Anschaffungsjahr gleichgesetzt werden kann.

Daß diese Frage bei der Interpretation der Quellenbefunde ein Problem darstellt, macht ein Blick auf die Indikatoren Sofa und Kommode deutlich, die bei den Brautschätzen den Novationsschub nach 1850 besonders eindrücklich belegten (s. Abb. 3).

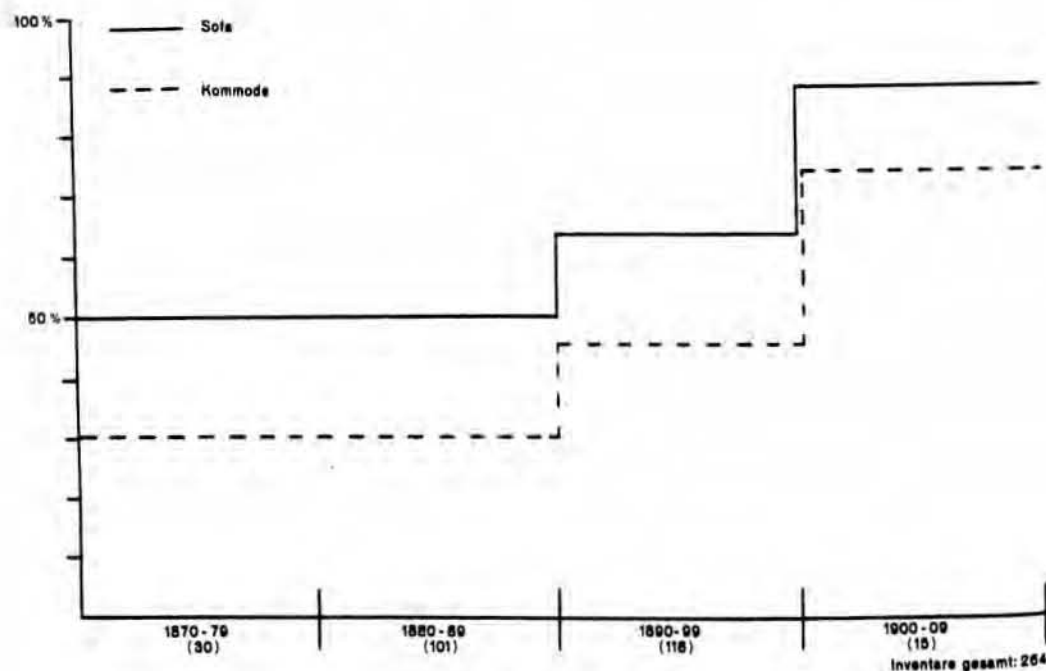


Abb. 3 Die Novationen Sofa und Kommode im Amt Greene

Zwar wird deutlich, daß bis zum Ende der 80er Jahre Sofa und Kommode durchaus schon einen wichtigen Faktor ländlichen Wohnens darstellten, doch dürften sie hiernach den Sättigungsgrad ihrer Innovationskurve wahrscheinlich erst nach der Jahrhundertwende erreicht haben. Ist man jedoch bereit, bei den Nachlaßinventaren zeitlich eine Spanne von ca. 20 Jahren zurückzugehen, um dem mutmaßlichen Anschaffungszeitpunkt nahezukommen, so nähern sich die beiden Innovationskurven aufgrund der Brautschatzverzeichnisse und der Nachlaßinventare weitgehend an.

Anzumerken ist jedoch, daß die Kurven nicht nur aufgrund der unterschiedlichen Quellenart und Belegdichte nur bedingt vergleichbar sind, sondern auch ein gewichtiger weiterer Grund ihre Vergleichbarkeit erschwert. Denn während die Innovationskurven aufgrund der Brautschatzverzeichnisse bis auf wenige Ausnahmen aus den 60er und 70er Jahren ausschließlich die bäuerliche Bevölkerung repräsentieren, ist für die Nachlaßverzeichnisse das Spektrum der sozialen Herkunft der Nachlaßgeber sehr viel breiter (s. Abb. 4).



Abb. 4 Sozialschichten der Inventare 1870-1899. Amt Greene gesamt

Die naheliegende Vermutung, daß der hohe Anteil der Industriearbeiter und Tagelöhner die unterschiedlichen Verläufe der Kurven bewirkt, ist allerdings, wie noch zu zeigen sein wird, falsch.

Die Frage, in welcher Weise sich die Wandlungsvorgänge im ländlichen Wohninventar außerdem manifestierten, soll im folgenden für die beiden oben schon näher charakterisierten Orte Greene und Delligsen untersucht werden. Für die Frage des Altmobiliars ist auch das Pfarrdorf Naensen herangezogen worden, das zwar seit 1865 über einen eigenen Bahnanschluß verfügte, aber dennoch bis zum Ende des Jahrhunderts ein agrarisch geprägtes Bauerndorf mit rückläufiger Einwohnerzahl blieb. Mit 6 Acker- und 4 Halbspännerhöfen besaß Naensen innerhalb des Amtes den prozentual größten Anteil der oberen Hofklassen (Kleinau 1968: 413).

Es überrascht deshalb nicht, gerade in dem im Gegensatz zu Greene und Delligsen nicht industrialisierten Naensen den prozentual höchsten Anteil an Altmobiliar vorzufinden. Als Indikatoren wurden hierfür die Bank, das Tellerbört, die Kasten-

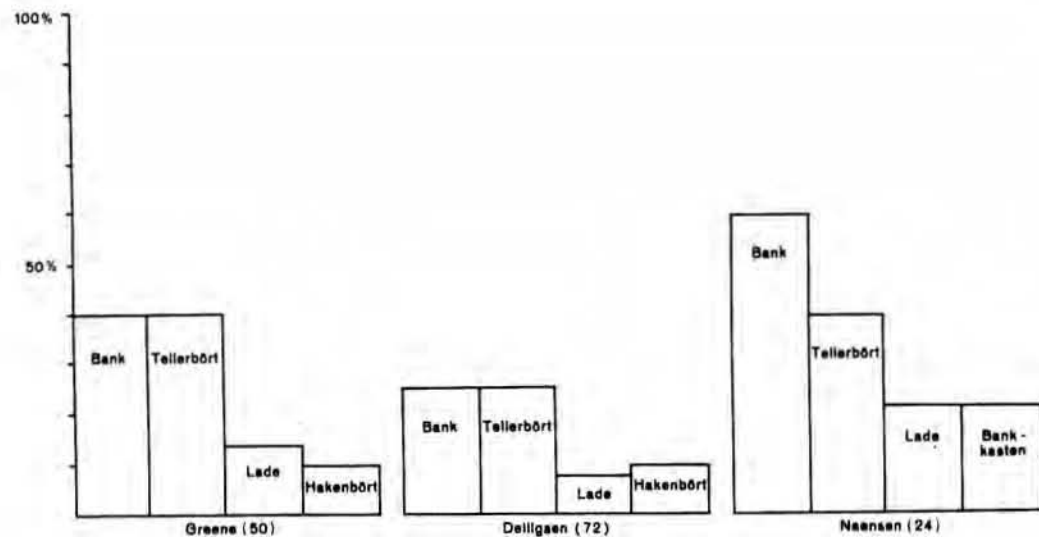


Abb. 5 Altmobiliar 1870-1899

truhe – im Braunschweigischen Lade genannt –, sowie das Hakenbört bzw. Kleiderriechel und der Bankkasten ausgewählt (s. Abb. 5).

Aufschlußreich ist hierbei besonders das Auftreten des Bankkastens, der in sämtlichen bisherigen Greener Quellen lediglich zehnmal nachweisbar ist, worunter jedoch allein sechs Naenser Belege sind. Eine schichtenspezifische Zugehörigkeit ist hierbei nicht auszumachen, da sowohl Ackerleute mit einem Gesamtvermögen von knapp 100 000 Mark als auch Handwerker, Bahnarbeiter und Lumpensammler als Besitzer dieses Möbelstückes auftreten. Die relativ homogene Bevölkerungs- und Wirtschaftsstruktur Naensens im 19. Jahrhundert dürfte nicht zuletzt ein Grund für diese recht hohe Verbreitung von Möbelformen sein, die andernorts schon sehr viel stärker durch neue Möbeltypen zurückgedrängt worden sind. Es kann deshalb auch nicht verwundern, daß die den Wandel ländlichen Wohnens besonders deutlich charakterisierenden Möbel Sofa und Kommode in den Naenser Inventaren der letzten drei Jahrzehnte lediglich einen Anteil von 33 bzw. 17% haben.

Gemessen an den Kurven für das gesamte Amt Greene, weist das Vorkommen der Indikatoren Sofa und Kommode in den beiden Gemeinden Greene und Delligsen charakteristische Abweichungen auf. Auffallend ist besonders die gegenüber Greene relativ hohe Belegdichte für Sofas in den Delligsener Inventaren. Denn während das Auftreten der Kommode zwar die Übernahme einer Möbelmode signalisiert, diese jedoch lediglich eine Änderung der Aufbewahrung von Wäsche und Hausrat bewirkt, bedeutet die Rezeption des Sofas im Wohnbereich eine sehr viel einschneidendere Änderung des Wohnverhaltens. Assoziationen wie Behaglichkeit und Vertraulichkeit, Entspannung und Feierabend stellen sich hierbei ein und weisen auf einen Wandel, der über die bloße Übernahme einer Möbelmode hinausgeht. Als Novationen, denen ein vergleichbarer bzw. ähnlich gelagerter Stellenwert zukommt, dürften Sessel und Gardinen, Bilder und auch Schreibmöbel angesehen werden (s. Abb. 7).

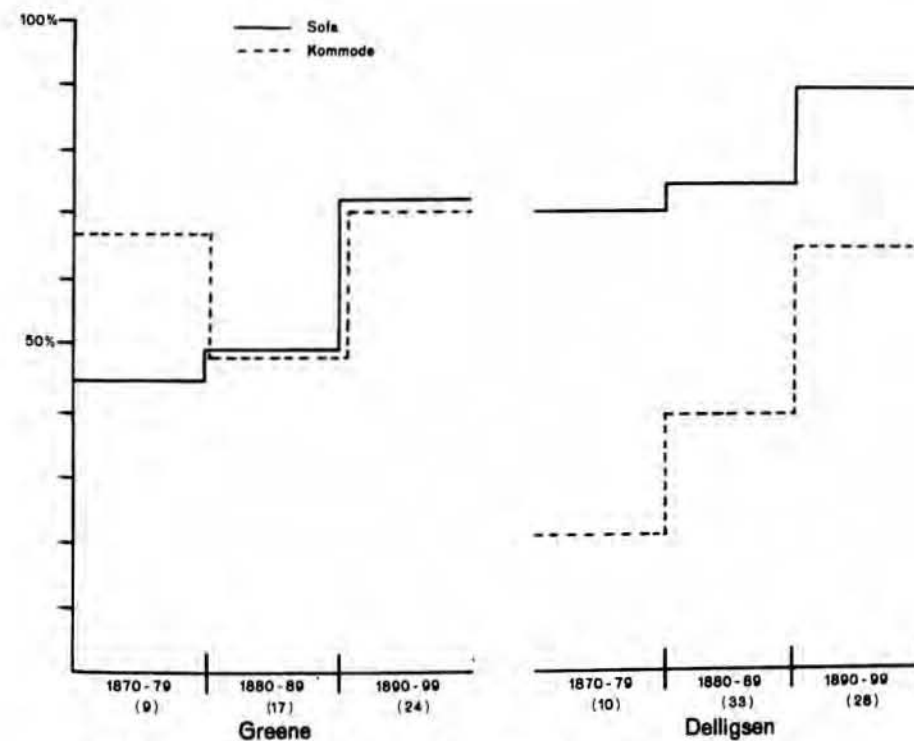


Abb. 6 Die Novationen Sofa und Kommode in Greene und Delligsen

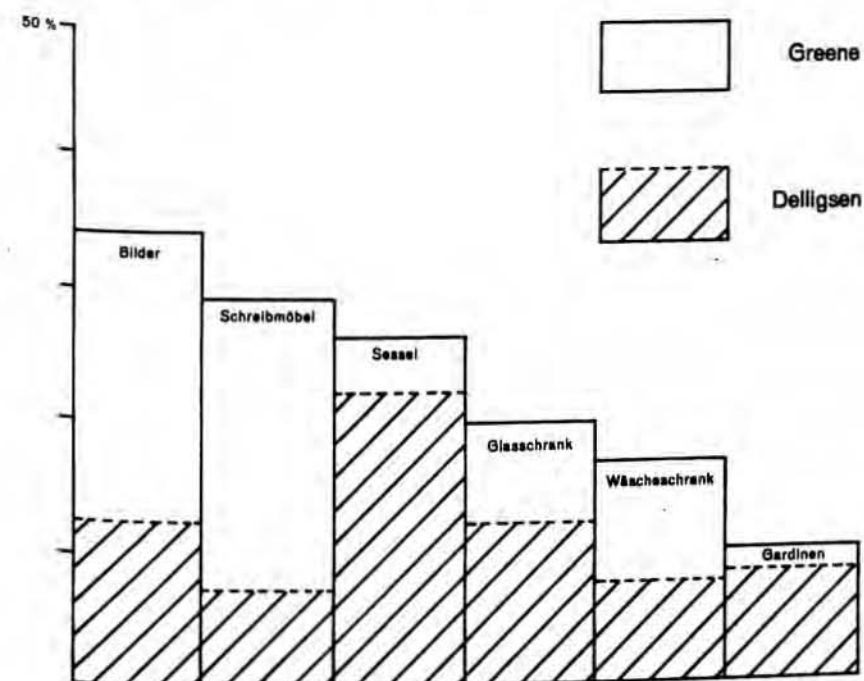


Abb. 7 Novationen 1870-1899

Ihr Vorkommen in den Inventaren der Ortschaften Greene und Delligsen ist relativ gering, wobei jedoch auffällig ist, daß – im Gegensatz zu dem Indikator Sofa – sämtliche dieser Novationen im Amtssitz Greene stärker vertreten sind als im Industrieort Delligsen. Dies könnte ein Hinweis auf die beschränkte zentralörtliche Funktion Greenes innerhalb des Amtes sein, die trotz der geringeren wirtschaftlichen Bedeutung und Einwohnerzahl am Amtssitz und Verwaltungsort hing und ihm dadurch einen Vorsprung vor dem reinen Industrieort verschaffte.

Zu untersuchen bleibt hier die Frage, ob und in welchem Ausmaß diese Novationen im 20. Jahrhundert Verbreitung fanden (Mohrmann 1979). Für Schreibmöbel und Wäscheschrank darf vermutet werden, daß sie mangels Bedarf keine den anderen Indikatoren vergleichbare Verbreitung fanden. Die Innovation des Glasschranks dürfte dagegen mutmaßlich schon vor Erreichen des Sättigungsgrades abgebrochen sein. Denn in den Oberschichtlichen Greener Inventaren dieser Zeit ist der Glas- und Spiegelschrank teilweise schon durch das Vertiko und das Buffet verdrängt, und es darf angenommen werden, daß schon der Glasschrank das Schicksal zahlreicher neuer Modetrends teilte und vor seiner allgemeinen Verbreitung durch andere Möbelmoden und -formen überholt worden ist.

Die hiermit angesprochenen sozialen Unterschiede im ländlichen Wohninventar seien im folgenden näher ausgeführt.

Inventare von Angehörigen der Oberschicht im Amt Greene sind nur sehr spärlich vertreten. So ist zwar beispielsweise von dem Pächter der Domaine Greene, dem Amtsrat Philipp Deichmann bekannt, daß sein Gesamtvermögen in den 50er Jahren einen Wert von über 230 000 Reichstalern repräsentierte (StA Wf 40 Neu 6 Fb. 3 vorl. Nr. 4322), doch sind Inventare hierfür nicht nachweisbar. Auch die Geistlichkeit, der für Innovationen eine bedeutsame Funktion zukommen dürfte, ist in den bisherigen Inventaren nicht vertreten. Lediglich einige Nachlaßverzeichnisse von dörflichen Honoratioren wie Ärzten, Förstern, vermögenden Kaufleuten, Apothekern u.ä. liegen vor.

Zwar erreichen diese vom Gesamtwert her nur in einem Fall die Durchschnittswerte der Greener Ackerhöfe, die mit Werten von 90-130 000 Mark angegeben werden, doch dokumentieren diese Inventare ein völlig andersartiges Wohnen. Dieses dürfte sich, was durch einen Vergleich mit städtischen Quellen noch zu erhärten ist, kaum von den Wohnverhältnissen vergleichbarer städtischer Bürger unterscheiden haben.

Ein Blick in das Inventar eines Oberstabsarztes aus Greene von 1895 mag dies verdeutlichen (StA Wf 40 Neu 6 Fb. 3 vorl. Nr. 1210). Schon die Aufteilung der Wohnräume in Wohnzimmer, grünes Wohnzimmer, Salon, Veranda, Eßzimmer und mehrere Fremdenstuben signalisiert einen Wohnstil großbürgerlichen Zuschnitts. Bücherschränke und Flügel, Teppiche und Ölgemälde, Büffet, Vertiko und Spielische sowie die Reichhaltigkeit und Kostbarkeit dieses Inventars, in dem allein die Einrichtung des Salons dem Wert eines kleinen Anbauerhauses entsprach, markieren Wohnverhältnisse, die – gemessen an der eingangs zitierten Andreeschen Darstellung bäuerlichen Wohnens – die Spannweite ländlichen Wohnens verdeutlichen.

Daß jedoch Wohninventare dieses Zuschnitts nicht erst zum Ende des Jahrhunderts im ländlichen Lebensbereich anzutreffen sind, verdeutlichen auch die wenigen Inventare aus der ersten Jahrhunderthälfte, die für Kaufleute und vermögende unverheiratete Jungfern vorliegen. Gerade für die letzteren ist in mehreren Inventaren wertvoller und reichhaltiger Mobiliarbestand in Mahagoni und Nußbaum nachweisbar (z.B. StA Wf 40 Neu 6 Fb. 2 vorl. Nr. 116). Dieses ist vor allem deshalb bemerkenswert, da die Ausbildung von Wohnkultur sonst an familiäres Leben gebunden zu sein scheint. So ist auf der anderen Seite zwar auch eine Reihe von Witwern sowie vermögenden Hagestolzen mit Inventaren vertreten, die jedoch jeweils nur den notwendigsten Mobiliarbestand enthalten.

Gemessen an den Inventaren der dörflichen Honoratioren besaß lediglich die Gruppe der Gastwirte, die trotz ihrer Stellung als Kotsassen bzw. Brinksitzer mehrfach über höhere Vermögenswerte als Ackerleute verfügten, von der Reichhaltigkeit her vergleichbare Wohninventare. Bezeichnenderweise sind es auch zwei Gastwirtstöchter, deren Mitgiften aus den 20er Jahren als früheste Belege Sofa und Sofatisch, Kommode und 6 Rohrstühle und damit den klassischen Bestand der guten Stube enthalten (StA Wf 47 Neu 6 Nr. 395: 1825 Mai 26 und 1827 Dezember 17).

Während von den zehn in den Greener Archivalien mit Inventaren vertretenen Gastwirten keiner über mangelndes Vermögen und seinem Stand unangemessene Wohnverhältnisse zu klagen brauchte, liegen die Verhältnisse bei den Landhandwerkern anders. Gerade bei dieser Gruppe weisen die Wohnverhältnisse die größten Differenzen auf. Hierbei handelt es sich weniger um örtliche Unterschiede der Innovationsbereitschaft als vielmehr um aus der unterschiedlichen wirtschaftlichen Potenz resultierende Differenzen.

So stehen neben dem Schuhmacher, dessen armseliges Inventar nicht einmal einen Kleiderschrank und bei einer Anzahl von acht Kindern lediglich zwei Betten enthält und der nicht zuletzt wohl wegen hoher Überschuldung Selbstmord beging (StA Wf 40 Neu 6 Fb. 3 vorl. Nr. 1717), besonders im Amtssitz Greene selbst Handwerker mit Gesamtvermögen zwischen 20 und 30 000 Mark. Die Einrichtung der "besten Stube" steht denen der Ackerleute und Gastwirte in nichts nach, ja in Ausnahmefällen sind Handwerkerinventare mit vier Wohnstuben nachweisbar, deren Mobiliarwert allein das Gesamtvermögen anderer Handwerker übersteigt (z.B. StA Wf 40 Neu 6 Fb. 3 vorl. Nr. 1123).

Starke örtliche Unterschiede weisen dagegen die Wohninventare einer letzten hier näher zu behandelnden Sozialgruppe, auf, die der ländlichen Industriearbeiter. Für einen Vergleich sind hierfür die Hüttenarbeiter aus Delligsen und die Eisenbahnarbeiter aus Greene herangezogen worden (s. Abb. 8).

Schon einige nähere Angaben zur sozialen Lage verdeutlichen die differierende Position. So verfügen zwar prozentual mehr Greener Arbeiter über Haus- und Grundbesitz – es handelt sich hierbei ausschließlich um kleine Anbauerhäuser und maximal einige Morgen Ackerland, zumeist nur um einen Garten –, dagegen besitzen jedoch ungleich mehr Delligsener Hüttenarbeiter ein nicht unbedeutendes Kapitalvermögen. Der Durchschnittsbetrag liegt bei knapp 3 000 Mark – bei Hüttenangestellten wie Formermeistern, Technikern u.ä. werden Summen bis zu 15 000 Mark angeführt –, die zumeist bei der Alfelder Sparkasse, mehrfach auch in braunschweigischen Staatsanleihen angelegt worden sind.

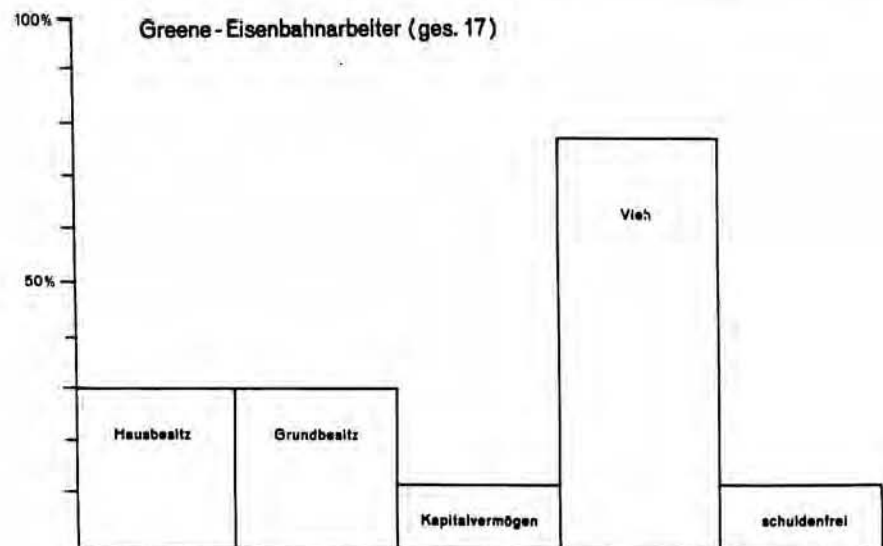
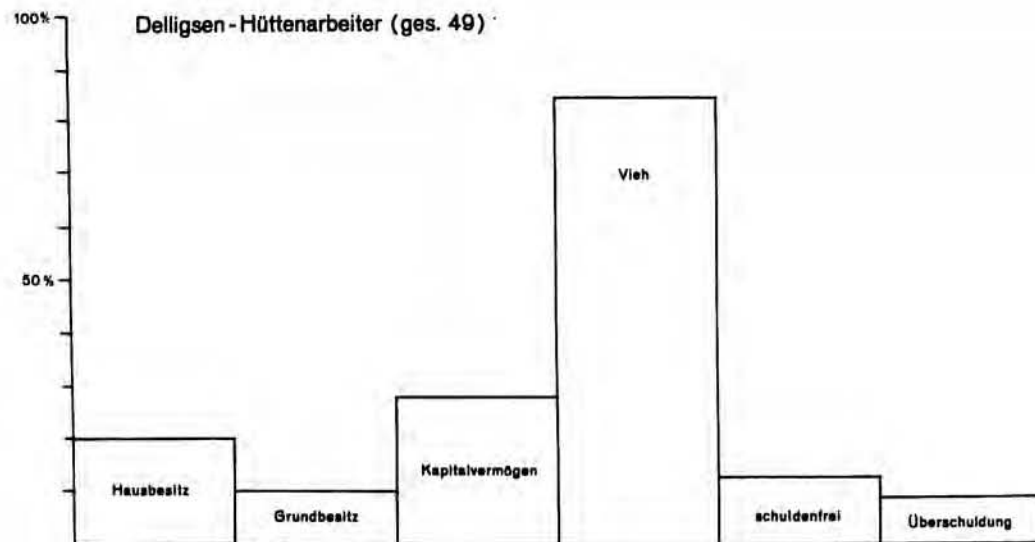


Abb. 8 Sozialdaten zu den Hütten- und Eisenbahnarbeitern in Delligsen bzw. Greene

Die stärksten Abweichungen im Wohninventar zeigen sich einmal in der Verbreitung des Sofas, über das erst jeder zweite Greener Eisenbahnarbeiter, aber schon fast 90 % der Delligsenener Hüttenarbeiter verfügten. Deutliche Differenzen zeigt sodann das Vorkommen von Bank und sechs Stühlen. Auch hier sind die Hüttenarbeiter Delligsen – wenn man so sagen will – fortschrittlicher in ihrem Wohnverhalten. Dagegen sind für die Verbreitung späterer Innovationen wie Glasschrank und Schreibmöbel sowie Sessel, bei denen es sich fast ausschließlich um Einzelstücke von Rohr- bzw. Korbsesseln handelt, keine nennenswerten Unterschiede festzustellen (s. Abb. 9).

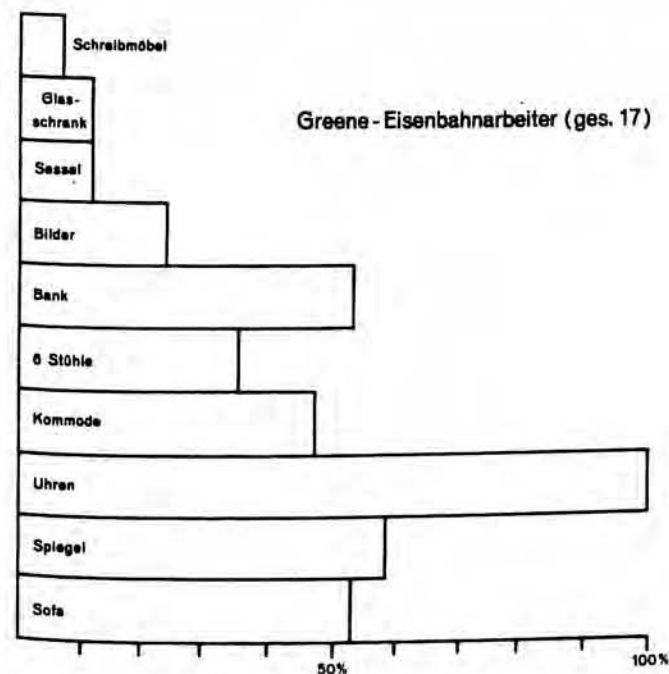
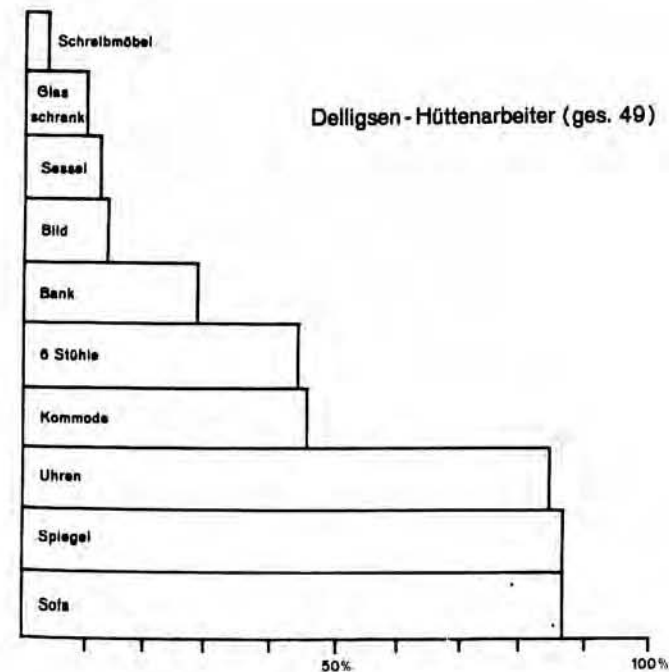


Abb. 9 Mobiliar der Hütten- und Eisenbahnarbeiter in Delligsen bzw. Greene 1870-1899

Die Frage nach den Ursachen dieser zwar nicht gegenläufigen, aber doch in charakteristischen Punkten voneinander abweichenden Befunde verweist auf die unterschiedliche soziale Situation beider Gruppen. Während bei den Arbeitern der Carlshütte eine oft schon generationenlang gepflegte Berufstradition vorausgesetzt werden darf (Unger 1935: 7), waren die Greener Bahnarbeiter noch ein sehr junger Berufsstand, der sich mutmaßlich vor allem aus Tagelöhnern und nicht erbenden Bauernsöhnen rekrutierte. Zudem war ein großer Teil der Eisenbahnarbeiter aus anderen Gegenden zugezogen (Lehmann 1976: 20). Verpflichtende Normen, die nicht zuletzt Änderungen im Wohnverhalten bewirken, dürften bei dieser sozial heterogenen Berufsgruppe geringer ausgeprägt gewesen sein als bei den Delligsener Hüttenarbeitern.

Abschließend seien die aufgezeigten Tendenzen des Wandels und der sozialen Unterschiede im ländlichen Wohnen des 19. Jahrhunderts noch kurz in ihre historische Situation eingebettet.

Einer der wesentlichen Aspekte für den Novationsschub nach 1850 dürfte die Agrarreform gewesen sein, deren Durchführung im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel oft als vorbildlich gepriesen worden ist. Dank großzügiger Kreditgewährung und der Begünstigung der unterbäuerlichen Schichten, die bei den Separationen ebenfalls zu Landbesitz kommen konnten, blieben aus anderen Regionen hinlänglich bekannte Mißstände aus. Zahlreiche Höfe waren schon in den 60er Jahren schuldenfrei, und der braunschweigische Bauernstand erlebte bis zum Ende des Jahrhunderts eine bis dahin beispiellose Wachstumsphase (Achilles 1977: 146 ff.; Bornstedt 1970: 90 ff.).

Seit den 50er Jahren setzte ein konsequent vorangetriebener Eisenbahnausbau ein, der allerdings gerade das Amt Greene nicht begünstigte. Zwar durchschneidet die Ost-West-Verbindung das Amt in voller Länge, doch die wichtige Nord-Süd-Verbindung im Leinetal berührte das Amt selbst nicht. Wichtig für die spezielle Situation des Amtes Greene ist seine geographische Nachbarlage zum Königreich bzw. zur preußischen Provinz Hannover. Die Ehestiftungen belegen zahlreiche über die Amtsgrenzen hinausgehende Heiratsverbindungen, und es wird zu prüfen sein, in welchem Ausmaß und in welcher Weise hier Einflüsse, besonders auch städtischer Art, wirksam geworden sind.

Der vorgesehene Einbezug städtischer Inventare wird hier genauere Periodisierungen erlauben, wobei vor allem auch die Frage zu klären sein wird, mit welchem zeitlichen Vorsprung die verschiedenen städtischen Sozialschichten die Novationen übernommen haben. Durch vergleichende Untersuchungen verschiedener Regionen dürfte es auf diese Weise gelingen, nicht nur gemeinde- bzw. regionaltypische Konstellationen herauszukristallisieren, sondern auch zu generalen Aussagen über Innovations- und Diffusionsprozesse zu gelangen.

Literatur

Achilles, Walter

1977 Siedlungs- und Agrargeschichte, in: Braunschweigische Landesgeschichte im Überblick, hrsg. von R. Moderhack (Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Geschichte, Bd. 23), 2. Aufl. Braunschweig.

Andree, Richard

1901 Braunschweiger Volkskunde, 2. Aufl. Braunschweig.

Bornstedt, Wilhelm

1970 Geschichte des braunschweigischen Bauerntums. Ein Beitrag zur Rechts-, Sozial- und Kulturgeschichte der ländlichen Bevölkerung in Südostniedersachsen in der vorindustriellen Zeit (Denkmalpflege und Geschichte, Bd. 16), Braunschweig.

Hassel, G. und K. Bege

1802/ Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und 1803 Blankenburg, Bd. 1 und 2, Braunschweig.

Kleinau, Hermann

1967/ Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig, Teil 1: A-K, Teil 2: 68 L-Z (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen, Bd. 30: Geschichtliches Ortsverzeichnis von Niedersachsen 2), Hildesheim.

Lehmann, Albrecht

1976 Das Leben in einem Arbeiterdorf. Eine empirische Untersuchung über die Lebensverhältnisse von Arbeitern (Göttinger Abhandlungen zur Soziologie und ihrer Grenzgebiete, Bd. 23), Stuttgart.

Mohrmann, Ruth-E.

1978 Die Eingliederung städtischen Mobiliars in braunschweigischen Dörfern, nach Inventaren des 18. und 19. Jahrhunderts. In: Wiegelmann 1978, S. 297-337.

1979 Ländliches Wohnverhalten im südlichen Niedersachsen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis um 1930: erscheint in: *Archiv für Sozialgeschichte* 18.

Reuter, A.

1950 1100 Jahre Delligsen. Geschichte der Hilmulde und des Ortes Delligsen mit besonderer Berücksichtigung der wirtschaftlichen Entwicklung, Bad Gandersheim.

Roth, Klaus

1977 Westfälische Archivalien im Forschungsprojekt "Diffusion städtisch-bürgerlicher Kultur vom 17. bis 20. Jahrhundert" an der Universität Münster, in: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 23, S. 306-308.

1978 Die Eingliederung neuen Mobiliars und Hausrats im südlichen Münsterland im 17. bis 19. Jahrhundert. In: Wiegelmann 1978, S. 249-296.

Sauermann, Dietmar

1971/ Bäuerliche Brautschätze in Westfalen (17.-20. Jahrhundert), in: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 18/19, S. 103-153.

Unger, Rudolf

1935 200 Jahre Geschichte der Carlshütte Delligsen 1735-1935, hg. von der Herdfabrik Delligsen AG, Alfeld.

Wiegelmann, Günter

1976 Novationsphasen der ländlichen Sachkultur Nordwestdeutschlands seit 1500, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 72, S. 177-200.

1978 Kulturelle Stadt-Land-Beziehungen in der Neuzeit. (Beiträge zur Volkskultur in (Hg.) Nordwestdeutschland H. 9), Münster.

Soziokulturelle Ausprägungen in Gewerbedörfern der Südwesteifel

BÄRBEL KERKHOFF-HADER

I. Definitiorische Orientierung

Definitionen gleichen Standortbestimmungen, wenn sie, wie im Falle der Gemeinde, einem weitgefächerten Katalog von Inhalten gegenüberstehen. Wie heterogen die Positionen innerhalb einer wissenschaftlichen Disziplin sein können, zeigte George A. Hillery schon 1955 in einer Klassifikationstabelle von Gemeindefinitionen in soziologischen Untersuchungen (Hillery 1974:36).

Bei der Vielfalt möglicher Forschungsvariationen muß man Margaret Stacey zustimmen, die die totale Erfassung von 'Gemeinde' als einen Mythos in diesbezüglichen Studien hält (Stacey 1974: 77). Die Bescheidung auf einen ausgewählten Fragekatalog trifft nicht nur für die Soziologie zu, sondern ist allen Wissenschaftszweigen eigen, die mit der Gemeinde als Untersuchungsobjekt befaßt sind. Unterschiedliche Auswahlkriterien zur Beschränkung auf Teilbereiche der Gesamtheit bewirken die Vielfalt an Konzeptionen. Die Notwendigkeit, Bestimmungsfaktoren von Gemeinde zu selektieren, zieht die Forderung nach einem gewissen Konsens als Kommunikationsbasis nach sich, um die Erwartungen des Adressaten einzugrenzen und auf angestrebte Aussagen auszurichten. Für die sich anschließenden Ausführungen umreißen wir den Standort leitsatzartig wie folgt:

- *Gemeinde* manifestiert sich als räumliches und soziales Gebilde u.a. in seinen ökologischen und kulturellen Bezugsfeldern; sie ist abhängig von geographischen und geologischen Gegebenheiten, von historischen Entwicklungsfaktoren (Rechts- und Wirtschaftsgeschichte etc.).
- *Gewerbedorf* bedeutet innerhalb der Gemeindetypologie eine agrarisch-gewerblich orientierte Form der ländlichen Gemeinde, in der neben Bauern Gewerbetreibende eine sozialgeographisch relevante Gruppe bilden.
- *Gemeindeuntersuchung* ist orientiert an Gruppen und gruppenspezifischen Verhaltensformen und -normen.

II. Grundlagen der Ausführungen

Die Aussagen zur sozialen und kulturellen Ausprägung in Gewerbedörfern der Südwesteifel beziehen sich auf die Töpfer- und Hausiergemeinden im Dreieck der Städte Bitburg, Wittlich und Trier. Durch die Untersuchung "Lebens- und Arbeitsformen der Töpfer in der Südwesteifel" stehen Ergebnisse zur Verfügung, die mit Zielen der Gemeindeforschung koordinierbar sind, denn diese Arbeit ging von der These aus: "Volkskundliche Sachforschung ist nicht isoliert von Funktionszusammenhängen zu betreiben, sie ist in ihren historischen und sozialen Kontext zu stellen" (Kerkhoff-Hader 1976: 14).

Erfasst wurden mit dieser Untersuchung neun ländliche Gemeinden, davon eine mit zentralörtlicher Bedeutung. Als geographisch geschlossenes Gebiet liegen auf wenige Quadratkilometer konzentriert die Töpferdörfer Speicher, Herforst, Binsfeld, Bruch, Niersbach, Orenhofen und Zemmer und in unmittelbarer Nachbarschaft Landscheid und Niederkail, wo das Händler- und Hausierwesen neben Speicher in starkem Maße vertreten war. Um soziokulturelle Erscheinungsformen, die in diesen Dörfern auf die beiden Gewerbe zurückzuführen sind, als Teil des allgemeinen volkskulturellen Gefüges oder als Sonderform aufzuzeigen, sind einige grundsätzliche, orientierende Bemerkungen vorzuschicken.

Mit der übrigen Eifel bildet die Südwesteifel weder eine natur- noch eine kultur-räumliche Einheit. Zum linksrheinischen Schiefergebirge gehört nur der östlichste Teil des Gebietes, die übrigen Ortschaften liegen im nördlichen Ausläufer der Trierer Bucht, die sich zur Trier-Luxemburger Bucht weitet und im Südwesten in das Lothringer Schichtstufenland übergeht. Der naturräumlichen Abspaltung der Westeifel von der Nord- und Osteifel entspricht die Sonderung als Kulturraum: in vielen Lebensbereichen sind eher Zusammenhänge mit den sich im Westen und Südwesten anschließenden romanischen Gebieten festzustellen als mit der übrigen Eifel (vgl. Zender 1958, 1967, 1977).

Während der kirchliche Organisationsraum das ganze Untersuchungsgebiet überlagerte und mit seiner Abgrenzung zur nördlichen Eifel, seinem Ausgreifen nach Westen und Südwesten ältere Stufen staatlicher Gliederung widerspiegelte, war das Töpfergebiet vor 1800 über Jahrhunderte durch eine Landesgrenze geteilt (Aubin 1966: 44, 49, 56). Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gehörten von den Töpferdörfern Speicher, Herforst, Niersbach, Zemmer und Orenhofen zum Hause Luxemburg und demzufolge zu diesem Zeitpunkt zu den österreichischen Niederlanden. Bruch hatte eine extreme Grenzlage: die Hälfte des Ortes lag auf luxemburgischem Territorium; die andere Hälfte lag, durch einen Fluß getrennt, wie Binsfeld und die Händlerdörfer Niederkail und Landscheid im Kurfürstentum Trier. In sich war es ein in kleine Herrschaften unterteiltes Gebiet mit unterschiedlichsten Zuständigkeitsbereichen geistlicher und weltlicher Macht. Erst die Zeit der französischen Revolution brachte den Töpfer- und Hausiergemeinden die Aufhebung der trennenden Grenzen und damit u.a. eine vereinheitlichte Rechtslage. Nach 1815 kam das Töpfergebiet insgesamt zur preußischen Rheinprovinz und liegt seitdem in erneuter Grenzlage nicht weit von der luxemburgischen, belgischen und französischen Staatsgrenze entfernt.

Die Tradierung mittelalterlicher Lebensverhältnisse bis an das Ende des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus das Bewahren von Lebensformen älterer Zeit bis in das 20. Jahrhundert kennzeichnen das Gebiet. Es waren u.a. die über Jahrhunderte währende politische Randlage, die ehemalige territoriale Zerissenheit des Gebietes und das verkehrsmäßige Abseits, die den konservierenden Kräften Vorschub leisteten. Eine nur zögernde Bereitschaft zur Übernahme von Neuerungen begleitet das lange Verharren bei überlieferten Formen. Schlichtes, familienbezogenes Brauchtum gehört zu den weiteren vorherrschenden Charakteristika im Leben der Bevölkerung.

Die Entwicklung des Töpfergewerbes in der Südwesteifel basiert auf den zwischen Speicher, Herforst und Binsfeld anstehenden tertiären Tonen, die seit dem zweiten

nachchristlichen Jahrhundert zur Keramikherstellung genutzt werden (vgl. Loeschke 1923). Die Beschaffenheit der Tone ließ im Spätmittelalter die Entwicklung von Irdenware zu Steinzeug zu und war ebenso zur Pfeifenherstellung geeignet.

Orte mit älterer Tradition im Töpferhandwerk sind Speicher, Herforst und Binsfeld. Die jüngeren Werkstätten lagen in Bruch, Niersbach, Orenhofen und Zemmer und waren Gründungen des 18. Jahrhunderts, als das Handwerk Aufschwung und Ausweitung durch Westerwälder Zuwanderer erfuhr. Die Annahme von eingebrachten Neuerungen auf Seiten der ansässigen Handwerker und die Anpassung der Zugewanderten an die vorgefundenen Verhältnisse führten im Laufe des 18. Jahrhunderts zu einem kulturellen Ausgleich, der die Töpfer zu einer einheitlich strukturierten Gruppe werden ließ und ihre Mitglieder über die Gemeindegrenzen hinweg verband. Von den auf verschiedene Herstellungszweige des Handwerks spezialisierten Töpfern waren es die Steinzeugtöpfer, die eine hervorgehobene Rolle in der Sozialstruktur hatten und zur Differenzierung des Volkslebens beitrugen. Von diesen Steinzeugtöpfern, in der Speicherer Gegend *Krugbäcker* genannt, ist im weiteren neben den Händlern und Hausierern die Rede.

III. Ausgewählte Aspekte aus der Mikroanalyse

Für die Sozialgeographie liegt die untere statistische Größe einer Hausiergemeinde bei einem 0,5 %igen Anteil der Einwohner am ambulanten Gewerbe; bei höheren Werten wird diese Gruppe sozialgeographisch relevant und definiert den Wohnort als Hausiergemeinde (Hartke 1963: 212). Nehmen wir den Wert von 0,5 % als Orientierung, so ergibt sich, daß Speicher und Niederkail um die Mitte des 19. Jahrhunderts Hausiergemeinden ersten Ranges waren. Beispielsweise lag 1864 in Speicher der Anteil der Hausierer und Händler an der Gesamtbevölkerung bei 8,2%; das waren bei 2229 Einwohnern 184, die ihren Unterhalt im Handel verdienten (LHA Koblenz 655.188.89, 1864). Daneben gab es nur 38 Ackerer, 15 Schreiner, 8 Nagelschmiede, 8 Maurer und 6 Schuhmacher im Ort. Jedoch deuten 55 Tagelöhner auf die schwierige Erwerbslage Speichers hin. Auf die Zahl der Haushalte mit durchschnittlich fünf Familienmitgliedern gerechnet, waren rund 41 % der Familien vom Handel abhängig. Im Vergleichsjahr 1864 herrschten in Niederkail ähnliche Verhältnisse: von 130 Haushaltungen verdienten sich 80 den Unterhalt durch Ackerbau und Tagelohn, "während die übrigen 50 Haushaltungen sich als wandernde Hausierer durch den Handel mit Glas- und Steingutwaaren ernähr(t)en" (LHA Koblenz 655.170.245, 1864). Keine andere Erwerbsgruppe war neben den Bauern und Händlern in der Sozialstruktur des Ortes von Bedeutung. Die genauen Verhältnisse in Niederkail kennen wir aus der Gewerbetabelle von 1849. Dieser Tabelle ist zu entnehmen, daß unter den 632 Einwohnern zwar 37 Händler (5,9 %) zu registrieren waren, aber nur 3 Maurer, je 2 Schuhmacher, Schneider, Zimmermeister, Stellmacher und Tischler. Die landwirtschaftlichen Erwerbsverhältnisse waren schlecht: in der Feldmark lagen 151 Besitzungen unter 5 Magdeburger Morgen, 59 Besitzungen zwischen 5 und 30 Morgen, und nur 8 Besitzungen lagen darüber (LHA Koblenz 655.170.108, 1849). In Landscheid, wo

die landwirtschaftlichen Verhältnisse etwas günstiger waren, war der Anteil der Händler an der Bevölkerung wesentlich geringer und stieg erst gegen Ende des Jahrhunderts auf entsprechende Werte (Kerkhoff-Hader 1976: 394, 396). Die Interdependenz zwischen der Verschlechterung der Erwerbslage und dem Ansteigen der Händlerzahl in den Orten war deutlich in den zwanziger Jahren und um 1950 festzustellen. Die Erzeugnisse der Krugbäckerei spielten jedoch zu diesen Zeiten als Handelsware für die Händler keine entscheidende Rolle mehr. Die sinkende Nachfrage nach dem blaugrauen Steinzeug, bedingt durch das Aufkommen anderer Materialien (Steingut, Email, Glas) und durch Änderungen in der ländlichen Wirtschaftsweise (Molkereien, neue Konservierungsmethoden), veranlaßten den Wechsel der Handelsware.

Die Produkte aus den Krugbäckereien aller Dörfer wurden weit über den lokalen und regionalen Umkreis hinaus unter dem Begriff "Speicherer Ware" subsumiert und in den vergangenen Jahrhunderten bis nach Luxemburg, Belgien, Spanien, Norddeutschland und Ostpreußen gehandelt. Mit "Speicherern" sind in der weiteren Umgebung nicht die Krugbäcker, sondern Händler gemeint, und in Luxemburg ist die Bezeichnung "Speichermännchen" ein Synonym für fahrende Händler. Ihren Niederschlag fand die Handelstüchtigkeit der Hausierer in sprichwörtlichen Redensarten wie "es fährt kein Zug durch Deutschland, es säße nicht ein Speicherer darin" oder in anekdotischen und sagenhaften Erzählungen wie z.B.: "Als Kolumbus nach Amerika kam, waren die Speicherer schon dort und wollten ihm Krüge verkaufen".

Der soziale Status der Händler und Hausierer war an der Beförderungsart ihrer Handelsware abzulesen: als Hausierer mit der Retz oder Hotte auf dem Rücken, mit Tragekörben auf Eseln, mit Hunde-, Ochsen- oder Pferdegespannen. Ihre Bedeutung im Heimatort lag über viele Monate des Jahres hinweg – oft von März bis November – in der Abwesenheit. Als Ortsspezifikum nannte man in den umliegenden Dörfern für Landscheid und Niederkail wiederholt die vielen während der Sommermonate geschlossenen Häuser und bezeichnete die Abwesenden als "Wagenschläfer". Die Verbundenheit mit den erst im Herbst Heimkehrenden, die einen festen Platz in der dörflichen Gemeinschaft hatten, bewirkte die Verlegung der Speicherer Kirmes vom Mai in den November. Erst vor wenigen Jahren wurde diese Regelung rückgängig gemacht, als sich die Zahl der reisenden Händler auf einige wenige reduziert hatte.

Zu einem Funktionsausgleich zwischen Händlern und dem sesshaften Teil der Bevölkerung kam es, indem die Daheimbleibenden die Felder bestellten und – nach Einführung der Schulpflicht – die Kinder versorgten und als Entgelt am Ertrag der Felder beteiligt waren oder Bargeld erhielten. Häufig aber waren Händler und Hausierer ein soziales Problem, wenn der Verdienst im Handel nicht ausreichte, die Familie zu ernähren. Manchem blieb kaum eine Rücklage für den Winter, weil der Erlös aus der Ware nur für den laufenden Lebensunterhalt während des Sommers ausreichte und nicht noch für die Verpflichtungen zu Hause, Schulden bei den Krugbäckern inbegriffen. Ein authentischer Bericht über die bedrückenden Lebensverhältnisse der Hausierer ist durch Peter Zirbes, dem "wandernden Sänger" aus Niederkail erhalten. Seinen "Eifelsagen und Gedichten" stellte er seinen Lebenslauf als Sohn von Hausiereltern, der später selbst im

Hausierhandel tätig war, voran (Zirbes 1902: 3-21, 27). Einige der Händler brachten es auch zu einem gewissen Wohlstand, der es ihnen erlaubte, im Heimatort einen Laden zu eröffnen oder größere Haushaltsgeschäfte in Luxemburg, Koblenz und Düsseldorf zu gründen, die bis in die Gegenwart Bestand haben.

Die Gewerbe der Händler und Töpfer standen über Jahrhunderte in enger, aber nicht ausschließlicher Beziehung. Daß in den Krugbäckerdörfern kein Zusammenhang zwischen Ortsgröße, Zahl der Krugbäcker und dort beheimateten ambulanten Händlern bestand, zeigen die Beispiele Bruch und Speicher. In Bruch waren um 1860 unter 369 Einwohnern zehn Krugbäcker (2,7 %) tätig, und es gab im Ort nur eine Hausierer (Schulchronik Bruch II: 1931). In Speicher betrug der Anteil der Krugbäcker an der Gesamtbevölkerung um 1860 sogar nur 0,4 %; nach Haushalten gerechnet waren das 5,6 %, d.h., auf die 2229 Einwohner kamen neun Krugbäcker (LHA Koblenz 655.188.89, 1864). Im gesamten Gebiet bestanden im Vergleichszeitraum fünfzig Töpfereien, in denen blaugraues Steinzeug hergestellt wurde (Kerkhoff-Hader 1976: 68).

Die Bedeutung des Krugbäckerhandwerks im soziokulturellen Gefüge ist nicht an statistischen Werten zu messen. Sie lag in der Versorgungsfunktion dieses Gewerbes begründet. Die hohe Stückzahl ihrer Produktion und die vielseitige Verwendung in der Milchverarbeitung und Vorratshaltung sicherte ihnen eine mittelbare Präsenz durch ihre Ware in allen umliegenden Bauernhäusern, und durch den weitläufigen Absatz eine große Reichweite. Dieser weitgespannte Wirkungsradius, der über den anderer dörflicher Gewerbetreibender hinausging, verband sie mit den Vertretern des Händler- und Hausierertums. Er gab ihnen und ihren Orten eine Sonderstellung. In dem fast ausschließlich agrarisch orientierten Umland bildeten die Krugbäcker eine soziale Gruppe, die außerdem stärker als die sonstigen dörflichen Gewerbetreibenden neben ausgeprägt bäuerlichen solche Lebens- und Verhaltensformen zeigten, die durch den handwerklichen Stand beeinflusst waren. Hinzu kam die Abhängigkeit von den Rohstoffen, die als Standortfaktor für die Krugbäckerei ausschlaggebend war, und von den rechtlichen und wirtschaftlichen Möglichkeiten, diese zu nutzen. Die ausreichende Versorgung mit Brennholz und die Nutzungsrechte der Tonvorkommen waren – neben der Verfügbarkeit von Salz in größeren Mengen für die Glasur – die materiellen Voraussetzungen für die Ausübung des Handwerks. Hier liegt einer der Kristallisationspunkte, um das Verhältnis von Gruppe zu Allgemeinheit mit unterschiedlichen Bezugspunkten zu erörtern. Um die Stellung der Krugbäcker im Orts- und Raumgefüge vorzustellen, werden aber noch weitere Bereiche als Indikatoren anzuschneiden sein wie Teilaspekte der Organisationsformen des Handwerks, des Hausbaus und der sprachlichen Phänomene. Oft sind es gerade auch handwerksbedingte Vorgänge, die den Zugang zu den allgemeinen örtlichen und regionalen Lebensverhältnissen eröffnen.

Sondernutzungsrechte der Waldbestände gab es für die alteingesessenen Krugbäcker in Speicher und Herforst nicht, sondern sie wurden von den allgemeinen Nutzungsrechten der Gemeindeglieder abgeleitet (Kerkhoff-Hader 1976: 202f.). Da zuwandernde Krugbäcker nicht unmittelbar zur Nutzungsgemeinde gehörten, mußten ihnen diese Rechte erst eingeräumt werden. Eine Begünstigung der Krugbäcker in Bruch gegenüber den übrigen Dorfbewohnern bestand aber im 18.

Jahrhundert darin, daß "Krugbäcker-Klafter" einen größeren Rauminhalt als gewöhnliche Klafter hatten. Bei zunehmend gravierenderer Holzknappheit gegen Ende des Jahrhunderts und gleichzeitig steigenden Preisen wurde dieses Privileg abgebaut. Die zweifache Preiserhöhung konnte von den Töpfern kaum getragen werden. Die Krugbäcker blieben ihrer Herrschaft Geld schuldig oder mußten so knapp kalkulieren, daß einem Töpfer während eines Brandes die Gemeinde kurzfristig "zu(r) errettung und ausbackung eines ofens waar" einen Baumstamm zur Verfügung stellen mußte (StB Trier 54 K 977, 1793). Trotz der nach 1800 unter preußischer Verwaltung einsetzenden Aufforstung der ehemaligen Laubwälder mit schnellwachsenden Nadelhölzern, blieb der Mangel an Holz bestehen. Über das ganze 19. Jahrhundert läßt sich anhand der Jahresberichte der Industrie- und Handelskammer Trier die Abhängigkeit zwischen steigenden Holzpreisen und sinkender Aktivität in den Töpfereien und vice versa bei schlechter Konjunktur im Handwerk das Fallen der Holzpreise verfolgen (Kerkhoff-Hader 1976: 209 f.).

Doch nur im Betrieb der Töpfereien die Ursache für die holz- und forstwirtschaftlichen Mißstände zu sehen, wäre zu kurz geschlossen. Jahrhundertelang war die Waldzerstörung durch übertriebene Abholzung auch für andere gewerbliche Zwecke fortgeschritten und durch die Nutzung der Wälder zur Feldwirtschaft, zu Weide- und Mastzwecken und zur Streugewinnung verstärkt worden. Erst die Änderung dieser land- und viehwirtschaftlichen Gewohnheiten hätte insgesamt eine bessere Lage der Waldwirtschaft herbeiführen können. Aber dies verhinderte nach S. Braun-Budde u.a. die große Not der Bevölkerung und ihre konservative Haltung noch lange Zeit und schürte die Abneigung gegen das "preußische Holz" (Braun-Budde 1969: 50; Meynen 1967: 98). Der allgemeinen Einstellung entsprach das Handeln der Krugbäcker. Sie hielten bis zur weitgehenden Aufgabe des Handwerks am Ende des 19. und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts bis auf eine Ausnahme an der hergebrachten Holzfeuerung fest und gingen nicht zu anderen Brennmaterialien über.

An Hand der nur sehr mühsam zu erschließenden Rechtsverhältnisse in den Tongruben ist es möglich, einen Einblick in die territoriale Zersplitterung und die unterschiedlichsten Zuständigkeitsbereiche in einem Gebiet von wenigen Quadratkilometern zu vermitteln. Die dort vorgefundene Rechtslage zeugt zugleich von der Konservierung mittelalterlicher Verhältnisse bis an das Ende des 18. Jahrhunderts. Als sich 1722 die aus dem Westerwald zugezogenen Töpfer, die sich in Bruch, Binsfeld, Niersbach und Zemmer niedergelassen hatten, in Bruch unter dem Protektorat von Casimir Friedrich von Kesselstatt als Herr von Bruch zu einer Zunft zusammenschlossen, gestand er ihnen neben gesonderten Holznutzungsrechten zu, überall dort Erde graben zu dürfen, wo er Grundherr war. Das traf jedoch nur für geringe Tonvorkommen in der Nähe Bruchs auf kurtrierischem Boden zu, nicht aber für die Tonvorkommen in Binsfeld, das zum Amt Manderscheid gehörte, oder diejenigen in Speicher. Speicher gehörte zwar im Gegensatz zu Binsfeld zur Herrschaft Bruch, doch aufgrund einer völlig anderen rechtlichen Situation besaßen die Herren von Bruch dort lediglich die Vogteirechte und die damit verbundene Hochgerichtsbarkeit. Grundherr im luxemburgischen Speicher war das Trierer Domkapitel. Schon 1293 bei der ersten urkundlichen Erwähnung Speicherer Töpfer war es zwischen dem Trierer Domkapitel und den Herren von Bruch zu einem Vergleich wegen der Bodenrechte in Speicher gekommen (LHA Koblenz 1 D/178). Im 18. Jahrhundert bezog das Trierer Domkapitel die Grund-

zinsen von der Erde, die am "Aulberg" in Speicher gegraben wurde (Weber 1970: 5). Die Abgabe bestand aus "550 massen krüg" oder "steinen geschir" (Weber 1970: 5; STA Luxemburg CP 563, 1769 § 8). Als nun schon bald die Niersbacher und Brucher Krugbäcker mit den Tonvorkommen in ihrer Nähe nicht mehr zufrieden waren, versuchten sie nicht, die Grabungsrechte im kurtrierischen Binsfeld zu erlangen, das für sie leichter zu erreichen gewesen wäre, sondern sie bemühten sich, mit der Speicherer Zunft ein Abkommen zu treffen. 1745 schlossen die Brucher mit der "Aulener Zunft und Bruderschaft" von Speicher einen Vertrag, sie als Mitbrüder in die Zunft aufzunehmen (LHA Koblenz 587/5, Nr. 2 Teil 1). Mit der Genehmigung, die nicht aus Trier, sondern aus Luxemburg eingeholt werden mußte, wurden sie verpflichtet, alle Leistungen und Abgaben der Speicherer Zunft anzuerkennen (LHA Koblenz 587/5, Nr. 2 Teil 2). Im übrigen aber blieb es bei zwei selbständigen Zünften in Speicher und Bruch bis zur Einführung der Gewerbefreiheit unter französischer Verwaltung am Ende des 18. Jahrhunderts.

Hatten sich die Speicherer Tonvorkommen in der Mitte des 18. Jahrhunderts als gemeinschaftsbildender Faktor erwiesen, galt dieses wenige Jahrzehnte später unter veränderten politischen und rechtlichen Vorzeichen nur noch bedingt. Als nach dem Anschluß der österreichischen Niederlande an Frankreich die geistlichen Güter durch die Sequestrierung eingezogen worden waren, war darunter auch das Bruderfeld der Aulner als domkapitularisches Gut gefallen. Die gleichzeitig vereinheitlichte Rechtslage gepaart mit größerer individueller Entscheidungsfreiheit führte nun dazu, daß sich alle Krugbäcker – bis auf die Speicherer aus "naheliegenden" Gründen – für die kürzeren Distanzen zu den Binsfelder Tongruben entschieden, dort Tonparzellen erwarben und in Eigenregie abbauten. Nur in Speicher behielten die Erdkaulen bis zu ihrer Unrentabilität ihre vereinigende Kraft für die ortsansässigen Krugbäcker. Da ihnen aber die Nutzung der Tonlager als gemeinsames Bruderfeld durch Gewerbefreiheit und Säkularisation verwehrt war, schloß zunächst ein Krugbäcker für alle auf seinen Namen einen Pachtvertrag ab. Doch schon kurz darauf war die weitere Erdentnahme gefährdet, da die Kosten der französischen Kriegsführung aus dem Verkauf von Nationalgütern gedeckt werden sollte. Dazu gehörte wiederum das Land der ehemaligen Bruderschaft, und wieder war es ein einzelner Krugbäcker, der nun für alle das Tongelände in Luxemburg ersteigerte. In der Mitte des 19. Jahrhunderts kam es noch einmal zu einem vertraglichen Zusammenschluß der Speicherer Krugbäcker. Sie nahmen jedoch nicht die inzwischen geschaffene Möglichkeit der Innungsgründung wahr, sondern der "Vertrag zwischen den Mitgliedern der sogenannten Erdkaulen" vom 16.1.1856 regelte ausschließlich die Nutzung der Tonvorkommen (Kerkhoff-Hader 1976: 308-310).

Bis um 1800 war die Sonderstellung der Krugbäcker in der Südwesteifel durch ihre Zunftzugehörigkeit festgeschrieben. Diese Organisationsform unterschied ihre Mitglieder nicht nur von dem ausschließlich von der Landwirtschaft lebenden Teil der Dorfbewohner, sondern auch von allen übrigen dörflichen Gewerbetreibenden, auch von den Irden- und Pfeifenbäckern. Nur die Krugbäcker waren zünftig organisiert.

Die Speicherer Zunft, als "Creutz- und Eullner Zunft" von 1485 dem Kreuzaltar in der Speicherer Pfarrkirche verpflichtet, trug klare Zeichen kirchlicher Bindung

neben handwerklichen und sozialen Regelungen unter Einbeziehung von Handel und Händlern (BA Trier 1790). Dagegen hatte die jüngere Brucher Zunft von 1722, das Wissen um ihr Existieren war – im Gegensatz zu Speicher – völlig verloren gegangen und wurde erst während der Untersuchung wiederentdeckt, stark weltliche Züge (StB Trier 54 K 993). Zwar noch wie die Speicherer Zunft an den Ablauf des Kirchenjahres gebunden, hatten in den Brucher Zunftstatuten die handwerksspezifischen Fragen absoluten Vorrang. Wenn auch die Brucher Zunftmitglieder nicht ihre völlige Unabhängigkeit von Speicher hatten bewahren können, so bieten die beiden Organisationen doch die Möglichkeit des Vergleichs auf engem Raum im Hinblick auf die zeitliche Schichtung und die Auswirkungen unterschiedlicher Abhängigkeit von weltlicher und kirchlicher Obrigkeit, die sich schon bei der Rechtslage in den Tongruben als mehrfach überlagert und als Relikt mittelalterlicher Zustände darstellten.

Während in der Speicherer Zunft die einmal gefaßte Ordnung bestehen blieb, die Regeln von 1485 wurden 1610 nur teilweise geändert und blieben dann bis zur Auflösung der Bruderschaft bestehen, ist in Bruch über sieben Jahrzehnte hinweg eine ständig fortschreitende Entwicklung zu verfolgen. Mit immer mehr Bestimmungen versuchte man dort, für eine ordnungsgemäße Abwicklung der Belange innerhalb der Zunft und für eine gerechte Verteilung der Arbeitskräfte und des Produktionsumfanges zu sorgen. Eine ausreichende Ausbildung sollte ebenso wie das Verbot der Preisunterbietung und Abwerbung der Händler zur sozialen Sicherung beitragen. Diese Vorstellungen verlangten gleichermaßen eine Beschränkung aller Privilegien auf einen bestimmten Kreis von Berechtigten. Die kirchliche Bindung, zu Anfang der Konstituierung des Handwerks in Bruch vage gefördert, in Speicher über drei Jahrhunderte von großer Bedeutung, wurde vor diesem Hintergrund völlig verdrängt. Gemeinsam war beiden Gruppierungen das in allen Formen schlichte, ohne äußeres Gepränge stattfindende Zunftleben, das seine Entsprechung in den allgemeinen Lebensformen dieses Raumes hatte.

Ein Beispiel verdeutlicht, daß die Zunftstatuten nur da regulierend eingriffen, wo es die örtliche Situation erforderte, und daß keine allgemein verbindlichen Zunftbestimmungen oder Anlehnungen an andere Statuten zur Anwendung kamen. Für Siegburger Töpfer galt z.B. als Arbeitsjahr die Zeit zwischen Aschermittwoch und Martini (Funke 1927: 39). Ebenso war für die Töpfer in Raeren, das wie Speicher und eine Hälfte Bruchs in den österreichischen Niederlanden lag, die Arbeitszeit vom Tag der hl. Getrud (17.3.) bis 14 Tage nach Allerheiligen beschränkt (Hellebrandt 1967: 141). Das Fehlen jeglicher Arbeitszeitbeschränkung bei den Zünften der Südwesteifel während der Wintermonate trug der Bindung der Krugbäcker an den bäuerlichen Jahresablauf Rechnung, denn für sie war gerade der Winter eine Jahreszeit, wo sie weitgehend ungestört von landwirtschaftlichen Verrichtungen ihrem Handwerk nachgehen konnten.

In der landwirtschaftsorientierten Denkweise lag andererseits auch ein schwerwiegendes Hemmnis für die Entwicklung der Töpferei und eine der tieferen Ursachen für ihre Retardierung. Dies traf für weite Bereiche zu und trat deutlich bei der Versteigerung des Bruderschaftsgeländes in Luxemburg zutage. Es wurde wie alle übrigen Ländereien nach landwirtschaftlichen Gesichtspunkten geschätzt und folglich als unfruchtbar klassifiziert. In diesem Fall war das ein Vorteil für die

Krugbäcker, denn sie bekamen nach dieser geringen Einschätzung den Zuschlag für das Tongelände zu einem günstigen Preis (Kerkhoff-Hader 1976: 187-190). Schädlich wirkte sich eine solche Einstellung bei übergeordneten Stellen aus, als sich auswärtige Firmen für die Tonvorkommen interessierten, ohne sich an Ort und Stelle anzusiedeln. Von gemeindlicher Seite stand man dem Ausverkauf des Tongeländes eher positiv gegenüber, weil der verstärkte Tonabbau Arbeitsplätze für Tongräber und Fuhrleute brachte. „Ich geh' mir eine Rute (Land) verdienen“, hieß er bei der ärmeren Bevölkerung, die sich neben ihrer kleinen Landwirtschaft in den Tongruben im Tagelohn verdingten. Der heimischen Krugbäckerei aber machten die auswärtigen Firmen mit ihrem größeren technischen Aufwand zu schaffen.

Die Krugbäcker der Südwesteifel waren Handwerkerbauern, und ihre Verankerung in beiden Lebensbereichen verhalf ihnen zwar in Zeiten wirtschaftlicher Blüte zu einem gewissen Wohlstand und bewahrte sie bei schlechter Absatzlage in Zeiten der Regression oder bei Aufgabe des Handwerks vor völliger Verarmung, auf der anderen Seite fehlten aber die Anstöße aus gewerblich-wirtschaftlichem Denken oder existentieller Notwendigkeit zu grundlegenden Veränderungen. Die Tendenz zur Konservierung erprobter Arbeitsverfahren über lange Zeiträume ist unverkennbar. Wenn überhaupt, entschloß man sich nur zögernd zu den technischen Neuerungen des 19. und 20. Jahrhunderts. Ansätze zu einer fabrikmäßigen Herstellung von Steinzeug gab es im 19. Jahrhundert nur in einem Fall in Speicher. Dieser Schritt aus dem gruppenkonformen Verhalten war in der individuellen Disposition der Initiativperson begründet. Es ist bezeichnend für das allgemeine Verharren in überkommenen Denkschemata, daß noch heute von der älteren Generation in Speicher die Meinung vertreten wird, der Firmengründer habe die Regeln der – ihrer Auffassung nach bis zu diesem Zeitpunkt bestehenden – Zunft gesprengt, als er in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts zwölf Arbeiter einstellte und damit dem Handwerk einen entscheidenden Schlag versetzt habe.

Der äußeren, rechtlich verankerten Organisation des Handwerks durch die Zunft, die ihre Mitglieder nach außen vertrat, ihnen einerseits Rechte einräumte und Privilegien verschaffte und andererseits zu gruppenkonformem Handeln verpflichtete, standen Formen der inneren Organisation zur Seite, die sich unmittelbar aus der Lebenssituation der Töpfer ergaben wie der Wechsel zwischen handwerklicher und landwirtschaftlicher Arbeit im Ablauf des Jahres. Im Zusammenhang mit dem inneren Aufbau des Handwerks sind die Ofengemeinschaften, d.h. der gemeinschaftliche Besitz eines Krugofens mehrerer Töpferfamilien, und die Rollenverteilung im Handwerk durch Männer-, Frauen- und Kinderarbeit zu nennen. Die allgemeine Aussage der Gewährsleute „gehenkelt und geblaut wurde von Frauen“ legt die Folgerung nahe, daß Töpfer eine Krugbäckertochter als Ehefrau bevorzugten, weil sie die anfallenden Arbeiten von Jugend an kannte. Zur Zunftzeit hatten noch andere Gründe die Wahl einer Tochter aus einem Krugbäckerhaus begünstigt und gleichzeitig die individuelle Entscheidungsfreiheit eingeengt. Bei einer Heirat mit einer außerhalb des Handwerks lebenden Frau wurden Zahlungen an die Zunft fällig, um eine zu große Ausweitung des Kreises der Berechtigten zu verhindern. Die innere Organisation des Handwerks sorgte dafür, daß auch nach 1800 die Ehe mit einer Krugbäckertochter präferiert wurde. Die Fortführung des Handwerks übernahm in den Krugbäckerfamilien nicht immer der

erstgeborene Sohn. Gemäß der zweifachen Orientierung konnte der älteste Sohn zur Entlastung des Vaters die Landwirtschaft ausschließlich betreiben, und erst der zweite Sohn erlernte das Drehen. Das bipolare Dasein der Krubäckerfamilien spielte auch in den ersten Jahrzehnten der fabrikmäßigen Herstellung von Steinzeug in Speicher eine entscheidende Rolle als stabilisierender Faktor.

Die klare Arbeitsteilung zwischen männlichen und weiblichen Familienmitgliedern wurde in den Krubäckerfamilien erst aufgegeben, als gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts vereinzelt das Handwerk nicht mehr wie bisher im Wohnhaus ausgeführt wurde, sondern in Werkstätten ausgegliedert wurde.

Die Bestandsaufnahme in den Dörfern zeigte, daß die Krubäckerhäuser überwiegend im letzten Drittel des 18. und im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts entstanden sind. Die Häuser ehemaliger Krubäcker waren integrierter Bestandteil des bäuerlichen Hausbaues und von der Anlage her nicht als Sondergruppe erkennbar, wenn auch eine gewisse Stattdlichkeit auffällt. Die Stuben waren in der Regel etwas größer als diejenigen der reinen Bauernhäuser. Als Wirkstuben mußten sie außer dem üblichen Inventar noch Platz für das stabgetriebene Wirkrad zum Aufziehen der Gefäße und für den Klieskump, den Trog für das Weichen des Tones, bieten. Gewährsleute gaben häufig als Erkennungszeichen für ehemalige Krubäckerhäuser an: "Die han auch son groß' Stuff". Beim Ausmessen bestätigten sich die Angaben. Auch die steuerliche Veranlagung in den Grundbüchern lag etwas über dem Durchschnitt.

Die Häuser liegen in der Regel mit der Traufenseite zur Straße; Scheune und Stall schließen sich in Längsrichtung an. Es sind queraufgeschlossene Häuser, die früher eine offene Küche im rückwärtigen Teil des Hauses hatten, die man durch den Flur erreichte. Von dort gelangte man in die Stube an der Vorderseite des Hauses, die den Krubäckern als Wohn- und Arbeitsraum diente. In Grundriß, Gliederung und Innenausstattung repräsentieren diese Häuser den Typ des Quereinhauses, der die Südwesteifel als Hauslandschaft mit den Gebieten im Südwesten bis nach Lothringen verbindet und von der übrigen Eifel scheidet.

Die Arrondierung der Krubäckeranwesen durch die Ofenanlagen, für die man, wie es ein achtzigjähriger Krubäcker ausdrückte, "soviel Steine brauchte, daß man ein Haus daraus bauen kann", und seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vereinzelt Erdschuppen und später einige Werkstattgebäude, die zur Auflösung des integrierten Wohn- und Arbeitsbereiches führten, tragen zur Sonderung dieser Hofanlagen innerhalb der dörflichen Bebauungszone bei. Unterstützt wird dieses Strukturmerkmal durch die bei der Analyse der örtlichen Lage nicht zu übersehenden Tendenz der Gesellschaftung der Krubäckeranwesen. In Herforst heißt der Ortsteil, in dem die Krubäckerhäuser in enger Nachbarschaft lagen, "Krugecken", und in Binsfeld lautet die Flurbezeichnung "auf dem Aulend". In bestimmten Zeitabständen ist außerdem in einigen der Orte die wiederkehrende periphere Lage der Anwesen in der dörflichen Bebauungszone zu beobachten. Dieses Rücken an den Ortsrand entspricht zwar den Etappen der Ortserschließung und steht in ursächlichem Zusammenhang mit der regen Bautätigkeit im 19. Jahrhundert, Erklärungsgründe liegen aber auch direkt im Handwerk. In Herforst waren es bei der letzten Abwanderung an den Ortsrand im 19. Jahrhundert individualisierende

Tendenzen, denn man wollte nicht mehr im gemeinschaftlichen Ofen brennen. In Niersbach lag bei der letzten Verlegung einer Krubäckerei an den Ortsrand ein langjähriger Streit mit Nachbarn zugrunde, die sich durch die Brennöfen belästigt fühlten. Dieser Fall, von den Nachbarn über alle Instanzen bis zur obersten Behörde in Berlin ausgetragen, deckt die gewerbebedingte strukturelle Unruhe innerhalb des Dorfes auf.

Zur Sonderung der Krubäckeranwesen im Ortsbild trägt weiter die sichtbare Zeichenbildung auf Türstürzen und Türblättern der Häuser bei, die nicht zum gewöhnlichen Habitus der Dorfbewohner gehörte. Als Embleme eines selbstbewußten Berufsstandes findet man noch heute Krug und Rad an einer ganzen Reihe von ehemaligen Krubäckerhäusern. Sie sind aber auch auf den noch existierenden Klieskumpen zu entdecken, auf Uhrenkästen, Wege- und Grabkreuzen, als Hausmarken oder als Handzeichen der nicht des Schreibens kundigen Krubäcker in Akten des 18. Jahrhunderts.

Die Verbundenheit des Töpferhandwerks mit der Geschichte des Raumes tritt mit Krug und Rad als Symbolen offen zutage. Bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts liefen in allen Krubäckereien der Südwesteifel Wirkräder zum Aufziehen der Gefäße, und in den meisten Häusern taten sie ihren Dienst bis zur Aufgabe des Handwerks. Die stabgetriebenen Töpferräder sind nach Rieth "geradezu eine Begleiterscheinung der römischen Zivilisation", die in allen ehemaligen römischen Provinzen festzustellen ist (Rieth 1960: 54). Wo sich anderwärts nur sprachliche Verbindungen zwischen dem lateinischen *rota figuraris* und dem italienischen *ruota*, dem spanischen *ruoda*, dem französischen *roue a potier* u.a. herstellen ließen, treffen in Speicher Wort und Sache zusammen über römische Schwungscheiben aus Bodenfunden, die in der gleichen Weise angetrieben wurden wie die Wirkräder. Da hier Mühlsteine in sekundärer Funktion im Töpferhandwerk Verwendung fanden, blieben sie aus römischer Zeit im Gegensatz zu den hölzernen Rädern erhalten (vgl. Loeschcke 1923: 5).

Als Erhaltungsgebiet älterer Formen erweist sich das Töpfergebiet noch in einem zweiten sprachlichen Zusammenhang. Wieder können die Gewerbe der Töpfer und in geringerem Umfang – der Händler als Indikatoren für Orts- und Raumbeziehungen in zeitlicher Schichtung ausgewiesen werden.

Die Bezeichnung *Krubäcker*, als noch heute gängige Bezeichnung in den Orten, bildet im "Deutschen Wortatlas" ein sprachliches Reliktgebiet, das mit dem Untersuchungsbereich deckungsgleich ist (Mitzka 1959: Karte 9/7). Im weiten Umkreis ist die Leitform für den Handwerker, der die Tonwaren fertigt *Töpfer*. Nur im Gebiet der Töpferdörfer lautet die Leitform *Krubäcker* und löste hier ältere Formen wie *Aulner*, *Eullner*, *Aulenbäcker* nach langen Zeiten parallelen Gebrauchs ab. *Aul*, vom lateinischen *aula* abgeleitet, bezeichnete ursprünglich ein rotgebranntes Gefäß. Dementsprechend war *Aulner* die Bezeichnung für den Rot- oder Irdenbäcker. Im Großherzogtum Luxemburg heißen die Irdentöpfer in der deutschsprachigen Mundart nach wie vor *Aulebäcker*, *Eile-* oder *Ellebäcker*, und dort bezeichnet *Aul* ein irdenes Gefäß. Im Eifler Töpfergebiet konnte *Aulner* auf die Steinzeugtöpfer übergehen, weil Irdenbäcker in diesem Gebiet seit dem späten Mittelalter zunehmend an Bedeutung verloren. Im 18. Jahrhundert werden *Aulner*

u.ä. und *Krugbäcker* noch gleichzeitig benutzt. Im 19. Jahrhundert fand dann eine Verengung auf *Krugbäcker* statt unter gleichzeitiger Einführung der Bezeichnung *Töpfer* in der Amtssprache, jedoch ohne Auswirkung im täglichen Leben. Die Speicherer Händlersprache konservierte dagegen mit *Ohles* als Bezeichnung für einen Topf bis in das 20. Jahrhundert ältere kulturräumliche Zusammenhänge.

IV. Fazit

Überblickt man die ausgewählten Ergebnisse aus der Mikroanalyse zu soziokulturellen Ausprägungen in den Gewerbedörfern der Südwesteifel, so ist festzuhalten, daß über die Gruppen der Händler und der Töpfer die *Gemeinde* und der *Raum* aufzuschließen sind. Die *Integration* in das Dorfgefüge und die *Partizipation* am kulturellen Bestand der Südwesteifel haben neben der *Sonderung* durch gewerbebedingte Faktoren maßgeblichen Anteil. Als Fazit aus den hier angeschnittenen Fragekomplexen ist zu ziehen:

- Das Spannungsgefüge zwischen statistischen Werten und der Definierung als Gewerbedorf hat in den betreffenden *Gemeinden* einen unterschiedlichen Bedeutungshorizont.
- Die Beziehungen zum *Raum* sind zweifacher Art. Es sind zum einen die Interdependenz zwischen spezifischen Gruppen und dem von ihnen gebildeten Töpfergebiet, und zum anderen ist es die Beziehung zur Region als solcher.
- Die *Teilhabe* (Integration/Partizipation) der Töpfer und Händler an allgemeinen Lebensformen und -normen finden in verschiedenen Rollen als Dorfbewohner, als Bauer und als Töpfer resp. Händler statt.
- Eine *Sonderung* erfahren die Töpfer und Händler gegenüber den übrigen Dorfbewohnern durch ihre Spezialisierung im Gewerbe. Insbesondere die Töpfer weisen gruppenspezifische formelle und informelle Organisationsformen auf und treten aus der übrigen Bevölkerung mit sichtbaren Äußerungen ihrer Gruppeneigenschaft hervor.

Literatur und Quellen

Verweise auf Literatur und Archivmaterial sind nur an exponierter Stelle gegeben. Umfassendere Hinweise sind der Gesamtuntersuchung (s. Kerkhoff-Hader) zu entnehmen, die in Kürze als Band der Reihe "Rheinisches Archiv" im Röhrscheid Verlag Bonn erscheinen wird.

- Hermann Aubin / Theodor Frings / Josef Müller
1926 Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden, Nachdruck Bonn 1966
- Sigrid Braun-Budde
1969 Die Wald- und Holzwirtschaft der Eifel, Diss. Bonn.
- Wilhelm Friedrich Funke
1927 Die Entwicklung des rheinischen Töpfergewerbes seit dem 15. Jahrhundert, Bergisch Gladbach.
- Wolfgang Hartke
1963 Die geographischen Funktionen der Sozialgruppe der Hausierer am Beispiel der Hausiergemeinden Süddeutschlands. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde*, Bd. 31, 2. Heft, S. 209 - 232
- Heinrich Hellebrand
1967 Reaerer Steinzeug. In: *Raerer Steinzeug (= Aachener Beiträge für Baugeschichte und Heimatkunde, Bd. 4)*, Aachen, S. 9 - 162
- Reiner Hildebrandt
1963 Ton und Topf. Zur Wortgeschichte der Töpferware in Deutschland (= Beiträge zur deutschen Philologie, Bd. 30 hrsg. von L. E. Schmitt) Gießen.
- Geroge A. Hillery
1974 Definition von Gemeinde. In: *Materialien zur Siedlungssoziologie (= Neue wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 69 Soziologie)*, hrsg. von P. Atteslander und B. Hamm, Köln (Abdruck von 1955).
- Bärbel Kerkhoff-Hader
1976 Lebens- und Arbeitsformen der Töpfer in der Südwesteifel. Ein Beitrag zur Steinzeugforschung im Rheinland, Diss. Bonn (bisher unveröffentlicht, s.o.).
- Siegfried Loeschke
1923 Tonindustrie von Speicher und Umgebung, (Sonderdruck) Trier.
- Emil Meynen
1967 Das Bitburger Land (= *Forschungen zur deutschen Landeskunde, Bd. 26,3*), 2. Aufl. Godesberg.
- Walter Mitzka/Ludwig Erich Schmitt
1959 Deutscher Wortatlas, Bd. 8 Gießen 1958; Bd. 9, Gießen.
- Adolf Rieth
1960: 5.000 Jahre Töpferscheibe, Konstanz.
- Margret Stacey
1974 Totalität: Ein Mythos in Gemeindestudien. In: *Materialien zur Siedlungssoziologie*, hrsg. von P. Atteslander und B. Hamm (= *Neue wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 69, Soziologie*) Köln, S. 77 - 78 (gekürzter Abdruck von 1969)
- Johann Weber
1970 Flurnamen von Speicher und Umgebung, hrsg. von Jacob Plein, (Speicher).
- Matthias Zender
1958 Das Brauchtum als Zeugnis für Wesensart und Gliederung des Mosellandes. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 54, Jg., S. 12 - 43

1967 Das Volksleben in der Westeifel in seiner Eigenart. In: *Das Bitburger Land*,
Schriftleitung Josef Hainz, Bitburg, S. 413 – 429

1977 Die Westeifel zwischen Tradition und Neuerung. In: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde*, 23. Jg., S. 7 – 21

Peter Zirbes

1902 Eifelsagen und Gedichte, 5. Aufl. Koblenz.

Quellen

1. Bistumsarchiv Trier (BA Trier), Zunfturkunde Speicher, Abschrift von 1790
2. Landeshauptarchiv Koblenz (LHA Koblenz) 665.170.245
655.170.108
655.188. 89
1 D 178
587/5 Nr. 2, 1. + 2. Teil
3. Schule Bruch, Schulchronik Bruch II (1949 – 1972), Eintragung Lehrer Thieser, S.
19 – 31
4. Staatsarchiv Luxemburg (StA Luxemburg) CP 563

Stadtfest und Stadtstruktur

HERBERT SCHWEDT

Die folgenden Überlegungen beruhen auf einer Untersuchung der Mainzer Fasnacht, die in den Jahren von 1973 – 1976 von einer Forschungsgruppe durchgeführt wurde (Analyse eines Stadtfestes 1977). Kernstück dieser Untersuchung war eine repräsentative Umfrage im Frühsommer des Jahres 1975. Die Auswertung der dabei gewonnenen Daten lieferte u.a. Informationen über die Teilnahme oder Nichtteilnahme am Fest; damit war es möglich, Typenreihen aufzustellen, deren Charakteristika zu beschreiben und die Wechselbeziehungen zwischen Aktivitäten, demographischen Merkmalen und Einstellungen zu Fest und Stadt zu bestimmen.

Erste Daten vermittelten quantitative Eindrücke: immerhin hatten fast 80 % der Befragten den Rosenmontagszug gesehen, jeweils rund ein Drittel hatten Sitzungen und Bälle besucht, beachtliche Mehrheiten befürworteten eine finanzielle Unterstützung des Rosenmontagszuges durch die Stadt oder sahen deren Ruf durch das Fest gefördert. Einige Büttnerredner konnten geradezu traumhafte Bekanntheitsgrade verbuchen.

Aber das sind Rohdaten, die, undifferenziert gehandhabt, allenfalls einen Fremdenverkehrsprospekt zieren könnten. Tatsächlich müssen solche statistischen Werte behutsam und hartnäckig befragt werden, und dabei darf die Geschichte des Festes oder einzelner Festelemente nicht außer acht gelassen werden. Das macht eine solche Untersuchung zu einem außerordentlich komplexen Unterfangen, und das bedeutet, daß hier nur einige zentrale Ergebnisse vorgestellt und der Diskussion empfohlen werden können.

Ein solches Resultat von zentraler Bedeutung war die Tatsache, daß, auf's Ganze gesehen, die Teilnahme am Fest kein Schichtspezifikum ist. Im Gegenteil: die Fasnachter spiegeln in ihrer Zusammensetzung noch die Besonderheit der Sozialstruktur einer Universitäts- und Landeshauptstadt wider. Aber dieser gefährliche Satz – gefährlich deshalb, weil er zu unbegründetem "Alle machen mit" - Jubel verleiten könnte – dieser Satz also darf so nicht stehen bleiben; er muß vielmehr einigen Relativierungen unterworfen werden.

Zunächst ist, erstens, darauf hinzuweisen, daß nicht alle Positionen der sozialen Skala in der Fasnacht hinlänglich vertreten sind: nach Ausbildung, Beruf und Einkommen scheinen die obersten und untersten Positionen unterrepräsentiert zu sein. Freilich bilden diese Straten in der Umfrage keine signifikanten Größen, die entsprechenden Daten bewegen sich im Bereich der Fehlerquoten. Trotzdem machen sie wahrscheinlich, daß zwar die Facharbeiter, nicht aber die Hilfsarbeiter adäquat vertreten sind, und daß vermutlich mit steigender formaler Bildung und hohem Einkommen eine größere Distanz zur Fasnacht verbunden ist. Festzuhalten ist jedoch ungeachtet dieser Einschränkungen, daß sich aus dem Bereich der sozialen Mittelschichten – Facharbeiter, Handwerker, Angestellte, Beamte, Selbständige – die Gruppe der Fasnachter rekrutiert.

Aber natürlich gibt es, zweitens, den oder die Fasnachter nicht. Vielmehr hält das Fest eine Skala von Angeboten bereit, die unterschiedlich genutzt werden. Nicht alle dieser Angebote sind von uns untersucht worden; immerhin steht fest, daß den Sitzungs-, Ball- und Rosenmontagszug-Besuchern jeweils spezifische Merkmale zugeschrieben werden können. Freilich gibt es, sieht man genauer hin, auch den oder die Sitzungsbesucher nicht – Sitzung ist nicht gleich Sitzung, Ball nicht gleich Ball. Aber gerade diese Vielfalt von Angeboten ermöglicht die Partizipation der Vielen, eben indem sie der Sozialstruktur der Stadt entspricht: zwar schunkelt die Frau Direktor nicht mit dem Postboten, aber beiden bietet sich immerhin die Gelegenheit zu dieser merkwürdigen Tätigkeit. Festzuhalten ist also, daß das Fest im Ganzen zwar weitgehend stratenneutral erscheint, daß seine Angebote aber schichtspezifisch genutzt werden können.

Drittens schließlich darf nicht übersehen werden, daß die Perspektiven der Fasnachter auf das Fest gänzlich unterschiedlich sein können: ein Konservativer mag sich der Bestätigung seiner Auffassungen durch nicht wenige Büttenreden erfreuen, ein Kommunist meint: "Wer nicht Fasnacht feiert, ist Reaktionär" – so geschehen in einem unserer Interviews. So mögen entgegengesetzte Vorstellungen von der Fasnacht zum gleichen Ergebnis führen – zum Mitfeiern.

Diese Relativierungen sind unverzichtbar, denn sie erlauben, weiter zu fragen. Wenn die Teilnahme am Fest nicht einer bestimmten sozialen Schicht vorbehalten ist, müssen die Fasnachter auf andere Weise zu bestimmen sein. Es leuchtet unmittelbar ein, daß gewisse demographische Merkmale im Spiel sind. Fasnachter sind überdurchschnittlich oft Katholiken, leben schon lange in Mainz oder sind da geboren, gehören den mittleren Altersgruppen an, sind verheiratet und haben mehr Kinder als die Durchschnittsmainzer. Über jedes dieser Merkmale und andere wäre zu diskutieren, aber das ist an anderer Stelle schon geschehen. Zu den demographischen Merkmalen treten sozialpsychologische. Das zeigt sich besonders deutlich bei der Kategorie der "Supernarren", bei jenen 11 % der Befragten, die sowohl Sitzungen als auch Bälle besucht und dazu auch noch den Rosenmontagszug gesehen haben. Diesen Menschen gerät ihre Umwelt, gerät auch die Fasnacht zum problemlosen, vielleicht allzu harmonischen Erlebnis. Sie sind besonders gesellig, laden häufiger als andere Freunde zu sich ein, sind häufiger in Vereinen organisiert, denen sie auch bevorzugt ihre Freizeit widmen. Dazu paßt, daß sie beispielsweise vom Lesen nicht sehr viel halten – möglicherweise fehlt ihnen die Zeit dazu, wahrscheinlich die Disposition. Dafür spricht die Antwort auf die Frage nach Zeitungsartikeln, die sie gerne lesen würden: närrische Themen finden ihr besonderes Interesse, die moderne Kunst dagegen beschäftigt sie kaum. Mainz, ihre Stadt, finden sie großartig, und großartig die Mainzer Fasnacht. Keineswegs haben sie sich auf die drei genannten Veranstaltungen beschränkt, den Rosenmontag, die Sitzungen, die Bälle. Sie haben vielmehr auch öfter als andere Vorortzüge gesehen und bei sich zu Hause gefeiert, und über alle Fasnachtseignisse haben sie sich intensiver als der Durchschnitts-Mainzer in der Tageszeitung informiert. Kein Wunder, daß sie an Fasnacht auch viel leichter als andere mit Fremden ins Gespräch gekommen sind, viel mehr neue Bekanntschaften geknüpft haben und nahezu einhellig das Gefühl haben, so richtig in Stimmung gewesen zu sein.

Über diesen Typus von aktiven, geselligen, etablierten Fasnachtern sind vier Bemerkungen zu machen, die für das Verhältnis von Fest und Stadt von Bedeutung sind.

1. Unter den habituellen Fasnachtern sind die jungen Eltern stark überrepräsentiert, diejenigen also, die Kinder unter 14 Jahren haben. Diese Kinder wiederum sind sehr viel häufiger als andere auf fasnächtlichen Kinderveranstaltungen zu finden – die Fasnacht dürfte in ihrem Sozialisationsprozeß eine besondere Rolle spielen. Die Schlußfolgerung liegt nahe, daß der Kreis der aktiven Fasnachter sich reproduziert. Das mag ganz natürlich erscheinen, und in der Tat gibt es in Mainz berühmte Fasnachter-Dynastien. Aber das bedeutet auch die Tendenz zu einer geschlossenen Gesellschaft innerhalb des Festes und der Stadt.
2. Diese Gesellschaft identifiziert sich bis zur völligen Kritiklosigkeit mit der Fasnacht. Je aktiver der Fasnachter, desto weniger scheint er über sein Fest nachzudenken. Er will weder mehr Dialekt in der Bütt noch mehr Mainzer Themen, von politischen und kritischen Büttenreden hält er garnicht viel. Es scheint, daß ihm alles gerade so gefällt, wie es ist, und eine solche Haltung ist für die Mainzer Fasnacht vermutlich nicht ungefährlich.
3. Diese gleiche Haltung zeigen die Fasnachter auch im Verhältnis zur Stadt Mainz, welche sie überdurchschnittlich oft positiv, unterdurchschnittlich oft negativ beurteilen.

Bei den Nichtfasnachtern liegen die Einschätzungen umgekehrt. Vermutlich handelt es sich dabei um Aufhebungen kognitiver Dissonanzen, um den Versuch also, Tun und Wissen, Handlungen und Bewußtsein in Einklang zu bringen. Solche Versuche mögen zum Fundus gängigen Sozialverhaltens gehören, bilden aber kaum eine Grundlage rationalen Denkens oder Handelns.
4. Nach allem Gesagten läßt sich die gängige Behauptung kaum halten, nach der die Fasnacht eine Möglichkeit zum Austoben bietet, ein Kontrasterlebnis zur Alltags- und Arbeitswelt. Im Gegenteil: der typische Fasnachter scheint auch im übrigen Verlaufe des Jahres kein Kind von Traurigkeit zu sein. Am ehesten und intensivsten feiern an Fasnacht diejenigen, die das auch sonst tun; Fasnacht vermittelt denjenigen die meisten Kontakte, die auch sonst nicht eben unter Einsamkeit leiden; das Fest dient der Integration der ohnehin Integrierten.

Solche Bemerkungen müssen keine Resignation signalisieren oder gar Ablehnung der Fasnacht. Vielmehr sind die Untersuchungsergebnisse auf die Möglichkeiten zu befragen, das Fest für alle Interessenten zu öffnen. Das Thema dieses Kongresses – Gemeinde im Wandel – ist für Mainz in besonderer Weise relevant. Die Stadt wurde nach dem 2. Weltkrieg Hauptstadt eines neugebildeten Bundeslandes, hier wurde eine rasch expandierende Universität neu angesiedelt, das ZDF ließ sich in Mainz nieder. Es scheint, daß sich Mainz auf eine Großstadt hin entwickelt. Für die Fasnacht muß das Folgen haben, und ich würde eine behutsame Steuerung einer entsprechenden Entwicklung nicht als Manipulation bezeichnen. Voraussetzung einer solchen Steuerung ist allerdings eine möglichst exakte Kenntnis der Beziehungen zwischen den Angeboten des Festes und den Möglichkeiten unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen, diese Angebote anzunehmen. Die Ergebnisse unserer Untersuchung können hier Handreichungen bieten. Dazu ist allerdings eine Einigung darüber erforderlich, welches die Prämisse einer solchen Handreichung

sein muß. Darüber kann es gewiß unterschiedliche Meinungen geben; meine ist: der demokratische Charakter von Volksfesten muß sich an ihrer Fähigkeit messen lassen, offen zu sein für alle Bevölkerungsgruppen. Das heißt, umgekehrt, daß ein Volksfest diesen Anspruch in dem Maße nicht erfüllt, wie es generell Personen und Gruppen ausschließt.

Offenheit für alle kann freilich nicht heißen, daß alle mitmachen, etwa gar mitmachen müssen. Ein solch totaler Anspruch wäre ein untrügliches Indiz für eine totalitär organisierte Gesellschaft, und es ist kein Zufall, daß Diktaturen das öffentliche Fest als bevorzugtes Mittel der Gleichschaltung, der Manipulation und Repression benutzen. Das demokratische Fest dagegen muß gerade auch das Recht zur Distanz garantieren, Meinungsvielfalt auch ihm selbst gegenüber. Der "Phili-ster", der "Mucker", der Nicht-Mitmacher muß in sein gutes Recht gesetzt werden; und es ist an ihm, ob er sich zu seinem wie auch immer motivierten Desinteresse bekennt oder seine feiernden Nachbarn mit Intoleranz oder Herablassung beurteilt.

Die Frage hat also zu lauten: Wie steht es mit der Offenheit oder der Exklusivität der Mainzer Fasnacht? Hat sie Angebote für alle oder sperrt sie Einzelne oder Gruppen aus? Zunächst fällt auf, daß Fasnacht nicht mehr zur "Lust der Begüterten" dient – dies ein Wort von Reis aus dem Jahre 1841 (Reis 1841:272). Tatsächlich lassen unsere Daten nicht mehr viel von der hierarchischen Gesellschaftsstruktur erkennen, die mit den Begriffen "oben" und "unten" recht einfach zu bezeichnen war. Sie weisen vielmehr auf die kulturelle Vorherrschaft der genannten breiten Mittelschicht hin. Diese Mittelschicht aber, welche die kulturellen Standards setzt, tendiert eben dadurch dazu, Randgruppen aller Art zu produzieren und gleichzeitig zu diskriminieren – andere als eigene Standards duldet sie kaum. Sie hat auch Fasnacht-Standards gesetzt. Dafür gibt es nicht wenige Hinweise, die durch Daten gestützt sind.

Es ist nachweislich nicht mehr notwendig, besonders begütert zu sein, um die Fasnacht genießen zu können; aber es ist offenbar notwendig, eine solide Existenz zu haben, deren Kennzeichen weitaus eher in einer abgeschlossenen Berufsausbildung zu finden als im jeweiligen Netto-Haushaltseinkommen. Dieses Muster ist kein fasnachtliches, sondern entspricht denen unserer industriellen Gesellschaft. Es ist nur konsequent, aus diesem Tatbestand zu folgern: es geht nicht darum, Sitzungen für wenig qualifizierte Hilfsarbeiter zu veranstalten; es geht vielmehr darum, jedem Jugendlichen die Möglichkeit einer Berufsausbildung zu verschaffen. Vielleicht wird er dadurch kein Fasnachter werden, aber er wird freier entscheiden können, ob er es sein will oder nicht.

Anders liegen die Dinge bei einer anderen, statistisch relevanten Gruppe: den alten Leuten. Sie sind wenig am Fasnachtsgeschehen beteiligt, es sei denn über die Medien. Hier sind voreilige Empfehlungen nicht angemessen, weiterführende Untersuchungen dringend erwünscht. Denn es gibt mehrere Möglichkeiten, über die das vorliegende Material keine Urteile gestattet. Sie, die Alten, können vielleicht die Fernseh-Fasnacht wirklich genießen, sich also darüber freuen, das Hauptgeschehen zu verfolgen, ohne dem Trubel ausgesetzt zu sein; sie können diese Freude aber auch empfinden, weil ihnen keine Alternative offensteht, und sie können vielleicht auch ganz einfach traurig sein. Viel "vielleicht", das ist wahr;

aber hier ließen sich Möglichkeiten denken, die Fasnachtsangebote für alte Menschen neu zu überdenken, wenn es denn schon an sozialpolitischen Vorschlägen für deren Integration mangelt. Die Organisatoren der Fasnacht hätten nicht das nahezu unlösbare Problem des Alterns in unserer Gesellschaft zu lösen; es genügte, wenn sie die Fasnacht für diese Gruppe offen gestalteten.

An der Elle der Offenheit gemessen, erweist sich von den genauer untersuchten Angeboten der Mainzer Fasnacht der Rosenmontag mit seinem Zug als das optimalste Element. Wer da an der Straße steht, ist kaum Zwängen unterworfen, er kann trinken, muß es aber nicht; er kann mit Fremden sprechen oder das bleiben lassen; er muß weder tanzen, noch schunkeln, noch singen. Er ist ungleich freier als auf einem Stuhl im Sitzungssaal. Daraus erklärt es sich wohl, daß das Publikum des Rosenmontagszuges weit eher dem Mainzer Durchschnitt entspricht als etwa das der Sitzungen. Und dazu paßt auch, daß im Bund Deutscher Karneval in den letzten Jahren gerade von jüngeren Mitgliedern eine stärkere Förderung des Straßenkarnevals gefordert wurde, und daß über diese Forderung nun in Gesellschaften und Verbänden debattiert wird. Tatsächlich kann der Rat an die Praktiker lauten, sich an solchen Tendenzen zu orientieren, tatsächlich muß als Ergebnis dieser Untersuchung die weitere Entwicklung des Straßenkarnevals empfohlen werden: die Marktähnlichkeit, das Flanieren, die Zwanglosigkeit bieten auch dem Unsicheren, dem Fremden, dem Isolierten die besten Anknüpfungspunkte.

Freilich sind es nicht allein derartige Schlußfolgerungen, die sich aus einer Fest-Untersuchung ergeben. Mir drängt sich mehr und mehr die Frage auf, ob das Gesellschaftsbild, welches die Mainzer Fasnacht zeigt, nicht weit über dieses Fest und die Stadt Mainz hinaus gilt. Vorhin war von den kulturellen Standards die Rede und von den Randgruppen, welche die sozialen Mittelschichten produzieren. Das erinnert an die Entdeckung der "nivellierten Mittelstandsgesellschaft" (Schelsky 1965:332) durch Soziologen der fünfziger und frühen sechziger Jahre. Diese Sichtweise ist späterhin entschieden kritisiert (vgl. u.a. Claessens, Klönne, Tschöpe 1965: 318 – 320), es ist ihr sogar eine Beschwichtigungsfunktion beige-messen worden. Vielleicht ist das zu eifertig geschehen; vielleicht wurde das kritische Potential unterschätzt, welches dieses Konzept bereitstellen könnte. Hans Magnus Enzensberger hat es – möglicherweise unbewußt – in einer "soziologischen Grille", wie er seinen Aufsatz nennt, aufgegriffen: "Von der Unaufhaltsamkeit des Kleinbürgertums" (Enzensberger 1976: 1 – 8). Er spricht dort von der Unmöglichkeit, sich kleinbürgerlichen Mustern zu entziehen, die in alle Winkel unseres Lebens hineinwirken, findet selbst die Terroristen unverkennbar kleinbürgerlich und sieht satirisch die Auswanderung auf eine einsame Insel als einzige Ausweichmöglichkeit, nur: die Polstergarnitur, so mutmaßt er, könnte ihn bei Ankunft dort schon erwarten. Der Eindruck, den mir die Daten über die Mainzer Fasnacht vermittelt haben, findet sich in Enzensbergers Glosse besser formuliert als in diesem kurzen Berichte. So wie die Polstergarnitur immer schon da ist und soziale, regionale und ethnische Varianten der Möbelkultur verdrängt hat, so hat der Einheitskarneval einen differenzierten Formenfundus überflüssig gemacht, hat ein aufs Trottelhafte gestanzter Weihnachtsmann unzählige lokale und regionale Maskenfiguren und Brauchformen verdrängt. Das bedeutet aber wohl, daß Kulturgut längst nicht mehr absinkt, sondern daß kulturelle Standards wie aus einer um sich selbst rotierenden breiten Scheibe zentrifugal abgesondert werden in Randsegmente: die Polstergarnitur hat ihren Mustercharakter auch für Leute, die sich keine leisten

können, und sie hat ihn auch für diejenigen, die einen Rohleder- oder Zebrafell-Bezug für standesgemäß halten. Je breiteren Raum, so scheint mir, die Mittelschicht-Standards gewinnen, desto dünner wird die Überlebensluft in den schmalen Randzonen, und je mehr ich Einblicke in die gegenwärtige Situation von Karneval und Fasnacht gewinnen konnte, desto sicherer glaube ich, diese These belegen zu können. Das Konzept der "nivellierten Mittelstandsgesellschaft" hat, so gesehen, nichts Beschwichtigendes mehr an sich, im Gegenteil: es gibt, um beim Thema zu bleiben, nichts weniger Nürrisches als die karnevalistische Einheits-Schunkelkultur, und sie ist in der Tat so unaufhaltsam, wie Enzensberger das vermutet. Nur freilich: gerade das Unaufhaltsame verdient, aufgehalten zu werden, und eben das scheint mir eine im wahren Sinne des Wortes nürrische Haltung zu sein.

Literatur

Analyse eines Stadtfestes. Die Mainzer Fastnacht. Hrsg. von der volkskundlichen Forschungsgruppe "Mainzer Fastnacht" unter der Leitung von Herbert Schwedt. Wiesbaden 1977 (= Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung, 1).

Reis, Eduard

1841 Mainzer Silhouetten und Genrebilder. Ein Panorama des heutigen Mainz. Mainz.

Schelsky, Helmut

1965 Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze. Düsseldorf.

Claessens, D./Klönne, A./Tschöpe, A.

1965 Sozialkunde der Bundesrepublik Deutschland. 4. überarb. Aufl. Düsseldorf, Köln.

Enzensberger, Hans Magnus

1976 Von der Unaufhaltsamkeit des Kleinbürgertums. Eine soziologische Grille. In: Kursbuch 45, S. 1 – 8.

Ortsbewußtsein in einem Arbeiterdorf Einflüsse der Gemeindereform*

ALBRECHT LEHMANN

In den letzten 10 Jahren haben beinahe alle Bundesländer mit Flächenstaatscharakter in ihren Gemeinden und Landkreisen bedeutsame Änderungen von Gebietseinheiten erlebt. Diese werden im allgemeinen als Verwaltungsreformen oder Gemeindereformen bezeichnet. Allen lagen gleichartige Ziele zugrunde; die Änderungen wurden aber auch in den einzelnen Bundesländern mittels übereinstimmender politischer Praktiken verwirklicht. Es ging erklärtermaßen darum, die Organisationsmacht der Verwaltungen in den Kreisen und Gemeinden zu vergrößern; wobei die Bevölkerung kaum die Möglichkeit erhielt, sich am vorausgehenden Planungsprozeß zu beteiligen. Dieser oblag stattdessen in der Regel einigen ausgewählten Kommunalpolitikern und besonders den Ministerialbeamten des jeweiligen Landesinnenministeriums und den Parlamentariern der Innenausschüsse der Landesparlamente. Die Rolle der kommunalen Parlamente könnte leicht überschätzt werden. Nicht selten erschöpfte sich – besonders bei den Kreisreformen – ihr Beitrag in Appellen und Protesten gegenüber der jeweiligen Landesregierung, die häufig in sogenannten "Anhörterminen" im entsprechenden Ministerium kulminierten. (Nieders. Landesregierung 1973: 503 – 509, Jauch 197: 12 – 35, Weber 1969).

Man wird bei der gebotenen Kürze zusammenfassen können, daß alle diese nach langwierigen Planungsprozessen mit teilweise komplizierten Mechanismen formal-demokratischer Legitimation erreichten Reformen ihrer Intention nach vor allem Erweiterungen der sachlichen Kompetenz (z.B. Verlagerung von Vollmachten vom Kreis auf die Gemeinden) und des räumlichen Zuständigkeitsgebiets der kommunalen Verwaltungsbehörden bedeuteten.

Hier stellt sich beinahe von selbst die Frage, in welcher Weise Veränderungen der kommunalen Herrschafts- und Gebietseinheiten sich im Bewußtsein der von ihnen betroffenen Bevölkerung niederschlagen. Es steht also im folgenden – in der Terminologie René Königs – die Beziehung zwischen "Verwaltungseinheit Gemeinde" und "Gemeinde als sozialer Wirklichkeit" im Mittelpunkt (König 1958: 28).

Als Beispiel wird die Gebiets- und Verwaltungsreform in der niedersächsischen Gemeinde Kreiensen gewählt. Diese liegt etwa 40 km nördlich von Göttingen und ist Teil des Verwaltungsbezirks Braunschweig. Durch Landesgesetz kam es hier am 1. März 1974 dazu, daß aus 15 vordem politisch eigenständigen Gemeinden eine neue "Einheitsgemeinde Kreiensen" wurde. Deren einzelne Teilgemeinden unterscheiden sich sehr gravierend hinsichtlich ihrer Einwohnerzahl, ihrer sozialen Differenzierung, ihrer Infrastruktur und Wirtschaftskraft; natürlich ebenso bezüglich vieler aus diesen sozialen Gegebenheiten resultierender kultureller Erscheinungen.

*) Dieser Vortrag wird in leicht gekürzter Form in der "Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie" 1978 publiziert.

Nach demographischen Kriterien handelte es sich bei der Mehrheit der Dörfer um gemeindliche Mischtypen mit überwiegend Arbeiter- und Bauernbevölkerung; jedoch waren ebenfalls Dörfer repräsentiert, in denen das bäuerliche Bevölkerungselement in seinem Anteil und seiner kulturellen Bedeutung dominierte. Die beiden wirtschaftlich bedeutendsten und in der Einwohnerzahl größten Gemeinden waren der Beamtenort Kreiensen (Eisenbahnknotenpunkt und zentrales Postamt – ca. 3000 Einwohner) und die Arbeitergemeinde Greene (über 2000 Einwohner). Beide Orte standen in heftiger Ortskonkurrenz, mindestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Kreiensen entwickelte sich damals vom kleinen Bauerndorf zum wirtschaftlich bedeutenden Eisenbahnknotenpunkt, während Greene zunächst ein Domänendorf mit überwiegend kleinbäuerlicher und unterbäuerlicher Bevölkerung blieb (Lehmann 1976: 7 ff). Die Beziehungen zwischen diesen beiden Nachbardörfern werden im folgenden mehrfach zur Sprache kommen.

Ich will nun den Prozeß aus der Perspektive eines Greener Einwohners darstellen und kommentieren.

Meine Beobachtungen begannen 1965; ich habe sie bis in die Gegenwart hinein fortgesetzt. An anderer Stelle (Lehmann 1976: 2 u. 6) habe ich bereits ausführlich meine soziale Position im Milieu beschrieben, im wesentlichen ebenso mein methodisches Vorgehen. Kurz erwähnt sei hier nochmals eine Interviewreihe des Jahres 1972, die den Lebensverhältnissen im Arbeitsleben stehender Arbeiter und ihrer Familien galt. Daraus bezogen sich einige der Fragen direkt oder indirekt auf die Gebietsreform, die damals im Planungsstadium war. Anfang des Jahres 1977 – also 3 Jahre nach der Reform – kam eine kleine schriftliche Umfrage an 126 Schülern der örtlichen Mittelpunkt-Hauptschule dazu. In ihr ging es um die Einstellung 12 bis 16 jähriger Schüler zur nun 3 Jahre alten gleichwohl immer noch "neuen" politischen Großgemeinde, sowie auch zu den Mitschülern aus den vormalig selbständigen Gemeindeteilen. Die meisten Erkenntnisse ergaben sich aber zweifellos durch mein beinahe 13jähriges Zusammenleben mit der Bevölkerung des Ortes. Psychologen wählen für Beobachtungen von so erheblicher Dauer zuweilen die Bezeichnung "teilnehmende Erfahrung" (Bühler/Ekstein 1973: 381).

Diese Möglichkeit zur Langzeitbeobachtung sollte, wie ich meine, zu einer Prozeßanalyse genutzt werden. Falls sie gelingt, wird das Bewußtsein – das Ortsbewußtsein – nicht statisch gesehen, sondern vielmehr in seiner zeitlichen Dimension – im Prozeß des Wandels. Es sollen zunächst drei phasenartige Zeitabschnitte betrachtet werden. Phase 1 beginnt 1965 und endet 1972. Sie umfaßt die Zeit, in der die bevorstehenden Wandlungen das Bewußtsein der hier lebenden Menschen erreichten. Der zweite Abschnitt umgreift etwa die Jahre 1972 bis 1974, die Periode des eigentlichen politischen Handlungsprozesses. Er endet, als die Reform formell vollzogen ist. Phase 3 reicht von diesem Zeitpunkt bis hinein in die Gegenwart. Abschließend geht es um die Frage, wie die Entwicklung des Ortsbewußtseins in nächster Zukunft fortschreiten könnte. Die Aussagen der Schüler liefern dazu einige Hinweise.

Ein Wort noch zum Sprachgebrauch und dem diesem zugrundeliegenden kulturellen Tatbestand: Es werden in diesem Referat verschiedene Bezeichnungen für die Tatsache gewählt, daß Menschen ihren Wohnort als von anderen Orten abgehoben empfinden und daß sie sich selbst mit den räumlichen und sozialen Gegebenheiten

ihrer speziellen Gemeinde oder Teilgemeinde identifizieren. Zur Auswahl stehen vor allem "Ortsbewußtsein", "Ortsbezogenheit" oder auch "örtliche Identität" und gar gelegentlich "Heimatbewußtsein". (Greverus: 1973: 30 f). Selbstverständlich geht es nicht darum, welchem Ausdruck hier im einzelnen der Vorzug gegeben wird, sondern um die in den Bezeichnungen anklingende zentrale Problematik der Vorbedingungen und Variablen, die zur Entwicklung sozio-ökologischer menschlicher Beziehungen führen.

Daß sehr häufig privilegierte Beziehungen zu bestimmten Teilen der Umwelt, namentlich zu den räumlichen Gegebenheiten von je besonderen Gemeinden und ebenso zu den in ihnen lebenden Menschen bestehen, wird also vorausgesetzt. Einige für diesen Tatbestand konstitutive Zusammenhänge seien angedeutet: Als besonders relevant erweisen sich kulturelle Prägungen im Verlauf der räumlichen Umweltorientierung im primären Sozialisationsprozeß; ebenso bestimmte soziale Erfahrungen, die zur ersten Erschließung der sozialen Umwelt führen. Wenn diese Erfahrungen in der Innenwelt eines bestimmten relativ überschaubaren dörflichen Milieus erworben werden, dann wird unterstellt, daß dadurch nachhaltige Eindrücke im Sinne einer sozio-ökologischen Identität entstehen können. Diese prägenden Einwirkungen sind wohl grundsätzlich veränderbar, gleichwohl aber nicht leicht umkehrbar, vor allem nicht beliebig schnell, zumal die psychische Flexibilität im Lebensprozeß abnimmt.

Nun zur Schilderung des Verlaufs.

Als 1965 meine Beobachtungen begannen, war von der Gemeindereform noch nicht die Rede. Jedoch: Es gab schon einige vorausgehende Entwicklungen, in deren Ablauf Teilbereiche der politischen oder kulturellen Selbständigkeit der einzelnen benachbarten Gemeinden immer wieder in Frage standen. Verschiedene die Gemeindegrenzen übergreifende Planungen und Regelungen oblagen sogenannten Zweckverbänden. Jede der einzelnen Gemeinden gehörte mehreren dieser überörtlichen Systeme an, Einzelne, etwa der "Müllabfuhrzweckverband" oder der "Abwasserzweckverband", erreichten kaum das Bewußtsein der Einwohner. Sie blieben Angelegenheit der unmittelbar beteiligten "Experten". Hingegen sorgten die Planungen der verschiedenen Schulzweckverbände (für Grund- und Hauptschulen) für zahllose Konflikte, die hier wie andernorts nicht allein die Gemeindepolitiker, sondern auch die Bevölkerung berührten.

Für unsere Region bedeutete die Schulreform vor allem, daß 23 Gemeinden der Umgebung ihre Hauptschüler in eine Mittelpunktschule entsenden sollten, deren Gebäude damals noch nicht existierten. Schließlich wurde das Arbeiterdorf Greene zum begehrten regionalen schulischen Zentrum. Dadurch besaß es jetzt gewissermaßen ein Symbol der Dominanz über die benachbarte Beamtengemeinde Kreiensen.

Diese Bedeutung hat die Mittelpunktschule auch nach der Gemeindereform des Jahres 1974 bei vielen Einwohnern aus beiden Teilorten behalten, obgleich es seit dieser Zeit eigentlich offiziell überhaupt keine Greener mehr gibt.

Die Schulreform ging der Gemeindereform voraus. Sie muß jedoch in ihren sozio-kulturellen Auswirkungen in Zusammenhang mit den Gebietsänderungen gesehen

werden. Das gilt zunächst für die Planungsgremien. Ihnen wurden dabei zum ersten Male gemeindeüberschreitende politische Erfahrungen möglich. Es gilt aber ebenso für die Bevölkerung. Diese mußte, ob sie es wollte oder nicht, zur Kenntnis nehmen, daß viele Teilbereiche kultureller Eigenständigkeit der Gemeinden auf Dauer nicht mehr haltbar sein konnten.

Von 1968 an – also etwa 6 Jahre vor der endgültigen Reform – wurde in den Versammlungen des Gemeinderats und der politischen Parteien aber auch innerhalb der Bevölkerung über die bevorstehenden Änderungen der politischen Gemeindegrenzen gesprochen. Zunächst mochte niemand so recht an die Voraussagen glauben. Fast alle Informationen bezog man aus den Zeitungen; was bemerkenswerterweise selbst für die Lokalpolitiker gilt. Anfang 1971 definierte das Landesparlament das Leitbild für die Reform der Gemeinden. Erst danach stand endgültig fest, daß die politische Eigenständigkeit der Gemeinde Greene bald verloren sein würde.

Bei den nun folgenden, die Reformen vorbereitenden gemeinsamen Sitzungen der Parteifractionen, Parteivorstände, Verwaltungsausschüsse, Bürgermeister und Verwaltungsbeamten trafen im wesentlichen immer wieder dieselben Personen zusammen. Darüber könnte die Fülle der beteiligten Gruppen leicht hinwegtäuschen. Insgesamt mögen es kaum mehr als 30 Insider gewesen sein, die immerhin über 9 000 Einwohner repräsentierten.

Die 13 kleinen von der Reform ebenso betroffenen Gemeinden standen in all diesen Verhandlungen, wenn es um die Wahrung ihrer Eigeninteressen ging, von Anbeginn auf verlorenem Posten; allein zwischen den Hauptorten, zwischen Kreiensen und Greene konnten nach Meinung der beteiligten Politiker die bedeutendsten Entscheidungen fallen. Als wichtigste Verhandlungsobjekte zwischen den Exponenten der Nachbargemeinden erwiesen sich sehr bald der Sitz des Rathauses und der Name der neuen Großgemeinde (Treinen 1965: 78).

Einige Beobachtungen zu den Diskussionen in diesen Versammlungen der Lokalpolitiker: Auffallend schnell hatte man sich unter dem Einfluß von Beamten aus den Ministerien und der Landkreisverwaltung darauf geeinigt, daß diese Reform unbedingt geboten sei. Schließlich sei sie in einer modernen Gesellschaft unumgänglich; denn sie passe den ländlichen Lebensraum endlich städtischen Gegebenheiten an. Zwar sei ihr Ergebnis sicherlich für den Steuerzahler kaum billiger als die bisherigen kleinräumigen Verhältnisse; dafür könne die Verwaltung nun aber wesentlich "effektiver" arbeiten. Obendrein erwarte den Bürger ein reichlicher Gewinn; womöglich sei nach ihrem Vollzug die Verwirklichung großer, die einzelne Teilgemeinde überschreitender Projekte endlich denkbar, z.B. der Bau von Badeanstalten, Sportplätzen etc., die allesamt nur in Großgemeinden zu erreichen seien. Man ignorierte dabei, daß diese allseits begehrten Neuerungen ebenso gut mittels intergemeindlicher Kooperation, etwa auf der Basis der bewährten übergemeindlichen Zweckverbände, hätten realisiert werden können, daß es also des Verlustes der kommunalen Selbstverwaltung der betreffenden Dörfer gar nicht dazu bedurft hätte.

Die Überzeugung von der Notwendigkeit der Reformen hatte sich bei den beteiligten Personen nach einer kurzen Lernphase rasch so grob verfestigt, daß im Binnenraum ihrer Gruppen kaum mehr Zweifel zulässig waren. Dabei kam es zu einer Ideologisierung, deren Ergebnis mit dem in der phänomenologischen Sozialwissenschaft erprobten Begriff der "unkorrigierbaren Aussage" angemessen beschrieben werden kann. Bei "unkorrigierbaren Aussagen" handelt es sich um in hohem Grade verbindliche sozial induzierte Meinungen, die niemand ungestraft für falsch halten darf (Mehan/Wood 1976: 31) und die durch keinerlei empirisch wahrnehmbare Tatbestände zu falsifizieren sind. Ihre Funktion besteht offensichtlich darin, daß so dem Einzelnen vorgeschrieben wird, was er sagen darf und in welcher Form das zu geschehen habe. Als feststehende, die Ideologisierung absichernde Topoi fungierten in diesem Falle im Gruppenjargon positiv besetzte Begriffe, wie z.B. "Effizienz", "Zentralität", "Chancengleichheit" (gegenüber der Stadt), "Vernunft", "Problemlösung", "Fortschritt", "übergeordnete Gesichtspunkte".

Widerspruch gegen die Pläne der Reformer konnte nun mühelos als unvernünftiges kurzsichtiges Verhalten, als "Emotion" angeprangert werden. Als Emotionen in diesem Sinnverständnis galten namentlich verschiedene Erscheinungsformen von Ortsbezogenheit. Im Klima der politischen Gruppen wurde Ortsbewußtsein, bezogen auf die damals noch bestehenden kleinen Gemeinden, bald als eine milde Form von Schwachsinn belächelt.

Die Geschlossenheit des Meinungsbildes unter den Politikern erklärt sich sicherlich auch aus der Häufigkeit der Gruppenkontakte. Sie wurden durch die Fülle überörtlicher Termine gewissermaßen aus ihrem dörflichen Milieu herauspräpariert, wobei sich – etwas pointiert ausgedrückt – ein eigenständiges "Gemeindereformer-Milieu" konstituierte.

Natürlich hatte die Mehrheit der Bevölkerung unseres Dorfes, weil die betreffenden Personen in anderen Gruppenbeziehungen agierten, kaum Gelegenheit, diesen speziellen "Lernprozeß" mit zu vollziehen. Ihre Gespräche über die örtlichen Angelegenheiten ereigneten sich weiterhin allein in der Freizeit; dabei blieb man beinahe ausschließlich im heimischen dörflichen Milieu.

In den betreffenden Gruppen mochte man überdies den Sinn der Gemeindegrenzenlegung zunächst kaum einsehen. Wirksamkeit der Bürokratie wurde nicht erstrebt. Stattdessen befürchtete man "Anonymität" in den Beziehungen zur neuen Gemeindeverwaltung. Damit fand sich ein wirkungsvoller Antagonismus zum Schlüsselbegriff der Reformexperten, zum Wort "Effektivität". Schließlich waren die Angestellten des Greener Gemeindebüros tatsächlich allen Einwohnern damals persönlich bekannt; das würde sich – wie zu befürchten war – später in der Zentralverwaltung ändern. Vielfach verwies man überdies auf die tausendjährige Geschichte des Dorfes Greene, auf die große kulturelle Bedeutung des Ortes, die sich besonders in der weithin sichtbaren Burgruine oberhalb des Dorfes offenbare. Vor allem der traditionsreiche Name Greene müsse weiterbestehen. Kreiensen sei ein traditionsloser Ort, eigentlich überhaupt keine richtige Gemeinde, sondern genau besehen nur ein Bahnhof. Bisweilen konnte der Eindruck entstehen, es seien die Konflikte zwischen den Greenern und ihrer Nachbargemeinde Kreiensen mit der Zeit selbst zum wichtigen Symbol ihres Ortsbewußtseins, zu einem Bestandteil ihrer Selbstdefinition geworden.

Gewiß simplifiziert das hier gezeichnete Bild etwas die Vielfalt und Vielschichtigkeit der Meinungen. Immer noch gab es zahlreiche Einwohner, die die Vorgänge aus ironischer Distanz beobachteten und manche Eiferer nur belächeln mochten. Die Mehrheit war aber ganz sicher gegen eine Zusammenlegung der verschiedenen Orte, insbesondere der beiden Nachbargemeinden Kreiensen und Greene. Diese Beobachtungen ließen sich später durch das Ergebnis der Umfrage noch erhärten.

Die 2. Phase des empirischen Vorgehens fällt in diese Zeit, in der die örtlichen Politiker von der Notwendigkeit des Wandels überzeugt waren, die Bevölkerung in ihrer Mehrheit hingegen die gewohnten Verhältnisse lieber beibehalten wollte. Die ideologisch verharschte Situation löste eine Vertrauenskrise zwischen Teilen der Bevölkerung und ihren Gemeindepolitikern aus. Das gängige Stereotyp dazu lautete: "Die wollen uns ja alle doch nur verkaufen!" Daß Erfahrungen dieser Art auch weiterreichende Abneigungen gegenüber politischen Institutionen nach sich ziehen können, ist kaum zu bezweifeln.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1972 wurden 110 Greener Einwohner sehr ausgiebig interviewt. Im folgenden sollen zwei Themenkreise aus der betreffenden Interviewreihe aufgegriffen werden. Zunächst ging es direkt um die Gemeindereform. Die Frage betraf hier die Einstellung zur bevorstehenden Fusion der Gemeinden Kreiensen und Greene; sie sollte weiterhin zu bestimmten gewissermaßen unverzichtbaren Gütern ermitteln, die durch die Reform dem Ort auf keinen Fall verloren gehen dürften. (Lehmann 1976: 190, 191). Eine zweite im Kontext zur ersten gestellte Frage (Lehmann: 191) bezog sich nicht unmittelbar auf den Zusammenschluß der Gemeinden, sondern zielte eine weitgespannte zeitliche Perspektive an. Es wurde nach dem Bild des Orts Greene im Jahre 2000 gefragt.

Zunächst zeigte sich: es standen 65 % dem ganzen Reformvorhaben ablehnend gegenüber, 27 % bejahten es, 8 % begegneten den Veränderungen gleichgültig. Daß die Befürworter vor allem Befragte aus den unteren Altersklassen waren, nimmt nicht wunder.

Für 64 der 110 Befragten gab es Werte, die nach Möglichkeit die Reform überdauern sollten. Obenan stand mit 37 Nennungen der Name Greene; 34 wollten das Rathaus im Ort behalten. Während Forderungen nach der Beibehaltung des Gemeindefamens mit Vorliebe unter Rückgriff auf die geschichtliche Tradition des Ortes geäußert wurden und sich dann leicht in nebelhaften Uralt-Zusammenhängen verloren, wurden die Ansprüche auf den Rathaussitz zumeist in Beziehung zur Ortskonkurrenz der beiden Gemeinden gesehen. Dabei genossen die Letzteren ein wesentlich höheres Ansehen in der Öffentlichkeit. Sie galten gemeinhin als rational begründet, kurz: als politisch. Den Namen beibehalten zu wollen hingegen – nur verschämt geäußert – galt als "Emotion" und wurde deshalb nachsichtig belächelt. Vermutlich schlug hier nun doch noch mit etwa 1 1/2 Jahren Verspätung die Argumentation der Planungsexperten via Kommunalpolitiker durch.

Bei den langfristig prognostizierten Wandlungen wurde selten noch ausdrücklich von der Gemeindefamenszusammenlegung gesprochen. Allein 10 % der 110 Befragten dachten hier spontan noch an die Reform, aber etwa 40 % erwähnten große bauliche Veränderungen, die der ganzen Region ein städtisches Fluidum verleihen würden. Abseits von jeglicher Realität war immer wieder zu hören, da, wo jetzt

viele Dörfer seien, befände sich in 30 Jahren eine einzige große Stadt. Auch in diesem Fall war gewiß die Meinung der Planungsprofis zur Bevölkerung hingedrungen, daß es darauf ankomme, typische Merkmale des ländlichen Lebensraumes durch städtische Lebensformen zu ersetzen.

Nun zum dritten Abschnitt des Prozesses. Nach der Gemeindereform des Jahres 1974 ist Greene zu einem von 15 Ortsteilen der Großgemeinde Kreiensen geworden. Das umkämpfte Rathaus für die 9.000 Einwohner steht in Kreiensen und nicht, wie einmal erhofft, in Greene. Auf die Institution eines Ortsteilrates, der vermittelnd zwischen die Organe der übergreifenden politischen Gemeinde und die einzelnen Greener Gemeindebürger hätte treten können, hatten die planenden Gremien von Anfang an verzichtet. Wie werden die Greener jetzt mit diesem zuvor perhorreszierten Ergebnis der Reform fertig?

Gewiß, am eindringlichsten ist die Wirkung des neuen Gemeindefamens, an den jeder Einzelne täglich durch das Schild am Ortseingang und durch jeden Brief erinnert wird. Die Härte der Tatsachen ist kaum zu übersehen; um so mehr ist es notwendig, sie durch sprachliche Regelungen in der Alltagspraxis etwas zu mildern und auf diese Weise aus dem Unabänderlichen das Beste zu machen. Deshalb ist häufig zu hören, die neue Großgemeinde sei jetzt "politisch und postalisch" eine Einheit. Die Gemeinde Greene existiere in dieser Hinsicht nur mehr als ein Ortsteil unter anderen. Auf diese Weise dokumentiert sich einerseits Enttäuschung, zum anderen wird aber ebenso ausgesagt, daß diese beiden Teilaspekte der Reformen im Bewußtsein sehr dezidiert von anderen Teilbereichen der Ortsbezogenheit abgegrenzt werden. Man gesteht dem Wandel zwar eine Eigenbedeutung zu, akzeptiert ihn aber zugleich nicht als umfassende Änderung. Das Ortsbewußtsein überlebt einen Verlust der "politischen und postalischen" gemeindlichen Klassifikation recht unbeschadet; die örtliche Identität bleibt zunächst gesichert. Auch in den übrigen Teilgemeinden gibt es ähnliche Euphemismen. Tatsächlich empfindet sich die Bevölkerung jedes einzelnen Dorfes nach wie vor als eine eigenständige Gemeinde. Die Vorgänge bei der Kandidatenauswahl zur Kommunalwahl 1976 erhelten das besonders anschaulich.

Beide großen Parteien achteten damals peinlich darauf, daß jeder der einzelnen Gemeindeteile mit der für ihn zuvor errechneten Anzahl von Kandidaten auf dem Stimmzettel bedacht wurde. Dabei ergab sich, daß zunächst in den Mitgliederversammlungen allein über die einzelnen Teilgemeinden und ihren Platz auf dem Wahlformular verhandelt und abgestimmt wurde. Erst als darüber endgültige Klarheit war, ging es um bestimmte Kandidaten. Hierbei geriet das "Große Ganze" der Gemeindereform – sonst allenthalben von den gleichen Personen lauthals nach außen hin als Programm vertreten – etwas aus dem Blick. Kommunalpolitik zeigte sich vielmehr vor allem als Vertretung der Interessen einzelner Gemeindeteile. Doch beweist das Beispiel zudem, wie innerhalb der in einem gemeinsamen Ortsverein verbundenen politischen Parteien, die einzelnen vormals selbständigen Gruppierungen aus den Gemeindeteilen, auch noch nach der politischen Verbindung ihr Eigenleben weiterführen. Durch Beobachtungen bei Parteiversammlungen ließ sich diese Ortskonkurrenz auf dem Stimmzettel such als praktiziertes Verhalten der "einfachen" Mitglieder nachweisen. Zuweilen ergaben sich heftige Kontroversen zwischen den Repräsentanten verschiedener Teilgemeinden. Die Parteien innerhalb der Partei waren dabei stets mit den ehemals selbständigen

Ortsvereinen identisch oder orientierten sich an Eigeninteressen einzelner Teilgemeinden.

Die Konflikte in diesen vereinsähnlichen Gruppierungen deuten an, wie es in den geselligen Vereinen aussehen könnte, wenn es auch hier zu überörtlichen Verbindungen käme. Bisher haben diese Gruppen sehr bewußt Fusionen unterlassen. Jeder einzelne Gemeindeteil hat noch jeweils seine vollzählige Palette der Vereine – seinen Gesamtverein, Sportverein, seinen Schützenverein. Wenig spricht dafür, daß diese Abschottung zur benachbarten Teilgemeinde in absehbarer Zeit aufgegeben werden könnte. Es ist auch nicht mit dem langsamen Absterben der Vereine durch Mitgliederschwund zu rechnen. Denn, ein Ergebnis der Schüler-Umfrage – womit ich ein wenig vorgreife – beweist: es tritt beinahe jeder, der sich überhaupt einem Verein anschließt, in die entsprechenden Gruppen seines Wohnortes ein. Bemerkenswert ist weiterhin: Offensichtlich fällt die Entscheidung für den Vereinsbeitritt vorab; der Einzelne möchte sich etwa ganz generell sportlich in einer Gruppe betätigen. Erst in der zweiten Reihe scheint nach dieser Vorentscheidung die bestimmte Sportart zu rangieren. D.h. konkret: wo es keinen Tischtennisverein am kleineren Ort gibt, finden sich auch keine jugendlichen Tischtennispieler. Stattdessen fällt die Wahl auf Fußball oder Turnen. Auf die Idee, im Tischtennisverein irgendeines Nachbarortes mitzutun, kommt derzeit noch kaum ein Junge oder Mädchen.

Jedoch bedarf dieses Resultat einer Differenzierung, die zugleich aber ein weiteres Anzeichen für bestimmte die Reform überdauernde interörtliche Beziehungen ist. Wo nämlich sehr kleine Gemeinden kein voll entwickeltes Vereinsangebot aufweisen, werden auch derzeit noch von den jungen Leuten die eingeschlifften partnerschaftlichen Kontakte zwischen den Dörfern fortgesetzt. Man schließt sich also, wie es auch die Eltern taten, dem Verein eines bestimmten Nachbardorfes an, zu dem die sozialen und kulturellen Beziehungen traditionell unbelastet sind. Ein anderes nun zur gleichen politischen Gemeinde gehörendes Nachbardorf, das räumlich nicht weiter entfernt liegen mag, kann also auch heute immer noch für die jungen Leute sozial abseits liegen. Interörtliche quasi-vertragliche Beziehungssysteme überdauern dabei kontrastierende politische Regelungen.

Diese Beispiele sind deswegen von Belang, weil sie die dominierende Rolle der Bindungen an die traditionelle Ortsgesellschaft – an das Dorf – unterstreichen. Die Frage, wie die Entscheidung für den örtlichen Verein bei den jungen Leuten zustandekommt, läßt sich nicht eindeutig beantworten. Auf jeden Fall erreichen es auch die Freundschaften zu Schulkameraden aus Nachbarorten in der Regel nicht, daß die Freunde gemeinsam einem Verein beitreten, obschon sehr viele der Schulkontakte, den Aussagen zufolge, am Nachmittag fortgesetzt werden. Wenn es in dieser Gegend so bleibt, daß die Mitgliedschaften in Vereinen Verbindungen fürs Leben sind, könnte das Vereinswesen jeder der einzelnen Teilgemeinden den Verlust der politischen Selbständigkeit des Dorfes noch für lange Zeit ignorieren. Vereine sind für die Integration einer Gemeinde (Pflaum 1961: 168) von erheblicher Bedeutung. Eine ihrer wichtigsten sozio-kulturellen Funktionen besteht darin, Einzelwesen und Ortsgesellschaft zu verbinden und dadurch ein gemeindliches Wir-Bewußtsein zu festigen. Die Beziehungen zum übergreifenden politischen Gemeinde-System werden durch das Vereinsleben hier zunächst nicht gefördert. Im Gegenteil: es könnte sogar der Wettstreit inhaltsgleicher Vereins-

gruppen der verschiedenen Teilgemeinden traditionelle Ortskonkurrenzen über den Wandel der politischen Verhältnisse hinaus noch lange am Leben erhalten oder gar neue Konflikte immer wieder entstehen lassen.

1976 war in der Lokalzeitung zu lesen (Braunschweiger Zeitung v. 29. Oktober 1976), der Gemeinderat habe eine "Jahrhundertaufgabe mit Elan gemeistert". Damit konnte wohl allein die Reform der bürokratischen Institutionen gemeint sein; denn die Beispiele dokumentieren es eindringlich, der Zusammenschluß berührt bislang noch kaum die örtliche Identität der erwachsenen Einwohner. Es liegen mir keine Äußerungen von Kommunalpolitikern oder anderen Planungsexperten vor, die die Deutung zulassen, ihr Konzept habe überhaupt mehr als eine spezielle Reform des administrativen Bereichs anvisiert. Viel eher ist anzunehmen, daß die Frage, wie sich die Veränderungen im Bewußtsein der Bevölkerung niederschlagen könnten, die Planer kaum erreichte. Auf jeden Fall bestätigen sich die Aussagen von Tenbruck sowie von Lefèbvre sehr nachdrücklich: Gefühle (Tenbruck 1972: 143), etwa ein "Heimatgefühl" oder ein "soziales Beziehungsgefüge" (Lefèbvre 1976: 166) zwischen Menschen kommen schwerlich durch administrative Planungen oder unter dem Einfluß absichtsvoller Entscheidungen zustande.

Im Frühjahr 1977 wurden 12 bis 16jährige Jugendliche – alle Schüler der zentralen Hauptschule – befragt. Vornehmlich ging es dabei um deren schulische und außerschulische Sozialbeziehungen und um ihre Einschätzung der gemeindlichen Gegenwart. Dahinter stand die Vermutung, daß freundschaftliche Bindungen aus dieser Lebensperiode sehr oft noch im späteren Leben bestehen bleiben und daß persönliche Meinungen und Wertungen aus der Jugendzeit auch in künftige lebensgeschichtliche Abschnitte hineinwirken. Ihrer Intention nach war diese Befragung, obzwar sie gegenwärtigen Verhältnissen galt, doch zugleich ein wenig in die Zukunft gerichtet.

Zunächst wurde nach dem Herkunftsort der besten Freunde gefragt und nach der Gelegenheit des gemeinsamen Kennenlernens (Treinen 1965: 257 ff). Hier ergab sich, daß zwei Drittel (62 %) der Schüler die Mehrzahl ihrer gesamten freundschaftlichen Verhältnisse zu Altersgenossen aus anderen Teilgemeinden unterhält. Nur mehr eine erstaunlich schmale Minderheit (8 %) pflegt ausschließlich freundschaftliche Beziehungen im eigenen Dorf. Häufigster Ort ihres Kennenlernens war, wie sich ganz zweifelsfrei ergab, die Mittelpunktschule (58 %). Nach den Primärkontakten des Wohnortes (31 %) behaupteten Diskothek-Freundschaften, Sportplatzbekanntschaften und ähnliche Beziehungen den dritten Rang (11 %). Dabei ließen sich weder geschlechts- noch alterstypische Präferenzen ermitteln. Mehr als 80 % der Schüler vertraten die Ansicht, das Kennenlernen von Kameraden aus anderen Gemeindeteilen mit Hilfe der Schule habe für sie überwiegend positive Seiten. Neben dem reichhaltigen Personenangebot wurde vielfach erwähnt, man erwarte durch die Kontakte des Schulhofes und der Schulklasse gewissermaßen eine Erweiterung des geistigen Horizonts.

Bislang waren überörtliche Schulsysteme und in Zusammenhang damit ortsübergreifende Schulfreundschaften der Jugend ein Spezifikum der höheren Schulen. In unserem Falle könnte sich durch die Installation eines überörtlichen Hauptschulsystems eine dauerhafte Erweiterung der Verkehrskreise auch der sozialen Unterschichten dieses ländlichen Gebietes anbahnen. Das könnte Auswirkungen auf das Ortsbewußtsein haben.

Ein anderes Ergebnis der Schülerumfrage ist ebenfalls von Belang. Um festzustellen, ob die Identifikation der Schüler sich in erster Linie auf die aus mehreren Teilgemeinden gebildete neue Großgemeinde Kreiensen bezog oder im Gegensatz dazu immer noch die kleine Herkunftsgemeinde – das Dorf – betraf, wurde bei Schülern aus den kleinen Teilgemeinden ermittelt, ob sie sich selbst mehr als Kreienser oder etwa stärker als Greener bzw. Einwohner eines der anderen vorher selbständigen Orte empfanden. Etwas präventiöser ausgedrückt: Die Schüler wurden nach ihrer unmittelbaren Heimatgemeinde gefragt. Das Ergebnis war sehr eindeutig: 82 der 91 Schüler nannten als ihren Heimatort unverzüglich ihr Dorf.

Diese Frage nach dem "Heimatbewußtsein" betraf die Selbsteinschätzung der Schüler aus den sogenannten "kleinen Dörfern". In einer anderen ging es um deren Fremdeinschätzung durch die Mitschüler aus dem Hauptort Kreiensen. Schüler aus Kreiensen wurden gefragt, ob sie ihre Kameraden aus den kleinen Orten für Kreienser ganz wie sich selbst oder etwa nach wie vor für Greener, Billerbecker, Orxhäuser usw. hielten.

Auch hier ergab sich: die Änderungen der politischen Grenzen haben kaum Einfluß auf die gemeindliche Klassifizierung der Bevölkerung; denn 30 der 35 befragten Kreienser Schüler waren der Ansicht, Mitschüler aus den Teilgemeinden seien keine Kreienser wie sie selbst, vielmehr unbeeinflusst vom Schulbesuch in der zentralen Schule und unbeschadet ihrer politischen und postalischen Zugehörigkeit zur Gemeinde Kreiensen immer noch Mitglieder ihrer kleinen Heimatgemeinde. Diese Einschätzung der kommunalen Verhältnisse durch die jungen Leute differiert offensichtlich kaum von der ihrer Eltern. Was Eltern und Kinder jedoch unterscheidet, ist das wesentlich weiter gespannte Netz der Freundschaftsbeziehungen bei der jüngeren Generation.

Betrachtet man alle Aussagen der befragten Schuljugend, berücksichtigt man weiterhin Beobachtungen aus der alltäglichen Lebenspraxis, dann lassen sich verschiedene Entwicklungsrichtungen des Ortsbewußtseins vermuten. Zunächst: Auch langfristig bleibt eine besonders enge Bindung an die Herkunftsgemeinde bestehen. Dafür spricht zweifellos die ungebrochene Attraktivität der Vereine in den einzelnen Teilgemeinden und die örtliche Selbst- und Fremdentifizierung der in den Dörfern lebenden jungen Leute. Zum anderen könnte sich aber darüber hinaus eine weiter gespannte überörtliche Orientierung – gewissermaßen ein Ortsbewußtsein zweiter Dimension in Richtung auf die neue Großgemeinde – mit der Zeit konstituieren. Dieser Prozeß deutet sich momentan nur zaghaft an. Jenes weitergefaßte Ortsbewußtsein findet aber gewiß sein signifikantestes Symbol für die Jugendlichen in den Beziehungen der Schule und in den außerschulischen zentralen Begegnungsstätten des Freizeitbereichs, z.B. der Diskothek, dem Kino, der Eisdielen, die alle im Kernort Kreiensen liegen.

Offenbar beschreibt die außerordentlich differenzierte Aussage einer 16jährigen Schülerin recht anschaulich, wie sich diese komplizierte Beziehung verschiedener Ebenen örtlicher Identität im Bewußtsein widerspiegelt:

"Ich fühle mich in der Schule und unter Kreienseiern selbst als 'Kreiserin'. Wenn ich zu Hause bin, fühle ich mich als Greenerin".

Man könnte diese Aussage vermutlich auch als eine individuelle Erscheinung des Rollentausches in Reaktion auf differierende Umwelteinflüsse interpretieren. Eher dürfte es sich jedoch um zwei verschiedene situationsübergreifende Aspekte handeln, die offensichtlich schon vielfach zum Bewußtsein der jungen Leute in dieser Gemeinde gehören.

Die gedankliche Konstruktion einer Entwicklung zweier Bewußtseinsdimensionen läßt sich weiterdenken. Z.B. sind die Beziehungen der beiden Ebenen als Kontinuum vorstellbar. Nach einem sukzessiven Schwund des Einflusses der ersten Ebene dominiert von einer bestimmten Zeit an die zweite. Das Ende des Prozesses wäre dann erreicht, wenn das Ortsbewußtsein erster Dimension in seinem Charakter nur mehr den diffusen Umrissen heutiger Nachbarschaftsverhältnisse gleicht. Vielleicht liegt überhaupt in der Entwicklung des Nachbarschaftsbewußtseins und nachbarlicher Verhaltensweisen in dieser Gemeinde in mancherlei Hinsicht ein paradigmatischer Prozeß zur Entwicklung des Ortsbewußtseins nach der Gemeindereform vor. Glaubt man nämlich Informanten, müssen die innerdörflichen nachbarlichen Beziehungen noch um die Jahrhundertwende so stark entwickelt gewesen sein, daß sie gelegentlich das übergreifende Ortsbewußtsein zurücktreten ließen. Die damalige Konkurrenz der einzelnen Nachbarschaften um das prächtigste Osterfeuer ist vielleicht ein volkskundliches Indiz für diese Tatsache. In einer der gegenwärtigen Greener Nachbarschaften, den Häusern, die rings um die Burgruine gruppiert sind, trifft das sogar noch heute zu. Hier ist man zunächst "Burgbewohner" und erst danach ein Greener.

Abschließend soll ein Resümee versucht werden. Fürs erste: Die eingangs gestellte Frage nach den Beziehungen zwischen Verwaltungseinheit und sozialer Wirklichkeit Gemeinde im Bewußtsein der Bevölkerung läßt sich beantworten. Bislang haben die Reformen wenig Wirkung auf das Bewußtsein erzielt, soweit Personen nicht selbst als Lokalpolitiker oder Gemeindebeamte tätig sind. Die Gebietsreform erweist sich in den Augen der Bevölkerung als eine spezifische Reform der Verwaltung, die von den Einwohnern, nachdem sie endgültig realisiert ist, kaum noch als besonders diskussionswürdig empfunden wird. Die erwähnten sprachlichen Interpretationsmuster zur beschönigenden Umdeutung der Realität, die einen Eigenwert allein der "politischen und postalischen" Gemeindereform zusprechen mögen, helfen dabei. Im übrigen feiert man weiterhin seine eigenen Dorffeste und wirkt am Vereinsleben des Dorfes mit. Als habe es nie eine Gemeindereform, nie einen Verlust der kommunalen Autonomie gegeben, planen die Greener Vereine schon jetzt für das Jahr 1980 ein ganz großes Fest: Dann wird ihr Dorf nämlich 1000 Jahre alt.

Verhältnisse wie die hier geschilderten, daß die Bevölkerung Änderungen von Gemeindegrenzen und den Verlust politischer gemeindlicher Autonomie gar nicht so recht zur Kenntnis nehmen mag, sind nicht ohne Parallele. Beispielsweise schildert Wolfgang Köllmann (Köllmann 1974: 169) ähnliche Relationen zwischen historisch gewachsener Teilgemeinde und übergeordneter politischer Gemeinde im urbanen Lebensraum Wuppertals. Diese städtische Agglomeration ist immerhin schon knapp ein halbes Jahrhundert lang kommunalpolitisch vereinigt, aber gleichwohl noch immer keine Einheit im Bewußtsein der altansässigen Bevölkerung. Ganz ähnlich liegen nach eigenen Erfahrungen die Verhältnisse in Salzgitter. In dieser "Gemeinde" lassen sich nach nunmehr 35jähriger politischer Einigung

schlechterdings kaum Formen einer die Teilgemeinde übergreifenden örtlichen Identität beobachten.

Ganz gewiß aber haben die Reformen den Gemeindebürgern Möglichkeiten zur politischen Partizipation entzogen. Interesse der Bevölkerung an der Gemeindepolitik und auch der Einfluß der Öffentlichkeit auf die Gemeinderäte und ihre Entscheidungen war vor den Reformen in Greene weithin zu beobachten. Damals konnte man ohne Übertreibung manchmal von einer kritischen kommunalen Öffentlichkeit sprechen. Nun sind die politischen Verhältnisse für den Einzelnen sehr undurchsichtig geworden. Wo es in Greene früher 13 Gemeinderatsmitglieder gab, sind es derzeit noch 2; deshalb ist notgedrungen der Informationsaustausch zwischen Gemeindeparlament und Wählerbasis drastisch geschrumpft. Während also möglicherweise die Administration erfolgreich reformiert worden ist, ist das politische Leben nun sicherlich eher deformiert.

Die historisch gewachsenen gegenwärtig noch allenthalben spürbaren Formen des Ortsbewußtseins könnten mit der Zeit vor allem durch die geschilderten Veränderungen im Schulwesen ins Wanken geraten. Hinzu kommt der Einfluß überörtlicher Begegnungsstätten, die es den jungen Leuten ermöglichen, ihre in der Schule angeknüpften Kontakte im Zentralort fortzusetzen. Doch muß bei einer Prognose an den transitorischen Charakter der Jugendzeit erinnert werden. Z.B. gibt es noch keine den überörtlichen Jugendtreffs vergleichbaren funktionalen Äquivalente für die Begegnung erwachsener Personen. Es wäre denkbar, daß sich überörtliche Begegnungsstätten für gesellige Situationen der Erwachsenen gar nicht erst herausbilden. Vielleicht können die interörtlichen Jugendfreundschaften deshalb – soweit sie überhaupt den gravierenden lebensgeschichtlichen Einschnitt der Eheschließung überdauern – nur mehr als häuslicher Besuchsverkehr überleben. Privatisierte Beziehungen dieser Art haben bekanntlich kaum Einfluß auf das Ortsbewußtsein einer Person.

Noch ein Wort zum hier gewählten methodischen Vorgehen. Dieses wurde eingangs in Anlehnung an psychologische Forschungstechniken als "teilnehmende Erfahrung" bezeichnet. Ich glaube, ein solches Verfahren könnte sich auch in unserem Fachgebiet bei Gemeindestudien als sinnvoll erweisen, denn es eröffnet einen möglichen empirischen Zugang zur zeitlichen Dimension des Bewußtseins der in den Gemeinden lebenden Menschen. Selbstverständlich ist es sehr mühsam, wissenschaftliche Arbeiten in Gemeinden kontinuierlich über längere Zeit aufrechtzuerhalten. Aber gab es in den letzten Jahren nicht eine ganze Menge volkskundlicher Gemeindestudien, die den Begriff "Wandel" ausdrücklich im Buchtitel enthalten, für deren Autoren die Wandlungsprozesse aber dann ganz abrupt abbrechen (Roth 1968, Berkenbrink 1974, Kleinschmidt 1977, Anderegg 1973)?

Gewiß sind monographische Arbeiten über Gemeinden in der Regel Qualifikationsforschungen, bei denen jeder froh ist, wenn er sie endlich unter Dach und Fach hat. Es böte sich aber in manchen Fällen an, gelegentlich die Untersuchung wieder einmal aufzunehmen. Nicht zuletzt lassen sich in vielen der untersuchten Gemeinden in der ersten Publikation bei bestimmten kulturellen Erscheinungen zunächst nur sehr vage Andeutungen hinsichtlich bestimmter vorherrschender Trends machen. Manchmal haben diese Aussagen einen empirisch nicht überprüften quasi-prognostischen Gehalt. Kulturelle Entwicklungen über längere Zeit weiter zu verfolgen, könnte also zugleich eine Möglichkeit der Kontrolle ihrer Prognosefähigkeit für die Kulturwissenschaften sein.

Literatur

- Anderegg, Jean Pierre
1973 Ferenbalm, Struktur und Entwicklung einer Landgemeinde (Europäische Hochschulschriften, Reihe 19, Abt. A, Bd. 8) Frankfurt – Bern.
- Berkenbrink, Gerd
1974 Wandlungsprozesse einer dörflichen Kultur – Wachenhausen Kreis Northeim – (Schriften zur niederdeutschen Volkskunde, Bd. 6) Göttingen.
- Bühler, Charlotte und R. Ekstein
1973 Anthropologische Resultate aus biographischer Forschung in: Gadamer, Hans-Georg und P. Vogler (Hg.), *Neue Anthropologie, Bd. 5 Psychologische Anthropologie*, Stuttgart und München S. 349 – 382.
- Greverus, Ina-Maria
1972 Der territoriale Mensch, Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen, Frankfurt/M.
- Jauch, Dieter
1975 Auswirkungen der Verwaltungsreform in ländlichen Gemeinden, (Hohenheimer Arbeiten, Bd. 82) Stuttgart.
- Kleinschmidt, Wolfgang
1977 Der Wandel des Festlebens bei Arbeitern und Landwirten im 20. Jahrhundert. Eine empirische Untersuchung in zwei unterschiedlich strukturierten Gemeinden der Westpfalz (Kultureller Wandel, Bd. 4), Meisenheim am Glan.
- Köllmann, Wolfgang
1974 Bevölkerung in der industriellen Revolution (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft), Göttingen.
- König, René
1958 Grundformen der Gesellschaft: Die Gemeinde, Hamburg.
- Lefebvre, Henri
1976 Die Revolution der Städte, Frankfurt.
- Lehmann, Albrecht
1976 Das Leben in einem Arbeiterdorf. Eine empirische Untersuchung über die Lebensverhältnisse von Arbeitern (Göttinger Abhandlungen zur Soziologie und ihrer Grenzgebiete, Bd. 23). Stuttgart.
- Mehan, Hugh und H. Wood
1976 Fünf Merkmale der Realität in: Weingarten, Elmar, F., Sack und J. Schenkein (Hg.), *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*, Frankfurt/M., S. 29 – 63.
- Nieders. Landesregierung
1973 (Hg.) Landesentwicklungsprogramm Niedersachsen 1985 – Stand Sommer 1973 – Hannover.
- Pflaum, Renate
1961 Die Vereine als Produkt und Gegengewicht sozialer Differenzierung, in: Gerhard Wurzbacher u.a. (Hg.) *Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung*, Stuttgart, S. 151 – 182.
- Roth, Werner
1968 Dorf im Wandel, Frankfurt/M.
- Schwedt, Herbert
1968 Kulturstile kleiner Gemeinden (Volksleben 21), Tübingen.

Tenbruck, Friedrich H.

1972 Zur Kritik der planenden Vernunft, Freiburg/München.

Treinen, Heiner

1965 Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 17, Heft 1, S. 73 – 97, Heft 2, S. 254 – 297.

Weber, Werner

1964 Entspricht die gegenwärtige kommunale Struktur den Anforderungen der Raumordnung? Gutachten für den 43. Deutschen Juristentag, München und Berlin.

Kommunalwesen und Agrarreformen

Kulturelle Aspekte der Statistik
im holsteinischen Gutsbezirk

ULRICH E. WILKENS

Der Titel des Referates möchte als Voraussetzung festhalten, daß Statistik nicht einfach der Vortrag von Quantitäten, weder als Beschreibung noch als Argument, sein kann. Die Listen, die ich verwendet habe, sind gekennzeichnet je durch die kameralistische Vorwegnahme einer verwaltungsfähig-autonomen Gesellschaft oder durch die herrschaftaufweisende Etatisierung, wie sie gutsherrschaftlichen Kompilationen eigen ist. Das "Volk" bleibt gewissermaßen dazwischen, die möglichen Quantifizierungen sind unstimmig. Der Begriff individuell-gleichmäßiger Freiheit und Berechtigung zerstörte wohl die Verkapselung gutsherrlich-autoritärer Kultur, aber ihre Gestalten, als Problem der Erfassung und Bewältigung, traten dadurch erst hervor – man denke nur an die schwierige Bestimmung des "Hauses" oder der Militärflicht, an Armenversorgung und Heimatrecht. Die lokalen Eigentümlichkeiten, jetzt dazu werdend, schoben sich der gewählten Allgemeinheit vor. So ist Statistik hier mehr in der Methode als in den Mengenausdrücken Abbild und Teil der Wirklichkeit, und die Interpretation wird dem unterworfen bleiben. Gemeindliche Existenz wird dort befragbar, wo die sie ermöglichende oder verhindernde Struktur, auch aus Zahlen, entschlüsselt wird.

Der Gutsbezirk nun, der das Beispiel sein soll, umfaßte den Herrenhof mit der Gutswirtschaft und dem Hof-Feld drumherum, zwei Dörfer mit den alten Hufen-, Katen- und Instenstellen, dazu Mühle, Schmiede und Schule, eine Krugstelle, ein weiteres Dorf mit jüngeren Parzellistenstellen, einen und später zwei Meierhöfe mit Tagelöhnerwohnungen. Die Verhältnisse kurz vor und nach den Neuregulierungen (ab 1800) sind gut zu erfassen. Es gibt von 1798/99 Hofdienstregister, Hufen- und Instenverzeichnisse. Für 1803 dann wiederum Hufenverzeichnis, von 1805/06 Familienstellenverzeichnis und Brandkassen-Taxation, Arbeitsrechnungen und Tagelöhnerlisten und vor allem die Liste der allgemeinen Volkszählung von 1803. Ergänzungen sind dem Kontraktenbuch zu entnehmen. Die Gerichtsprotokolle und einige andere Archivalien liefern die unverzichtbaren Beleginformationen.

Diese Regulierungen, die Agrarreformen, waren um 1800 begonnen worden. Ab 1799 wurden die Hofdienste verringert, die Spanndienste der Hufner für die Gutswirtschaft fielen wenig später ganz weg. Ab 1800 wurden die Hufen in Erbpacht und einige Jahre danach zu Eigentum verkauft. Die Hufner wurden aus der Leibeigenschaft entlassen, die übrigen Gutsuntertanen blieben bis zum Aufhebungsge- setz Ende 1804 Leibeigene. Einige neue Erbpachtstellen wurden gegründet und kontraktlich vergeben, einige Tagelöhnerwohnkaten neu erbaut. Ein neuer Meierhof mit Tagelöhnerwohnungen wurde angelegt. So wurde der Gutshof von den übrigen Teilen des Gutsbezirks stärker getrennt, indem alle Wohnungen vom Hof- feld weggenommen wurden; die Dörfer wurden durch Aussiedlung aufgelockert, die Tagelöhnerwohnungen bildeten bald besondere Siedlungen. Die Zahl der "Familienstellen" und Wohnungen, zumeist in gutsherrschaftlichem Eigentum, war vergrößert, das Hoffeld, wenn auch nur geringfügig und später wieder unwirk-

sam, verkleinert worden. Aber alles dieses, das so gut in das Konzept des "Landesausbaus", in die Wunschvorstellung: "größere Volksmenge – größere Industrie – größeres Volksvermögen" paßt, reichte nicht ganz zur Existenz einer "nützlichen Staatsbürgerschaft". Ich will das weiter zu verdeutlichen versuchen.

Bei den genannten Umwandlungen ging es den Gutsbesitzern darum, die durch die gutswirtschaftliche Arbeit vermittelten Bindungen aufzulösen (auch, um rentabler zu wirtschaften), zugleich aber und erneuert die Untergehörigen verantwortlich auf die Gutsherrschaft zu beziehen (auch, um genügend Arbeitskräfte verfügbar zu halten). Dabei wurden Aufgaben gestellt und Leistungen abverlangt, die, zu "öffentlichen" erklärt, fortan die Beziehungen der Gutsuntergehörigen unter sich und zum Gutsherrn bestimmten, der sich als Inhaber der Jurisdiktion und der Polizeigewalt in der Stellung der Lokalbrigade behauptete, unter dem Namen "Hausvater". Daraufhin wurden alle Stellen kontraktlich ausgerichtet. Insbesondere aber mußten die Stelleninhaber, ob Wirtschaftler oder Tagelöhner, für ihre Wirtschafts- und Arbeitsfähigkeit selbst sorgen. Das Postulat "bürgerlicher" Führung verband die neue Polizeiverfassung und die Arbeitsorganisation. Stark waren die Insten und Tagelöhner betroffen: Sie wurden mit Abgaben und Lasten der "Kommune" verpflichtet, konnten aber kaum mit der eigenen Wirtschaft dafür aufkommen; die notwendige Gespannarbeit mußten sie von den gar nicht willigen Hufnern erkaufen und blieben abhängig von der Arbeitsmöglichkeit in der Gutswirtschaft. Dabei mußten sie den alten Hofdienst-Anspruch auf Arbeit und Versorgung mit dem einseitigen unregelmäßigen Abruf zur Arbeit vertauschen – um so unsicherer, als Leute genug vorhanden waren. Was die Hufner betrifft, so war die Entlassung aus den gutswirtschaftlichen Arbeitsbeziehungen wohl die Voraussetzung für die käufliche Übernahme der Stellen in Erbpacht oder Eigentum, nicht aber eine Entschädigung für das, was sie vorher bedeutet hatten: Sie begründeten nämlich den verbindlichen Anspruch auf "Konservation" der Hufner an den Gutsherrn. Im übrigen war der Zustand der Hufenwirtschaften allgemein schlecht, sie waren unter anderem mit Verkoppelungskosten verschuldet, kaum marktfähig oder aus eigener Kraft kreditwürdig.

Wessen also die Gutsherren sich zu entledigen suchten, das war die Garantie für den Lebensunterhalt aller, eine Garantie, die man füglich als systemspezifische "Kommunalleistung" bezeichnen kann – die kostspielig sein konnte. Sie hatte in der gutswirtschaftlichen Arbeit immerhin ihre all- und festtägliche Projektion – dazu nur das Stichwort Erntefest, das förmlicher Bestandteil der Vergütung war, Arbeitswert sozusagen. Der Hofdienst und die Arbeit bildeten die Valute, in der Leistung und Gegenleistung umgesetzt, ihre Bewertung ausgetauscht, balanciert wurden, bis in die Strafpraxis hinein wirksam. Diese Valute wurde nun einseitig entwertet, blieb aber der Legitimationsgrund für die neue Polizeiverfassung. Die Forderungen der Gutsherren an die Gutseinwohner waren mehr oder weniger Abwälzungen vorheriger-herrschaftlicher Leistungen: Armenunterhaltung und Krankenfürsorge, Schul- und Kirchenkosten, Führen in "öffentlichen" Angelegenheiten und Schneeräumen, Bettelstreifen, Versorgung der Militärpflichtigen, Sorge für Wohnung und Arbeit, die Erfüllung gewisser Standards wie die Gebühr für Brautkronen und Taufzeug, Dienstroch und Stiefel usw. All dies benennt genau die Punkte, an denen jetzt Konflikte, Weigerungen, angebliche Verstöße zu beobachten sind. Wie zu belegen ist, hier nur ein Beispiel:

Ein Inste weigerte sich im Jahr 1803, seine zehn "Schutztage" zu leisten. Diese Schutztage waren der Gegendienst für Landgabe und "Schutzleistungen" des Herrn, sie kamen freilich in der Form der Arbeitsleistung dem Gutsherrn und der Gutswirtschaft zugute – die Umwandlung der auf Grundherrschaft beruhenden Natural- oder Geldabgaben in Dienst und also Arbeit mit der gewissen dadurch erreichten Mobilisierung des Bodens ist ja konstitutiv für die Gutswirtschaft. Hier nun war die Landgabe des Herrn weggefallen, der Inste war Eigentümer geworden und zahlte fünf Reichstaler jährlich, der Grund der Forderung auf Dienstleistung nach dem Argument des Insten nichtig. Der Gutsherr aber erreichte gerichtlich, außer der Verurteilung in eine Brüche, die Ableistung der Schutztage – welch altertümlicher Name für das privatisierte Cut Arbeit. Die Verletzung von Recht und Schuldigkeit, durch Arbeit vermittelt, war es, gegen die der Inste sich wandte.

In diesen Konflikten traten besonders die alten Insten und Hufner hervor – nicht die Besitzer der jüngeren Parzellen oder die Zugezogenen. In ihrem Widerspruch gegen das Abverlangte beriefen sie die Schuldigkeit des Gutsherrn, von der sie eigentlich erst jetzt sich einen Begriff machten, an dem sie dann hartnäckig festhielten. Dieses Hinterherhängen in den kulturellen Mitteln, wo empfundenes Unrecht die Bindung an den Gutsherrn noch wieder fixierte, verhinderte ein gemeinschaftliches Handeln der Gutseinwohner untereinander. Vielmehr wurden die trennenden Merkmale hervorgekehrt, die das alte Herrschaftsverhältnis hinterlassen hatte: Die Hufner setzten sich ab vom Geschick der kleinen Leute, die Handwerker wollten mit den Knechten nicht feiern, Hilfe in Not wurde versagt.

So könnte man von einer sozialen Depression sprechen, die sich kulturell auskrankt. Die Entsprechungen in der Wirtschaft sind festzustellen: Konkurse, Unterstützungsbedürftigkeit, heimatloses Wandern, geringerer Anteil des Einkommens aus der Gutswirtschaft und aus dem Austausch von Gütern. Überhaupt das Auseinanderfallen der vorherigen Identität von Arbeit und Lebensunterhalt, gutsherrschaftlicher Verpflichtung und Lebenslauf.

Wenn damit ein Zusammenhang von Bevölkerung, Wirtschaft und Kultur gefunden ist, dann könnte diese These formuliert werden: Die Entwicklung ist eher durch das Einwirken von Hemmnissen zu kennzeichnen, die als kultureller Komplex aus den alten Verhältnissen herrühren, die durch nicht geschaffte oder erreichbare Anpassung sogar verstärkt werden. Das Unerledigtsein von Ansprüchen an die Gutsherrschaft führte zu einer neuen Abhängigkeit, die in der Polizeigewalt ihren Ausdruck hatte, wenn auch patronal charakterisiert. Diese Abhängigkeit aber war nicht mehr der Art wie die Gutswirtschafts-Herrschaft, in der Leben ermöglicht und zugleich kontrolliert wurde. Dies geschah jetzt um so weniger, als die Gutseinwohner mit etwas wildem Nachdruck von den nicht bestreitbaren oder geglaubten "Freiheiten" Gebrauch machten, von der Arbeit fernblieben, heirateten oder sich niederließen, auch dann, wenn die Lebensgrundlage fehlte, so viel damit gemeint sein kann. Jedenfalls, das Nachlassen der Lebenskraft, wirtschaftlicher und kultureller Potenz, ist wahrscheinlicher als das, was in dem "Volksmenge bringt Industrie" erhofft war. Die Bevölkerungszunahme, die in dem zum Beispiel genommenen Gutsbezirk zu registrieren ist wie überall, wäre dann eine Folge von bestehenden Problemen mehr als die Ursache späterer.

Endlich, an die Statistiken selbst sollten die vorstehenden Überlegungen heranzuführen, die gewiß schon Interpretation aus der Kenntnis der vorbereiteten Befunde sind. So ist jene Aussage, daß die gutswirtschaftliche Arbeit in geringerem Maße den Lebensunterhalt für die Einwohner des Gutsbezirks abgab, gestützt auf Wirtschaftsrechnungen und Tagelöhnerregister. Die Anzahl der Tagewerke, die die Hofdienste 1798 verrichteten, wurde von Tagelöhnern in den Folgejahren bei weitem nicht erreicht; der Verdienst, der Höhe nach schwer vergleichbar, kam weniger Familien zugute; viel Arbeit wurde an Akkordarbeiter von außerhalb vergeben, so daß der Umlaufkreis von Arbeit und Verdienst über den Gutsbezirk hinausging – eine entscheidende Fraktion des vorher das "ganze Gut" tragenden Verhältnisse (und ein wichtiger Aspekt der Gemeindeforschung).

Oder, die Listen von 1798 geben Auskunft, daß sowohl Hufner- als Instenkinder den Hofdienst verrichteten. Da der Hofdienst Gestellungspflicht der Hufner war, mußte es in ihrem Interesse liegen, die eigenen Kinder zu schicken, die keinen Lohn erforderten. Der Wegfall der Hofdienste brachte hier eine Änderung, jetzt wurden weniger Kinder "gebraucht", und sie waren auch schwerer unterzubringen. Das läßt sich aus den Zahlen der Familiengröße und des Generationsalters bestätigen. Zum andern läßt sich verfolgen, daß die Hufnerkinder, die Hofdienst geleistet hatten, nicht Tagelöhner wurden, wie es mit den Instenkinder geschah. Die Hufnerkinder wurden eher Bauknechte am Gutshof, jedenfalls in der Übergangszeit. Also: Früher gemeinsamer Hofdienst von Hufnern und Insten, später getrennte Karrieren und Lebensläufe!

Drittens, die Zahl der Wohnungen war zwar größer geworden, nicht aber in demselben Maß wie die Bevölkerungszahl. An deren Zunahme hatten die Insten mit immer mehr Familien den größten Anteil. Dabei waren es nicht die alten Insten, die sich vermehrten und verteilten, sondern zu- und herumziehende Tagelöhner, die sich durch kurzfristige Arbeitskontrakte eine Wohnung in den gutsherrschaftlichen Katen erwarben. Dabei kam es vor, daß Wohnungen geräumt werden mußten, wenn der Bewohner nicht in der Gutswirtschaft arbeiten wollte. Die alten Insten hatten als "Ablösung" bei den Neuregulierungen ein Wohnrecht zugesprochen erhalten, das sie auch dann genießen sollten, wenn sie nicht im Gute arbeiteten. Ein gewisser Besitzstand war also, durch eine Regierungskommission, anerkannt. Wenn diese Insten die Wohnung räumen mußten, dann bedeutete dies eine Zurücksetzung ihrer Rechte und eine Verstoßung in kleinere Wohnungen. Also auch hier, Verknappung des Wohnraumes für eine wachsende Zahl von Familien, Verschlechterung der Lage!

Sicherlich, Interpretation und Zahlen müssen noch genauer und ausführlicher aufeinander zugeführt werden. Was ich darlegen wollte, war der Versuch einer Annäherung, insofern auch der Bericht aus einem Forschungsprojekt. Die Einfügung in das Thema des Kongresses, "Gemeindestudien", veranlaßte die Überlegungen zu den Problemen bei der Kommunalwesens-Begründung in Gutsdörfern, die aus dem alten Herrschafts- und Wirtschaftsverband entlassen wurden. Warum dabei kaum von "Gemeinde" zu sprechen war, habe ich zu erklären versucht. So kam auch Statistik hier mehr als Methode, als Aufforderung und Anreiz, zu Wort, denn: Volk redet nicht von selbst.

Anmerkung

Der Beitrag – für den Druck nur geringfügig geändert und ergänzt – ist entstanden aus der Arbeit des Forschungsprojekts "Gutswirtschaft und Volksleben". Ein Teilprojekt (B2) im Sonderforschungsbereich 17 an der Universität Kiel. Arbeitsstelle des Teilprojekts: Seminar für Volkskunde, Olshausenstraße 40 – 60, 23 Kiel.

Die Quellen befinden sich im Landesarchiv Schleswig (125.20).

Literatur

Gunther Ipsen

1972 Die preußische Bauernbefreiung als Landesausbau. In: *Bevölkerungsgeschichte*, hrsg. von W. Köllmann und P. Marschalck. Köln, S. 154 – 189.

Konrad Köstlin

1976 Gilden in Schleswig-Holstein. Die Bestimmung des Standes durch "Kultur". Göttingen.

Karl-S. Kramer

1974a Einiges über die Lage des Gesindes in einem ostholsteinischen Gutsbezirk. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 70, S. 20 – 38.

1974b Über das Spannungsfeld zwischen Gutsherrn und Gutsuntergehörigen. In: *Kieler Blätter zur Volkskunde* VI, S. 9 – 31.

Karl-S. Kramer/Ulrich Wilkens

1979 Volksleben in einem holsteinischen Gutsbezirk. Eine Untersuchung aufgrund archivalischer Quellen (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 4). Neumünster.

Orvar Löfgren

1974 Family and Household among Scandinavian Peasants: An Exploratory Essay. In: *Ethnologia Scandinavica* 1974, S. 17 – 52.

Gertrud von Schrötter

1971 Agrarorganisation und sozialer Wandel (dargestellt am Beispiel Schleswig-Holsteins). In: *Zur soziologischen Theorie und Analyse des 19. Jahrhunderts*, hrsg. von W. Rugg und O. Neuloh. (Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im Neunzehnten Jahrhundert, Band I). Göttingen, S. 123 – 144.

Richard Tilly und Gerd Hohorst

1976 Sozialer Protest in Deutschland im 19. Jahrhundert: Skizze eines Forschungsansatzes. In: *Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft*, hrsg. von Konrad Jarausch, Düsseldorf, S. 232 – 278.

Åke Werdenfels

1974 Einige bevölkerungsgeschichtliche Thesen und Materialien im Zusammenhang mit der Geschichte der Güter in Schweden. In: *Kieler Blätter zur Volkskunde* VI, S. 93 – 107.

Tabelle

| Gutsbezirk S. | Anzahl der | | Ge- sinde | Mit- wohner | Einwohner im ganzen Gutsbezirk | |
|---------------|----------------|-------------|------------------|----------------|--------------------------------------|------|
| | Haus- halte | Kin- der | | | | |
| 1798 Insten | 67 | 147 | — | 16 | 662 | 1803 |
| Hufner | 14 | 54 | 54 ^{a)} | 8 | | |
| 1803 Insten | 83 | 158 | — | 38 | 902 | 1835 |
| Hufner | 28 | 92 | 54 ^{a)} | 12 | | |
| 1835 Insten | 121 | 250 | — | 64 | 902 | 1835 |
| Hufner | 29 | 80 | 116 | 12 | | |

| | Durchschnittsalter der | | | | Durchschnittsgröße | |
|-------------|------------------------|-------------|--------------|------------------|--------------------|----------|
| | El- tern | Kin- der | Ge- sinde | Gener- alter | Familie | Haushalt |
| 1798 Insten | 44 | 13 | — | 40 | 3,8 | 4,3 |
| Hufner | 42 | 11 | — | 29 | 5,7 | 10,1 |
| 1803 Insten | 40 | 8 | — | 32 | 3,8 ^{c)} | 4,2 |
| Hufner | 41 | 11 | 28 | 31 | 5,4 ^{d)} | 10,1 |
| 1835 Insten | 40 | 9 | — | 28 ^{b)} | 4,1 ^{e)} | 4,8 |
| Hufner | 41 | 10 | 21 | 31 | 4,8 | 9,5 |

1798: Insten und Hufner Dorf I und Dorf II.

1803 und 1835: In der Gruppe der Hufner Pächter/Parzellisten des Parzellendorfes und der Meierhöfe dazugezählt, ebenso Insten, die nicht in den Dörfern wohnten.

Unter den Insten sind auch Handwerker, kleine Pächter und Witwen; Lehrlinge und Gesellen bei Handwerkern sind als "Mitwohner" gezählt.

Die Rubrik "Generationsalter" nennt das durchschnittliche Alter der Väter bei der Geburt des ältesten zum Haushalt gerechneten Kindes.

- a) Hufner Dorf I und II allein: 19 (Wegfall der Hofdienste)
- b) Dörfer I und II allein: 27
- c) Dörfer I und II allein: 3,5
- d) Dörfer I und II allein: 5,7
- e) Dörfer I und II allein: 3,8

Die Dörfer I und II sind die Orte der im Text öfter so genannten "alten" Insten und Hufner. Der Unterschied zu den Parzellisten oder Insten in den neueren Katensiedlungen ist bemerkenswert. Im Text wurden erwähnt die Familiengrößen- und Generationsalters-Zahlen. Der Vergleich zwischen Hufnern und Insten ist hier besonders interessant, wobei zu betonen ist, daß ein Jahr Durchschnittszahl schon eine nennenswerte Größe ist. Die oft berufene Bevölkerungsentwicklung des 19. Jahrhunderts läßt sich hier in den Zahlen von 1835 erkennen, wo die Zahlen der Insten für Kinder, Heiratsalter "ungünstiger", die der Hufner aber gegenläufig sind. Diese Entwicklung tritt aber erst in den zwanziger Jahren hervor.

Kulturanalyse in einer "historischen" Kleinstadt als Grundlage für kommunalpolitische Planungs- und Sozialaufgaben

ERIKA HAINDL

Voraussetzung für den Versuch einer Beurteilung, ob kulturelle Verhaltensmuster historisch geprägt sind, ist eine möglichst objektive Darstellung des historischen Werdegangs der als Untersuchungsobjekt ausgewählten Stadt als Lebensbereich von in der Gegenwart lebenden Menschen. Der Schwerpunkt meiner Forschungen wird auf dem 19. und 20. Jahrhundert liegen; allerdings werden auch die früheren Jahrhunderte Berücksichtigung finden, da eine so wesentliche Festschreibung wie die Stadtopographie im Kernbereich überwiegend aus den mittelalterlichen Konstellationen herrührt.

Hofheim am Taunus, heute eine Stadt von ca. 30.000 Einwohnern, war bis zur Gründung der Farbenfabrik Meister Lucius und Brüning in Höchst, den späteren Farbwerken Hoechst, und dem Bau der Eisenbahnlinie Frankfurt-Limburg eine unbedeutende, vorwiegend landwirtschaftlich orientierte Ackerbürgerstadt gewesen. Im Zentrum des heutigen Industrie-Großraumes Rhein-Main gelegen, ist die Stadt durch die Gebietsreform in den Rang eines Mittelzentrums aufgerückt. Die Zersiedlung des gesamten Ballungsgebietes und die Delegation von Planungsentscheidungen an regional übergeordnete Institutionen bedrohen generell die Identität der betroffenen Gemeinwesen, u.a. eben auch die von Hofheim am Taunus.

Die Frage ist, ob die betroffenen Kommunen mit Hilfe einer stärkeren Besinnung auf ihre historisch gewachsene Kultur und die Erhaltung ihres in Jahrhunderten gewachsenen optischen Erscheinungsbildes diesem Auszehrungsprozeß widerstehen können, oder sogar Alternativen zu dem Angebot der Metropolen entwickeln können. Die Aufwertung des provinziellen Raumes als Reaktion auf die zunehmende Zerstörung urbaner Qualitäten wird immer mehr Gegenstand kulturpolitischer Diskussionen (Kulturpolitische Mitteilungen 4/77) und erste Ansätze in Regionalplanungen werden sichtbar, allerdings wiederum als planungsbestimmende Normvorstellungen (Kramer 1977)). Die dringende Aufgabe mußte erkannt werden, private Initiativen zu stützen und zu verstärken.

1977 feierte die Stadt Hofheim am Taunus den 625. Jahrestag der Stadtrechtsverleihung. Die Gemarkung war jedoch bereits Jahrtausende vor der Erhebung in den Stadtrang besiedelt. Prähistorische Lesefunde aus dem Paläolithikum und Siedlungsfunde aus dem Neolithikum weisen auf die frühe Nutzung der hervorragenden geographischen Lage am Mittelgebirgsrand mit einer weithinreichenden Offenheit in die Rhein-Main-Ebene, an jener Stelle, an der ein Bach, der heute Schwarzbach heißt, in die Ebene übertritt. Von der Hallstattzeit an ist die Gegend kontinuierlich besiedelt worden. Auch die Römer schätzten zur Sicherung ihrer Verbindungsstraße zwischen Mainz und Hedderheim die hervorragende Lage. Die wechselvolle christliche Geschichte wurde von den Feudalfamilien der Stollberger, Eppsteiner und Königsteiner sowie dem Mainzer Erzbistum geprägt. Eine Analyse des mittelalterlichen und barocken Stadtgrundrisses ergibt eine deutliche Trennung. Es lassen sich einerseits ein feudaler Bereich aufzeigen und andererseits die

kleinstrukturierten Wohnquartiere, die durch die verheerenden Schäden des 30jährigen Krieges und einen in Teilbereichen armseligen Wiederaufbau in verschiedenen Qualitätsstufen zerfallen, die heute weitgehend mit den verschiedenen dringlichen Sanierungsgebieten identisch sind. Aufgrund des Reichsdeputationsbeschlusses 1803 ging Hofheim in den Besitz der späteren Herzöge von Nassau über, fiel 1866 an Preußen und gehört seit 1945 zum Land Hessen.

Viele bedeutende Städte des Mittelalters erlitten mit dem Beginn der Industrialisierung einen entscheidenden Entwicklungsknick, falls es nicht gelang, durch den Anschluß an das Eisenbahn- und Straßennetz ihren Bewohnern Zugang zu den neuen Verdienstmöglichkeiten zu sichern. Für Hofheim verlief der Prozeß entgegengesetzt. Mit der 1863 erfolgten Gründung der Farbwerke Hoechst war die Orientierung an der wirtschaftlichen Entwicklung der Region determiniert. 1874 folgte der Ausbau der Eisenbahnlinie Frankfurt-Limburg mit einem eigenen Bahnhof in Hofheim. 1902 wurde das öffentliche Wasserversorgungsnetz und 1909 das Energieversorgungsgesetz erstellt, ortsansässige Mühlenbetriebe dem modernsten industriellen Stand angepaßt, vorwiegend von Investoren aus den benachbarten Großstädten, und weitere Betriebe gegründet.

Als Folge entstanden neue Stadtviertel. Die Feldgemarkung zwischen dem mittelalterlichen Stadtkern und dem Kapellenberg wurden bevorzugte Wohngebiete des mittleren und oberen Bürgertums. Erstmals durch den Zuzug der Malerin Otilie W. Roederstein kam auch "gehobene Kultur" nach Hofheim. Der immer notwendiger werdende Wohnungsbau für die niedrigeren Einkommenschichten begann, sich östlich des alten Stadtkerns auszudehnen.

Die beiden Weltkriege verschonten die Stadt bis auf geringe bauliche Verluste, aber nach 1945 wurde mehr historische Altbausubstanz vernichtet, als die Bomben des Krieges zerstört hatten.

Wachsender Wohlstand und wachsende Ansprüche an den räumlichen und sozialen Lebensbereich setzten die Altstadt einer starken Bevölkerungsfuktuation aus. Die nach 1950 beginnende systematische Erschließung der landschaftlich reizvollen Stadtrandgebiete zu Wohngebieten mit teilweise sehr hohem Prestigewert verstärkten den Marginalisierungsprozeß für die Altstadtviertel. Die Expansion von Handwerk und Gewerbe und der Rückgang oder die Aussiedlung von landwirtschaftlichen Betrieben ließ weiteren Raum frei werden. Das Einsickern von Randgruppen verstärkte den Prozeß des Verfalls. Der mit dem Prestigeverfall zusammenhängende bauliche Zerfall wurde zu einem kommunalen Problem. Die Verwaltung begriff ihre Sanierungsverantwortlichkeit in erster Linie in den Tätigkeiten Ankauf und Abriß der heruntergekommenen Gebäude und Hofreiten. Einige ökonomisch potente Interessenten kauften im Hinblick auf spätere Spekulationsgewinne Projekte im verfallenden Kernstadtbereich auf. Ein von allen Fraktionen des Parlamentes getragenes Konzept zur Flächensanierung galt über einen langen Zeitraum als Grundlage für zukünftige Bebauungsplanung. Ankauf und Abriß von Liegenschaften, vorläufige Nutzung der abgeräumten Flächen für den ruhenden Verkehr standen auch nicht im Widerspruch zur fortschrittsorientierten Planvorstellung für eine "autogerechte Stadt".

Das neue Hessische Denkmalschutzgesetz und Bürgerprotest haben diesen Prozeß ab 1974 gestoppt und Verwaltung und kommunale Entscheidungsträger zum Umdenken veranlaßt. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung wurde das Projekt der Flächensanierung zugunsten der Objektsanierung aufgegeben. Inzwischen ist der gesamte Altstadtbereich als Sanierungsgebiet nach dem Städtebauförderungsgesetz ausgewiesen und nach einem städtebaulichen Wettbewerb die planerischen Vorbereitungen einem freien Architektenteam übergeben worden. Offensichtlich wagt nun keiner mehr, sich der Erhaltung der Hofheimer Altstadt zu widersetzen; Übereinstimmung über die verpflichtenden Gründe besteht allerdings nicht. Die Qualität mittelalterlicher Stadtbaukunst ist an Prinzipien gebunden, die bisher alle Veränderungen der Vergangenheit relativ ungebrochen überstanden hatten, da die Kleinstadt für die Grundstücksspekulanten des 19. Jahrhunderts nicht ergiebig war und sich die private Bautätigkeit des beginnenden 20. Jahrhunderts mehr oder weniger an der Maßstäblichkeit der historischen Bausubstanz orientiert hatte. Die prägnante Silhouettenbildung wurde mit den damals entstandenen neuen Geschäfts- und Wohnhäusern nicht wesentlich angetastet, neue städtebauliche Dominanten wie die neue evangelische Kirche ordneten sich dem vorhandenen Schema ein, das heißt, die Struktur des historischen Stadtgrundrisses blieb erhalten als Spiegel historischer Kontinuität, als Niederschlag sozialer Verhältnisse und deren Wandel. Eine Veränderung der Grundriß- und Aufrißgrößen mit Hilfe von "Substanzaustausch", wie es immer noch seitens ökonomisch orientierter Kreise gefordert wird, würde nicht nur eine Veränderung, sondern eine Unkenntlichmachung der übermittelten historischen Aussagen bedeuten.

Der Kernstadtbereich hatte sich bereits lange vor der Gebietsreform in bestimmten Abschnitten mehr und mehr zum Einkaufszentrum für mittleren Konsumbedarf entwickelt. Die Erhöhung der Einwohnerzahl durch die Zusammenlegung auf 30 000 hatte eine entsprechende Ausweitung der Infrastruktur zur Folge. Die Befürfnisse von Handel und Gewerbe nach ertragsintensiven Standorten in der Innenstadt machen immer mehr den Widerspruch zwischen den ökonomischen und den sozio-kulturellen Interessen deutlich. Bei der kommunalen Planungsbehörde werden jedoch weder die eigentlichen Ursachen für die architektonischen und sozio-kulturellen Zerstörungen analysiert, noch werden die noch vorhandenen sozialen, visuellen und symbolischen Bindungen der Bevölkerung an die alten Wohnquartiere in eine Beurteilung miteinbezogen. Die vor kurzem stattgefundene Vergabe der vorbereitenden Sanierungsplanung an ein freies Architektenteam berechtigt allerdings zu der Hoffnung, daß nunmehr auch befriedigendere vorbereitende Untersuchungen stattfinden.

Mit meiner Arbeit möchte ich aufzeigen, welche Planungs- und Sozialaufgaben sich für die Kommunalverwaltung ergeben, wenn sie entsprechend der politischen Forderung nach mehr Bürgerbeteiligung die Bedürfnisse und Wünsche der Betroffenen berücksichtigt. Die Sanierung der Altstadt wird eine Neustrukturierung der betreffenden Bevölkerung mit sich bringen, was die Gefahr beinhaltet, daß die ursprüngliche Bevölkerung zugunsten finanziell stärkerer Interessenten z.T. vertrieben wird, da die vorhandene Bevölkerungsstruktur in den Wohnvierteln hinter den vom Einzelhandel genutzten Bereichen durch die jahrelange Verunsicherung instabil und damit anfällig geworden ist, d.h., dem wirtschaftlichen Druck, der hinter den konkreten räumlichen Ausweitungsinteressen des Handelns steht, keinen Widerstand zu leisten vermag, obwohl die Qualität der angestammten

Wohnbereiche zunehmend wieder erkannt wird, nicht zuletzt durch die große Nachfrage seitens besserer Einkommensschichten. Im Verlauf der Sanierungsvorbereitungen als auch der sich als Prozeß abwickelnden Sanierung selbst können sich neue Bezüge entwickeln, die sorgfältig beobachtet und kontinuierlich sich in dem eigentlichen Sanierungsablauf umsetzen lassen müßten. Die Entscheidung, ob man Sanierung als Sozialschutz oder als Konjunkturprogramm für die heimische Wirtschaft betrachtet, liegt in erster Linie bei den kommunalen Körperschaften.

Der Gesamtbereich kulturanthropologischer Fragestellungen ist bisher auch von der Denkmalpflege kaum oder nicht berücksichtigt worden; die Entschließung des Deutschen Nationalkomitees, über den Rahmen des Europäischen Denkmalschutzjahres hinaus die Arbeit weiterzuführen auf der Basis der Denkmalschutz-Deklaration von Amsterdam vom 25. Oktober 1975 bedeutet eine offensichtliche Tendenzwende zugunsten gesellschaftspolitischer Fragestellungen. Die Amsterdamer Erklärung ist wesentlich geprägt von der Orientierung an Stadtproblemen, während der Zerstörung historischer Werte und ihrer sozio-kulturellen Einbindung auf dem Land noch wenig Aufmerksamkeit gewidmet worden war. Die Tagung von Granada im Herbst 1977 behandelte in Erkenntnis dieser Versäumnisse speziell Probleme des ländlichen Lebensraumes, wobei geschärftes Bewußtsein für ökologische Abhängigkeiten sich in der Forderung nach umfassender Wiederherstellung und Stabilisierung ausgewogener Zusammenhänge im ländlichen Bereich äußerte. Die Umsetzung dieser theoretischen Ansätze in die Praxis der Stadt- und Umlandplanung bedarf, wie es mir scheint, einer intensiven Mitarbeit seitens der Gesellschaftswissenschaften, darf nicht zu einem nur technischen Problem verstümmelt werden.

Meine Arbeitshypothesen zur Kulturanalyse der historischen Kleinstadt Hofheim am Taunus unter besonderer Berücksichtigung der die Altstadterhaltung betreffenden Fragestellungen sind folgende:

1. Die Verfallserscheinungen innerhalb der Altstadtbereiche sind in den Entwicklungen der Vergangenheit angelegt, also Ergebnisse historischer Prozesse.
2. Die Bindungen an den gegebenen Lebensraum schwinden für die Bewohner der Altstadtbereiche ähnlich wie der bauliche Verfall, der begleitende Prestigeverfall der Wohngegend, die Marginalisierung durch Wegzug der sozial Stärkeren fortgeschritten sind und die zwischenmenschlichen Beziehungen sich gelöst haben.
3. Wenn die kommunalen Planungsbehörden die Betroffenen in den Planungsprozeß miteinbeziehen und die Bedürfnisse der noch ansässigen Bewohner in den Bewertungsgrundlagen für die Nutzungs- und Bevölkerungssteuerung der zu revitalisierenden Altstadtbereiche berücksichtigen, d.h. es nicht zu einer Vertreibung der Altbewohner kommt, wird die zukünftige, vermutlich ökonomisch und sozio-kulturell heterogene Altstadtbevölkerung, auch mit Hilfe von Interaktionen im Prozeß der baulichen Wiederherstellung, ein neues kollektives Zusammengehörigkeitsverhalten und neue Bindungen an das bauliche Ambiente aufbauen können.

Ausgehend von der Erkenntnis, daß alles menschliche Handeln im Raum stattfindet, d.h. die gebaute Umwelt durch in ihr vorhandene oder in ihr fehlende Qualitäten die Qualitäten von in ihr stattfindenden Handlungen mitbestimmt, wird die Untersuchung von Raumorientierungen für mich zum zentralen Untersuchungsgegenstand. Ich benutze zur Operationalisierung meiner Hypothesen ein Raumorientierungsmodell, das Ina Maria Greverus in Differenzierung der Forschungen von Eric Cohen entwickelt hat und mit dem wir uns in der Vorbereitung zu dem z.Z. laufenden Forschungsprojekt "Ländliche Traditionsräume – Dorfsanierung", einem interdisziplinären Projekt, an dem sich Architekten der TH Darmstadt und Soziologen, Kunsthistoriker und Kulturanthropologen der Universität Frankfurt beteiligen, auseinandergesetzt haben. Ina Maria Greverus geht in ihrem Beitrag (s.o.) ausführlicher auf die verschiedenen Kategorien dieses Raumorientierungsmodells ein. In meinen eigenen Forschungen kommt es mir nicht darauf an, die geschichtlichen Abfolgen von Lebensläufen in einem bestimmten Stadtbereich aufzuzeigen, sondern das Ziel ist die Offenlegung der Abhängigkeiten geschichtlicher Prozesse untereinander.

Bedingungen und Formen des Wandlungsprozesses können von mir nicht mit Hilfe heute üblicher Befragungen in größerem Stil ermittelt werden, sondern ich bin auf die Erhebentechniken der Dokumentenanalyse, der Beobachtung und der teilnehmenden Erfahrung sowie auf Intensivinterviews angewiesen. Dabei wird, ich will hier einen Aspekt herausgreifen, vermutlich deutlich werden, daß die baulichen und sozialen Gegebenheiten in den Altstadtbereichen andere kreative und kommunikative Verhaltensmuster zur Folge haben und hatten, als in den Außenstadtbereichen. In denjenigen Vierteln der Altstadt, in denen die sinnlich erfahrbare Umwelt und korrelierend auch die soziale Umwelt noch relativ intakt sind, wird diese anscheinend immer noch als lebendiger Organismus begriffen und praktische und kommunikative Fähigkeiten von den Bewohnern in die Gemeinschaft eingebracht. Handwerkliche und bäuerliche Fähigkeiten haben ehemals weitgehend das Dasein der ursprünglichen Altstadtbewohner geprägt, noch weit in die Zeit der Industrialisierung hinein. Die Abwertung dieser Fähigkeiten hat nicht nur die Zuwendung der Bewohner zu ihrer gebauten Umwelt schrumpfen lassen, sondern auch die Beziehungen untereinander. Die als Möglichkeiten von Nachbarschaftshilfe erlebten individuellen Besonderheiten verloren mehr und mehr ihre zwischenmenschliche Anwendbarkeit und damit ihre integrative Bedeutung. Indem die Anwendbarkeit praktischer Kreativität als eine die gesamte Existenz umfassende Kommunikationsform verkümmerte, wurden ebenfalls Teile der gebauten Umwelt ihrer Funktionen beraubt und dem Verfall überlassen, womit der Qualitätsverfall der Wohngebiete ebenfalls beschleunigt wurde.

Die kommunale Planung hat diese Zersetzungsprozesse, von denen hier nur einer herausgegriffen wurde, eher verstärkt als aufgefangen. Statt dem – um beim Beispiel zu bleiben – Abbau von Kreativität neue Alternativen entgegenzusetzen, entstanden an den Stadträndern private öffentliche und halböffentliche Freizeitangebote, bei denen die Bedürfnisse nach aktiver Tätigkeit kanalisiert werden und sich z.T. in Gewinne für die Investoren umsetzen. Die eingeschränkten Voraussetzungen, unter denen in unserer Industriegesellschaft Arbeit stattfindet, werden damit nicht kompensiert, sondern auch für die sogenannte Freizeit verfestigt. Kreative Tätigkeiten werden entsprechend bildungsbürgerlicher Kulturvorstellungen, im Bereich der kommunalen Förderungsmaßnahmen ist dies deutlich erkenn-

bar, auf bestimmte musische Tätigkeiten, wie u.a. malen und musizieren, reduziert. Diejenigen kreativen Tätigkeiten jedoch, die für die Bewohner der Altstadtbereiche entsprechend ihren Lebensbedingungen typisch waren und teilweise noch sind, d.h. von ihnen nicht nur zur Sensibilisierung ästhetischer Lebensbereiche, sondern handfest auch zur Verbesserung ihrer Lebensumstände benutzt wurden, erhalten im Hinblick auf die Revitalisierung der Stadtkernbereiche neue Bedeutung, da ohne eigenes handwerkliches Engagement die alten Bauten nicht zu retten sein werden.

Einen wesentlichen Schwerpunkt meiner Arbeit sehe ich in der Erforschung des Bereiches Bürgermitwirkung in Form der Bürgerinitiativen. Auch in Hofheim hat sich eine Bürgervereinigung gebildet, die sich für die Erhaltung der Altstadt einsetzt. Vorwiegend von Personen getragen, die nicht zu den Betroffenen zu rechnen sind, wurden bisher in einem erstaunlichen Maß Animationen ausgesendet und der öffentliche Meinungsbildungsprozeß zugunsten der Stadterhaltung vorangetrieben, daß dabei die Entfaltung der Reaktionen der betroffenen Altstadtbewohner begann und erste Ansätze für entsprechend aktive Umsetzung in eigene Problembewältigung sichtbar werden.

Eine entscheidende Berührungslinie zum Austausch von Fähigkeiten und Erkenntnissen könnte u.U. da entstehen, wo es nicht die ursprünglichen Bewohner sind, die in die sanierten Häuser einziehen, sondern andere z.T. besonders hochmotivierte Angehörige anderer Sozialschichten. Es gilt zu untersuchen, inwieweit eine Umschichtung der Nachbarschaftszusammensetzung in Bereichen, die vor der Sanierung in der sozialen Struktur kaputt waren, neue Ansätze bietet. Die Folgen dieser Berührung von bisher weitgehend getrenntem Schichtenverhalten könnten innerhalb der wiederhergestellten Quartiere das Entstehen neuer Verhaltensformen sein, was Auswirkungen auch auf das Geschichtsbewußtsein der in den Quartieren verbliebenen Bevölkerung haben könnte, die bisher offensichtlich nicht in der Lage war, die Qualität ihrer Wohnquartiere als Ausdruck ihrer eigenen geschichtlichen Existenz zu begreifen.

Ein wesentlicher Teil der Arbeit wird sich mit den Aktionen und Reaktionen der Verwaltung befassen, da die Entscheidungen der kommunalen Gremien die positive oder negative Entwicklung festschreiben werden. Die Auswirkungen von Sanierungsplanungen und Durchführungen sind bisher zu wenig erforscht. Das Städtebauförderungsgesetz – um ein Beispiel herauszugreifen – enthält Vorschriften zum sogen. Sozialplan, die im Falle einer Loslösung von einer sozialorientierten Praxis ins Gegenteil der Absichten des Gesetzgebers umschlagen können, weil die Bedingungen, unter denen die Befragungen stattfinden, bereits ein Mittel zur interessenorientierten Zerstörung überlieferter, noch erhaltener sozialer und städtebaulicher Strukturen sein können, allein durch die Art ihrer äußeren Organisation. Nach bisherigen Erfahrungen hatten ökonomische Fragen meist den Vorrang vor Fragen bezüglich immaterieller Werte, als ob die Qualität historisch gewachsener Quartiere ökonomisch so einfach faßbar wäre. Darin äußert sich meines Erachtens eine typisch bürgerliche Orientierung an Kapitalwerten, d.h., Kategorien kommen in der kommunalen Planung vorwiegend zur Anwendung, die als Instrumentarium zur Erfassung von Umweltwerten und ihren Wechselwirkungen auf das Verhalten der Bewohner und Benutzer untauglich sind. Die Planungs- und Sozialaufgaben, die sich für die kommunalen Gremien daraus ergeben können, liegen auf der Hand: Die Prioritäten müssen neu festgesetzt werden.

Die in Hofheim nunmehr in Gang kommende praktische Sanierung soll in meiner Arbeit als Prozeß beobachtet werden. Die Überprüfung der Hypothesen setzt gleichzeitig aber auch eine intensive Auseinandersetzung mit den Bedingungen voraus, unter denen die subjektive Motivation für die gesamte Arbeit gefunden wurde. Die Koppelung der persönlichen Interessen mit dem Gegenstand der Forschung müßte in den Zusammenhängen transparent gemacht werden, um die Bedingungen deutlich zu machen, unter denen bestimmte Fragestellungen zu sehen sind und die Art und Weise der Aufarbeitung stattfindet, d.h. die subjektiven Beweggründe müssen nicht nur durch Offenlegung der Ziele, sondern auch durch Offenlegung der Bedingungen der subjektiven Situation transparent und nachprüfbar gemacht werden. Kein Zweifel, daß dieser nötige Definitionsprozeß den beinahe schwierigsten Teil der Arbeit darstellen wird, was aber keineswegs sich als individuelles Problem herausstellt, sondern generell die Abhängigkeit von Zielformulierungen von jeweils persönlichen Voraussetzungen aufzeigt, die sich in Schichtenzugehörigkeit und daraus resultierendem unterschiedlichem sinnlichen Apparat etc. äußern. So wird, um ein Beispiel herauszugreifen, in dem Kapitel über die sinnlich erfahrbare Umwelt die schichtenspezifische Abhängigkeit von Wahrnehmungsmöglichkeiten dazulegen sein. Die Bestandsaufnahme der optischen Stadtgestalt, die Analyse von Raumqualitäten, die damit in Zusammenhang stehende Vielfalt von Wahrnehmungsfeldern und deren Relevanz als mitbestimmende Faktoren z.B. für Kommunikationsvorgänge, die Feststellung von Erlebniswerten als Auswirkungsbereiche von Stadtgestaltwerten, all diese Teilanalysen sind abhängig von Fragestellungen, denen notgedrungen meine eigenen schichtenspezifischen Geschichts- und Kommunikationsbegriffe zugrundeliegen. Wie weit es gelingen wird, die Zusammenhänge offen zu legen, wird sich zeigen müssen, auch, wieweit der Bogen zu weit gespannt sein mag.

Literatur

Kulturpolitische Mitteilungen 1977. Informationsdienst der Kulturpolitischen Gesellschaft EV. Bonn 1977: Zweierlei Kultur, 1 – 2.

Dieter Kramer: Kulturplanung in der Region. Vortrag im Seminar "Einführung in die Kulturökologie" Wintersemester 1977/78 am Kulturanthropologischen Institut der Universität Frankfurt, Protokoll: Max Limbacher.

Interethnische Gemeindeforschung in Siebenbürgen

ANNEMIE SCHENK

Die Untersuchung einer siebenbürgischen Gemeinde mit sächsischer und rumänischer Bevölkerung, über die im folgenden berichtet wird, führte ein Marburger Arbeitsteam unter Leitung von Ingeborg Weber-Kellermann in Zusammenarbeit mit einer rumänischen Forschungsgruppe durch, die von Mitarbeitern des Brukenhalmuseums Hermannstadt (Sibiu) und des Instituts für ethnologische und dialektologische Forschungen in Bukarest gebildet wurde. Untersuchungsort war Stolzenburg (Slimnic), ein in der Nähe von Hermannstadt gelegenes Dorf. Das Projekt diente dem Erkenntnisziel, an einem ausgewählten Beispiel soziokulturelle Wandlungserscheinungen im interethnischen Umfeld, wie sie sich im großen ganzen auch in den anderen siebenbürgisch-sächsisch-rumänischen Dörfern feststellen lassen dürften, für die Zeit von ca. 1910 bis in die Gegenwart sichtbar zu machen und zu analysieren. Im Mittelpunkt des Forschungsinteresses standen dabei Familie und Wohnen. Daß diese Thematik für die Gemeindeforschung von Relevanz ist, bedarf keiner ausführlichen Erläuterung. Allbekannt ist die Existenz von Beziehungen zwischen der Familie und den weiterreichenden sozialen Zusammenhängen. Innerhalb der Gesamtgesellschaft gewinnt die Familie ihre übertragende Bedeutung durch ihre Vermittlungsfunktion: Sie integriert das Individuum in die Sozialstruktur, indem sie ihm Einstellungen, Werthaltungen, Verhaltensmuster seiner Gruppe vermittelt und es so zum Mitglied einer Gesellschaft macht und zur Teilhabe an deren Kultur befähigt (vgl. dazu z.B. Goode 1968: 12 ff.). Bei den Siebenbürger Sachsen in Stolzenburg erscheint dieses Beziehungsgeflecht besonders dicht, weil sie als minderheitliche ethnische Gruppe in spezifischer Weise darauf ausgerichtet sind, den Fortbestand des Gruppenlebens zu sichern und seine Tradition zu bewahren. Wandlungsvorgänge im familiären Bereich bleiben dementsprechend nicht ohne Auswirkungen auf die Struktur der Gemeinde.

Der Ansatz zur Untersuchung Stolzenburgs orientierte sich an den theoretischen Überlegungen zu dem Problembereich ethnische Gruppe und interethnische Beziehungen. Die Brauchbarkeit dieser Begriffe, denen (im Anschluß an Mühlmann) "die Kategorie 'Ethnie' = 'Naturvolk' = 'vor-völkliche Gesellschaft'" zugrundeliege, wurde bezweifelt und ihre Präzisierung gefordert (Heilfurth 1977: 93). Längst aber hat die Diskussion des Begriffspaares ethnisch – interethnisch zu neuen Ergebnissen geführt (vgl. z.B. Rose 1976, Dashefsky 1976). Ethnien als offene Systeme kultureller Überlieferungen und sozialer Handlungen (Francis 1953/1954: 91 ff.) lassen sich nicht isoliert von ihren engen, oder von mehr oder weniger großer Distanz geprägten Beziehungen zu anderen ethnischen Gruppen verstehen. Andererseits kann kein System ethnischer Interaktionen die Eigenart kontaktierender Gruppen ignorieren. Da die Angehörigen ethnischer Gruppen häufig zu den Unterprivilegierten gehören, wurde – wie auch in der sich dem vorliegenden Referat anschließenden Diskussion – die These vertreten, die Existenz der Ethnien sei ausschließlich in den Klassenverhältnissen begründet. Gegen sie sprechen manche Einwände; vor allem kennt die Forschung jedoch Beispiele, die

sie widerlegen (Rose 1976: 134 f.). Allerdings ist der soziale Aspekt in den Beziehungen der ethnischen Gruppen von einer Bedeutung, die gar nicht zu überschätzen ist.

Eine Untersuchung Stolzenburgs mußte also Sachsen und Rumänen in gleichem Maß in die Erhebungen einbeziehen. Für die parallel bei beiden Bevölkerungsgruppen vorgenommenen Befragungen diente das Interview mittels eines Frageleitbogens als zentrale Technik. Die Auswahl der Informanten erfolgte gemäß der Verteilung des aufgestellten Quotenplans nach der Merkmalskombination Alter, Geschlecht, Beruf, ethnische Zugehörigkeit. Die Verwendung derselben Befragungsmethode bei beiden Untersuchungsgruppen gewährleistete die Vergleichbarkeit der jeweils gewonnenen Angaben als Basis für die Erkenntnis sozio-kultureller Wandlungerscheinungen im interethnisch geprägten Milieu.

Nach der Kontrolle des von den zwei Arbeitsgruppen gesammelten und auf rund 4000 Karteikarten übertragenen Materials auf Vollständigkeit und eventuelle Widersprüchlichkeiten standen insgesamt 187 Interviews (91 bei sächsischen und 96 bei rumänischen Gewährsleuten durchgeführt) für die Auswertung zur Verfügung. Das bedeutet, daß von allen Stolzenburgern über 17 Jahre ungefähr jeder neunte befragt worden war. Der Forschungsplanung entsprechend wurde ein Teil der Daten in der Zentralen Rechenanlage der Universität Marburg bearbeitet. Sie geben u.a. Aufschluß über:

- die Anzahl der Haushalte, in denen Alt und Jung gemeinsam wirtschaften;
- die Anzahl der Personen, die in einer Wohnung wohnen und deren Größe;
- die Form dieser Haushaltsorganisation wie auch über die Einstellung der Befragten zu dem Für und Wider der gemeinsamen Haushaltsführung;
- die Einflußnahme der Großeltern auf Erziehung und Partnerwahl der Enkel.

In Stolzenburg, das im 12. Jahrhundert in Zusammenhang mit der Ansiedlung von Einwanderern in Siebenbürgen aus dem deutschen Reich gegründet worden war, ist spätestens seit 1712 ein größerer rumänischer Bevölkerungsteil nachzuweisen. Dieser betrug bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts ungefähr die Hälfte der Dorfbewohner. Gegenwärtig sind ca. 45 % der Stolzenburger Sachsen.

Bis nach dem Zweiten Weltkrieg blieb Stolzenburg eine bäuerliche Gemeinde mit einigen wenigen Handwerkern. Von seinen gegenwärtig rund 3100 Einwohnern waren zum Zeitpunkt der Erhebung knapp 1500 regelmäßig erwerbstätig. Davon arbeiteten mehr als ein Viertel in dem seit 1948 bestehenden Staatsgut, ein weiteres reichliches Viertel in der Kollektivwirtschaft und ungefähr 40 % waren Pendler, die meist in den Industriebetrieben in Hermannstadt beschäftigt waren. Zwar war der Anteil der in der Landwirtschaft Tätigen mit mehr als 50 % noch hoch. Aber die ökonomische Struktur des Dorfes unterliegt einem raschen Wandel, der sich besonders deutlich in der Erhöhung der Zahl der Pendler abzeichnet, die innerhalb der letzten zehn Jahre auf das Siebenfache angestiegen ist. Ihren wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen entsprechend repräsentierte die Stolzenburger sächsische und rumänische Familie einen bäuerlichen Familientypus, der durch die Bearbeitung des Bodens und die gemeinsame Haushaltsfüh-

– rung zusammengehalten wurde. Es bestand eine unmittelbare Beziehung zwischen dem engeren Familienleben und seinen ökonomischen Aspekten, die nicht voneinander zu trennen waren. In der Regel lebten mehrere Generationen unter einem Dach. Diese Mehrgenerationenfamilien waren in der überwiegenden Zahl der Fälle Dreigenerationenfamilien, in denen bei den Sachsen meist der älteste, bei den Rumänen hingegen der jüngste Sohn mit Frau und Kindern mit den Eltern zusammenlebte. In den sächsischen Familien gehörten häufig auch die jüngeren Geschwister des ältesten Sohnes zum Haushalt, wie es in diesem Familienverband im Vergleich zu dem rumänischen auch eher zu einer generationalen Erweiterung durch die Urgroßeltern kommen konnte. Bis in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg dominierte diese Form der Familie, in der alle Angehörigen unter der Autorität des Hausvaters der ersten Generation standen. Es erscheint bedeutsam, daß auch die Familienkonstellation der sächsischen ethnischen Gruppe sich in das grundsätzliche regionale Muster der familialen Organisation einfügt. Denn gerade jene Autoritätsstruktur ist sehr häufig das Charakteristikum der in Ost- und Südosteuropa verbreiteten Formen der Dreigenerationenfamilie – zumindest in älterer Zeit. Im Gegensatz dazu hält in den bäuerlichen Dreigenerationenfamilien in Mittel- und Westeuropa meist die mittlere Generation die maßgebende Position besetzt (Mitterauer 1977 : 48).

Auch nach der Auflösung der Familienwirtschaft in Rumänien leben die Stolzenburger zum guten Teil in Mehrgenerationenfamilien zusammen. Das alte Familiensystem wird einstweilen noch durch ökonomische Notwendigkeiten gestützt, sei es, daß die Jungen die Alten erhalten müssen – was bei Sachsen und Rumänen als eine starke moralische Verpflichtung gewertet wird –, oder sich das Leben für die berufstätigen Ehepaare zusammen mit den hilfeleistenden Eltern und Großeltern besser organisieren läßt. Dies belegen die folgenden Zahlen:

Von den sächsischen Gewährspersonen wohnen 60 % mit drei oder gar vier Generationen unter einem Dach. 29 % der Hausgemeinschaften bestehen nur aus Eltern und Kindern; in einigen Fällen aber sind die Kinder schon verheiratet und leben mit ihren Ehepartnern im elterlichen Haus. Bei 54 % aller befragten Sachsen wirtschaften Alt und Jung zusammen. Von den Rumänen hingegen gaben 34 % an, daß bei ihnen drei oder vier Generationen ein Anwesen gemeinsam bewohnen, bei 56 % sind es zwei Generationen. Nach diesen Auskünften leben also fast doppelt so viele Sachsen im Mehrgenerationenverband als Rumänen. Der Rückschluß auf eine unterschiedliche Festigkeit des traditionellen Familiensystems bei Sachsen und Rumänen wäre allerdings voreilig. Denn der Anteil der Bevölkerung über 70 Jahre ist bei den Sachsen mehr als doppelt so groß wie bei der rumänischen Bevölkerung. Immerhin haben auch bei 48 % Rumänen die Alten mit den Jungen einen gemeinsamen Haushalt (gegenüber 54 % bei den Sachsen).

Wenn von der Institution Familie in Stolzenburg gesagt werden kann, daß sie bis in die Gegenwart traditionell geprägt blieb, so wird mit dieser Feststellung keineswegs eine verklärende Idealvorstellung von den überkommenen Familienordnungen verknüpft. Denn deutlich treten auch die Schattenseiten dieser bäuerlichen Familienorganisation zutage. So konnten die Alten die Jungen in der gemeinsamen Wirtschaft jahrelang in Abhängigkeit halten. Wie schon gesagt, blieb bei den Sachsen meist der älteste Sohn auf dem Hof. Heirateten seine Geschwister, erhielten sie ein Stück Feld. Der verbliebene Grundbesitz wurde unter die Kinder aufge-

teilt, wenn die Eltern zu alt zur Arbeit waren. Für die Überlassung des Bodens hatten die Kinder den Eltern eine Entschädigung in Form von Naturalien zu geben; sie "bekamen in den Sack", wie man sagte. Vor allem aber oblag die Sorge für die Alten dem Erben des Anwesens. Jedoch erst nach dem Tod des Vaters erfolgte die reguläre Teilung und die Überschreibung des Besitzes im Grundbuch. Der Vater blieb Eigentümer des Hauses und des gesamten Feldes, so lange er lebte. Daraus ergab sich eine starke Abhängigkeit gegenüber dem Vater.

Bei den Rumänen übernahm der jüngste Sohn das elterliche Haus und hatte die Versorgung der alten Leute zu garantieren. Im Gegensatz zu den Sachsen, bei denen seit 1583 durch das Eigen-Landrecht festgelegt war, daß Söhne und Töchter "bewegliche und unbewegliche guetter" erbten (Eigen-Landrecht: LVII), war es bei den Rumänen Brauch, daß nur die männlichen Nachkommen in die Erbfolge eintraten. Die Mädchen wurden mit einer Aussteuer abgefunden. Sie erhielten eine Truhe – späterhin, d.h. seit den zwanziger Jahren – eine Kommode mit ihrer Kleidung und außerdem Vieh. Bei vermögendere Bauern war das in der Regel ein gespann Ochsen.

Da bei Sachsen und Rumänen die jungen Ehepaare in den Haushalt der Eltern bzw. der Schwiegereltern zogen, wurde ihnen sehr oft nicht einmal ein eigenes Zimmer zur Verfügung gestellt. Die Alten wiesen ihnen einen Platz für ihr Bett und ihre Truhe im gemeinsamen Zimmer zu. "Du bist Magd, so lange die Schwiegereltern leben", ist der bezeichnende Ausspruch einer Gewährsfrau nach ihrer Einheirat. Das frühere Abhängigkeitsverhältnis der jungen Leute hat nun sein Ende gefunden, und in manch einem Fall hat es sich sogar verkehrt, weil die älteren Leute nach Kriegsende keinen oder nur einen geringen Rentenanspruch erwerben konnten. Alten und Jungen ist dieser Wandel in hohem Maße bewußt, und er zeitigte bei beiden Altersgruppen Auswirkungen auf das Selbstwertgefühl.

Trotz der Schwierigkeiten, die im Zusammenleben der Generationen zweifelsohne auch jetzt unter veränderten Bedingungen entstehen, bejahen 43 % der sächsischen Gewährsleute die gemeinsame Wirtschaftsführung. 35 % sind dagegen, 22 % nehmen keine Stellung zu der Frage. Bei den Rumänen sind 46 % positiv, 32 % negativ dazu eingestellt, und 22 % äußern sich nicht zu dem Problem. Bemerkenswert an diesem Ergebnis ist, daß zwar 54 % der Sachsen einen Gemeinschaftshaushalt führen, aber nur 43 % diesen Zustand für befriedigend halten, 11 % also gezwungenermaßen miteinander auskommen müssen, aber nur 2 % der Rumänen diese häuslichen Verhältnisse lieber geändert sähen. (Bei ihnen wirtschaften 48 % zusammen und 46 % haben eine positive Einstellung zu dieser Art der Haushaltsführung). Als Voraussetzung für die Bejahung der Hausgemeinschaft gilt allerdings, daß sich das Beieinandersein nicht in einem Raum abspielen muß, wie es zur Zeit der bäuerlichen Familienwirtschaft so oft der Fall war. Insgesamt aber geht die Tendenz bei den jungen Gewährsleuten eindeutig dahin, die Kernfamilie anzustreben. Als Reaktion auf gesellschaftliche Wandlungsprozesse erfolgt eine, wenn auch erst zögernde Veränderung der Familienverfassung.

Die sozialen Beziehungen, die zwischen Familie und Gemeinde bestehen, zeigen sich deutlich bei Partnerwahl und Heirat, wo sich besonders die bäuerlich geprägte und in noch viel höherem Maß die ethnisch gemischte Gemeinde am Ergebnis der familialen Entscheidung interessiert zeigt. Hängt doch die Stabilität der Gemeinde

in ihrem Schichtungssystem sowie in ihrem ethnischen Gefüge wesentlich mit davon ab, wer wen heiratet. Bis vor wenigen Jahren wählten die Stolzenburger Sachsen und Rumänen ihre Ehepartner aus dem eigenen Dorf, hin und wieder noch aus der Umgebung, was aber in der Gemeinde schon auf Mißbilligung stieß. Über die Familie, mit der man sich durch eine Heirat verwandtschaftlich verband, wollte man genau im Bilde sein. Die Ablehnung der Fremden als einem unwägbareren Element im dörflichen Leben wurde in der sprichwörtlichen Redensart, daß Brot aus dem Heimatdorf besser sei als Kuchen aus der Nachbargemeinde, anschaulich wiedergegeben. Die Beschränkung auf den überschaubaren binnendörflichen Heiratskreis war aber auch schon deshalb zwangsläufig für die Stolzenburger, weil sie den ererbten Grund im Dorf zwar hätten verkaufen können, aber kaum die Aussicht bestand, sich für den Erlös in der Gemeinde des zukünftigen Ehepartners anzukaufen. Die verbindliche Maxime für die sächsischen und rumänischen Bauern war, Liegenschaften möglichst nicht zu veräußern. Heute hingegen haben viele Jugendliche ihren Arbeitsplatz in Hermannstadt, und das Pendeln hat die Kontaktmöglichkeiten vervielfältigt. Trotzdem werden immer noch viele Ehen mit Partnern aus der Heimatgemeinde geschlossen, bei den Sachsen sogar die überwiegende Anzahl. Sie werden von vielen Eltern und den meisten Großeltern eindeutig favorisiert.

Mischehen zwischen Rumänen und Sachsen sind im dörflichen Bereich Stolzenburgs immer noch sehr selten und wurden in früheren Jahren so gut wie nie geschlossen. Die älteren Gewährspersonen betrachten sie mit Reserve, manche lehnen sie strikt ab. Die jungen Leute sind gemischten Ehen nicht ganz so abgeneigt. Zwar kann keineswegs die Rede davon sein, daß für sie die ethnische Distanz aufgehoben wäre. Doch scheint das Bild, das sich die eine Gruppe von der anderen macht, bei den jungen Leuten in mancher Hinsicht vorurteilsfreier zu sein als bei ihren Eltern und Großeltern. Im Vergleich zu dem dörflichen Leben in der Vergangenheit kommt heute vielfach ein noch engerer Umgang zustande, der den Jungen intimere Kenntnisse von den Angehörigen der anderen ethnischen Gruppe als Individuen vermittelt.

Deshalb scheinen sie weniger anfällig, über die "Anderen" in den herkömmlichen Stereotypen zu urteilen, die sich häufig als Vorurteile entpuppen. Obwohl im allgemeinen die Zugehörigkeit zu verschiedenen ethnischen Gruppen für die jungen Leute keinen wesentlichen Hinderungsgrund für eine Heirat darstellt, wären jedoch die wenigsten auch bereit, eine Mischehe einzugehen. Sie halten die Schwierigkeiten, die sich aus dem Zusammenleben im Hinblick auf Sprache und Religion und vor allem auf die Integration der Kinder in diese oder jene ethnische Gemeinschaft ergeben, für schwerwiegend und vermeiden es lieber, ihre Ehe mit solchen Problemen zu belasten.

Vor 1945 spielte bei der Partnerwahl in Stolzenburg die Vermögenslage eine entscheidende Rolle. Die wohlhabenden Familien heirateten nur untereinander, und auch die kleineren Bauern achteten darauf, daß ihre Kinder einen Ehegefährten aus gleichgestelltem Haus nahmen. Geltung und Einfluß im Dorf sollten für die Zukunft gesichert und wenn möglich vermehrt werden. Der Kinderreichtum der Familien und die Erbregelung, die alle, bzw. alle männlichen Nachkommen bei der Verteilung von Grund und Boden berücksichtigte, wirkten allerdings der Konzentrierung des Grundbesitzes entgegen. Heute wird die Berufsausbildung des

jungen Mannes, aber auch die des Mädchens, bei der Partnerwahl hoch bewertet. Im Gegensatz zur Generation ihrer Großeltern jedoch ist für die jungen Leute die emotionale Bindung ausschlaggebend bei der Eheschließung.

Die im System von Familie und Gemeinde aufgetretenen Veränderungen haben die starre Ordnung gelockert und damit den Freiraum des Einzelnen erweitert. Daneben wurde der Interaktionskreis, der ehemals auf die Nachbarn und die Verwandtschaft, "die Freundschaft", wie die Sachsen sagen, im wesentlichen beschränkt blieb, durch die Verbindung zum Arbeitsplatz ausgedehnt. Eine stark integrative Funktion, gelegentlich sogar einen Integrationszwang, übt in der Gemeinde bei Sachsen und Rumänen aber nach wie vor die Institution der Nachbarschaft aus. Insgesamt zeigt sich die Identifikation der sächsischen Gewährsleute mit ihrer Gruppe ungebrochen.

Die Erhebung im Untersuchungsdorf schloß eine genaue Fixierung der Wohnverhältnisse jeder Gewährsperson ein. Anhand der Skizzen konnten die Verteilung und Ausstattung der Räume mit bäuerlichem oder modernem Mobiliar und ihre Funktion im häuslichen Leben beschrieben und mit den anderen Aussagen in Beziehung gesetzt werden. Die Entwicklung der Einrichtung und das Wohnverhalten bei den Stolzenburger Sachsen und Rumänen seit dem Ersten Weltkrieg ließ sich herausarbeiten. In den letzten Jahren ist ein Wandel in der Einstellung zum Wohnen zu bemerken. Der Wohnung wird allgemein ein viel größerer Wert beigemessen. Wer es sich irgend leisten kann, baut sein Haus um, errichtet Anbauten, modernisiert durch die Installation von Wasser- und Gasleitungen. Auch in Stolzenburg gehört heute ein modern eingerichtetes Haus zu den Mitteln, durch die sich soziale Anerkennung und Geltung in der Gemeinde erwerben lassen.

Aus der Untersuchung Stolzenburgs konnten hier nur einige Aspekte dargeboten werden. Sie will einerseits einen Beitrag zur Erforschung einer speziellen Art von Gemeinde leisten; durch die dabei notwendige komparative Betrachtung zweier ethnischer Gruppen ordnet sie sich zugleich in die Reihe der Arbeiten zur vergleichenden ethnologischen Forschung ein.

Literatur

Dashofsky, Arnold (Hrsg.)

1976 *Ethnic Identity in Society*. Chicago (Rand Mc Nally Sociology Series).

Das Eigen-Landrecht der Siebenbürger Sachsen. Unveränderte Wiedergabe des Erstdruckes von 1583. Hrsg. vom Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde. Mit einer Einführung von Adolf Laufs und Worterläuterungen von Wolfgang Bühner. München 1973.

Francis, Emerich K.

1953/ Einige Grundbegriffe zu einer Theorie der ethnischen Gebilde. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* N. F. 6, H. 1, S. 91 — 103.

Goode, William J.

1968 *Soziologie der Familie*, München, 2. unver. Aufl. (Grundfragen der Soziologie. 8).

Heilfurth, Gerhard

1977 Aspekte vergleichender Forschung. In: Günter Wiegmann, Matthias Zender, Gerhard Heilfurth: *Volkskunde. Eine Einführung*. Berlin (Grundlagen der Germanistik. 12), S. 86 — 96.

Mitterauer, Michael

1977 Der Mythos von der vorindustriellen Großfamilie. In: Michael Mitterauer, Reinhard Sieder: *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*. München 1977 (Beck'sche Schwarze Reihe. 158), S. 38 — 65.

Rose, Jerry D.

1976 *Peoples: The Ethnic Dimension in Human Relations*. Chicago (Rand Mc Nally Sociology Series).

Kleine Gemeinde zwischen Marginalität und Anpassung am Beispiel Südwestirlands

NINA HALLER VON HALLERSTEIN
MANFRED TEUFEL

Die Iren gelten – zumindest in den Augen ihrer größeren Nachbarvölker – als sehr dem *laissez-faire* zugetan, wenn nicht gar als faul. Im gleichen Atemzug spricht man von ihrer Improvisationsfähigkeit. Als der englische Reisende Croker 1824 den Süden des Landes bereiste, fand er, daß viele der unfreien Bauern merkwürdigerweise ihr Schwein am besten Platz des Hauses nämlich beim Feuer hielten. Dies war ihm völlig unbegreiflich und er meinte zu einem Bauern, es wäre doch mit wenig Umständen verbunden, einen kleinen Schuppen für das Schwein außerhalb des Hauses zu bauen. Dieser antwortete gelassen: "Das ist sicher richtig, aber wer hat denn das größte Recht im Hause zu wohnen, wenn nicht das Schwein? Ist nicht das Schwein Herr des Hauses? Zahlt uns am Ende des Jahres nicht das Schwein die Pacht an den Grundherrn?"

Diese Anekdote erhellt schlaglichtartig Verhältnisse, die es erlauben, im Sinne Pizzornos von historischer Marginalität zu sprechen (Pizzorno 1966:63). Demnach kann es in einem solchen Gebiet keinen selbsterzeugten Fortschritt geben, denn das bäuerliche Leben ist von großer Abhängigkeit geprägt. Sei es eine Abhängigkeit von den Launen der Natur oder den Launen des Grundherrn. Jeder Versuch, eine örtlich beschränkte Produktion in Gang zu bringen, ist unwirtschaftlich; statt dessen werden aus den Industriestaaten Produkte zu hohen Preisen importiert. Zu diesen Nachteilen kommt noch das alles lähmende Gefühl der Unterlegenheit, der Ohnmacht gegen die von außen kommenden Werte, die in den Zentren gebildet und mit den Produkten von dort importiert werden. Jeder Versuch, mit diesen Werten des Schöneren, Besseren, Moderneren gleichzuziehen, führt eher zu einer Schwächung des Selbstwertgefühls, denn wie Pizzorno sagt, jede Anstrengung "verbessert nur die Misere, stattet die Hölle mit Annehmlichkeiten aus" (Pizzorno 1966:60).

Was jede Selbsterzeugung des Fortschritts hemmte, war das irische Pachtsystem. Die Abgaben, zusammen mit den zu leistenden Diensten, ermöglichten keine Überschußbildung, machten eine freie Gestaltung oder gar Planung der eigenen Zukunft unmöglich. Wenn ein Bauer Modernisierungen auf seinem Hof anbrachte, hatten sie eine Erhöhung der Pacht zur Folge, denn der Hof war ja nun wertvoller geworden. Wenn der Pächter nicht bezahlen konnte, wurde er vertrieben – ein anderer wartete nur darauf, seine Stelle einzunehmen. Um 1840, so berichtete ein Augenzeuge, waren allein 300 Bauern aus unserem Untersuchungsort und seiner Umgebung an einem einzigen Morgen vertrieben worden.

Die natürlichen Gegebenheiten des Westens, insbesondere die Bodenverhältnisse, ermöglichten keine intensive Landwirtschaft. Es wurden hauptsächlich Kartoffeln angebaut, da sie den sumpfigen Boden am besten vertrugen. Dementsprechend bestand die Ernährung der Bauern aus Kartoffeln und Milch. Technisch hochwertige Produkte konnten im eigenen Lande weder entwickelt noch hergestellt werden, sie mußten aus England importiert werden.

Einen der letzten Reste der autonomen Kultur, die gälische Sprache, versuchte man in den Volksschulen, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts gegründet worden waren, zu vernichten. Gälisch war kein Lehrfach, der Unterricht wurde in englischer Sprache gehalten, gelehrt wurde englische Geschichte. Selbst die amerikanischen Auswanderungsbehörden akzeptierten nur englischsprechende Iren. Dennoch hielt sich in unzugänglichen westlichen Gebieten die gälische Sprache bis heute. Diese Gebiete sind heute Touristenattraktionen. Nun mußte der letzte Ire begriffen haben, daß Irischsein etwas schlechtes war und nur Nachteile brachte. Diese so festgeschriebene Marginalität blieb unverändert, bis sich Anfang des Jahrhunderts die Gelegenheit bot, diese rückständigen Gebiete am nationalen Fortschritt zu beteiligen.

Es waren in der Zwischenzeit verschiedene nationale Bewegungen entstanden, wie z.B. die gälische Liga, die ausgehend von der gälischen Sprache die irische Volkskultur von ihrem keltischen Ursprung her definierte und mit dieser spezifischen Volkskultur eine neue nationale Identität schaffen wollte. Diese Nationalbewegungen führten schließlich zu einem autonomen irischen Staat. Für die westlichen Gebiete bot sich eine Möglichkeit zur Demarginalisierung durch die Teilnahme an der Bildung einer neuen nationalen Identität, denn durch ihre Marginalität hatten diese Gebiete die keltische Kultur noch am meisten bewahrt. Mit einem Mal war dieser abgelegene Westen das Herz Irlands: Schriftsteller, Maler, Volkskundler fanden dort Motive für die neue Identität. Bauern aus dem Westen schrieben Bücher über ihr Leben und erregten damit großes Interesse. Die wirtschaftliche Situation verbesserte sich; so war der Viehbestand kontinuierlich gestiegen und die Farmen waren größer und rentabler geworden. Gleichzeitig jedoch zeigte der Kontakt mit den aktiven Zentren den Bewohnern des Westens ihre verbleibende wirtschaftliche Rückständigkeit deutlich. Das Fortschrittstempo der Zentren war aufgrund besserer Voraussetzungen schneller geworden und der Abstand zwischen diesen sich urbanisierenden Zentren im Osten und den kleinen Gemeinden im Westen vergrößerte sich. Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts finden wir die neuen Qualitäten des Landlebens, die uns in den Literaturen von Synge, O'Sullivan und Pat Mullen als von alter Folk-tradition, großer Geselligkeit und Lebendigkeit beschrieben werden. Es ist bemerkenswert, daß in diesen Gebieten, die von jeher zu dicht besiedelt waren, eine vom Staat finanziell geförderte Emigration zu jener Zeit nicht in Gang kam. Umso entsetzter war die Regierung darüber, wie sich nach dem zweiten Weltkrieg die westlichen Gebiete plötzlich entvölkerten. Die Gründe waren, wie eine Kommission feststellte, in dem Gefühl einer Verarmung und Benachteiligung der Bauern gegenüber den Städten zu finden. Erstaunlich war, daß sie hauptsächlich in die Städte abwanderten und nicht mehr ausschließlich ins Ausland. Keine noch so große Unterdrückung und Armut hatte es bisher in der irischen Geschichte erreicht, daß der irische Bauer seinen "way of life" aufgegeben hätte.

Nach Greverus kann eine solche Isoliertheit und Identitätslosigkeit einer Armutspopulation im System der herrschenden Kultur und der Versuch der Herausbildung einer eigenen Identität entscheidend für eine Subkultur der Armut sein. (Greverus 1978).

Hinausgehend über beschreibende Kategorien von kulturellem Verhalten gilt es für unsere Untersuchung, entweder das "interdependente Muster eines subkulturellen

Lebensstils" herauszufinden oder festzustellen, ob es sich um einzelne subkulturelle Züge handelt (Greverus 1978). Aufgrund unserer bisherigen unsystematischen Beobachtungen scheint kein geschlossenes subkulturelles System vorhanden zu sein. Vielmehr sind es die aus Marginalität entstandenen Situationszwänge, die subkulturelle Identität hervorrufen. Bei der Bewältigung dieser Situationszwänge zeigen sich Einzelmerkmale von Subkultur, ebenso wie Anpassungserscheinungen an die Mittelklassennormen der Großstadt. In Anlehnung an Albrechts Merkmalkatalog von der Kultur der Armut (Albrecht 1969:438) können wir für unsere Gemeinde feststellen: das Verhalten gegenüber Repräsentanten des Staates ist von Mißtrauen geprägt. So ist zum Beispiel der Fischereinspektor, der die Gewässer gegen illegales Befischen schützt, unbeliebt. Die Anweisungen des Arztes, der als offizielle Person empfunden wird, werden aus Mißtrauen nicht befolgt. Es herrschen sehr beengte Wohnverhältnisse, die keine Privatsphäre gestatten – sechs Kinder schlafen in drei Betten; eine fatalistische Lebenseinstellung, die sich in Trunksucht oder in der Vernachlässigung der Landwirtschaft äußert. Es besteht eine Affinität zu illegalen Organisationen oder Handlungen.

Gleichzeitig finden wir immer mehr Familien, deren Orientierung an Mittelklassennormen sich zeigt, indem sie sehr sauber sind, ein Sparkonto besitzen, ihre Kleider und Möbel in der Kreishauptstadt kaufen statt im Gebrauchtwarenladen, größeren Wert auf die Ausbildung auch der Töchter legen und gute Staatsbürger sind. Es ließen sich noch einige Merkmale der subkulturellen Bewältigung wie der Anpassung aufzählen.

Wenn wir davon ausgehen, daß sich ein traditionelles Bauerntum bis in unser Jahrhundert erhalten hatte, und wenn wir mit König der Meinung sind, daß über "der Gemeinde globale Gesellschaften höherer Ordnung stehen", daß dem "konkreten Menschen" aber trotzdem "gesellschaftliches Leben außerhalb der Familie zuerst an der Gemeinde zum anschaulichen Erlebnis wird" (König 1972:7), so müssen wir uns fragen, wie sieht angesichts der oben beschriebenen Tatsachen dieses gesellschaftliche Leben in der kleinen Gemeinde aus, und an welcher Stelle des "rural-urban continuum" steht diese Gemeinde? Zur Beantwortung dieser Frage möge uns die Theorie von der kleinen Gemeinde, wie sie von R. Redfield entworfen wurde, als konzeptives Modell dienen. Danach ist die kleine Gemeinde abgegrenzt d.h. sie unterscheidet sich charakteristisch von anderen Gemeinden durch ihre Solidarität, die sich im "Wir-Gefühl" der Mitglieder ausdrückt. Sie ist klein und überschaubar, das interaktive Verhalten ihrer Mitglieder ist von persönlichen Beziehungen geprägt. Sie ist homogen, die Aktivitäten und das geistige Niveau innerhalb einer Altersgruppe sind gleich. Die Tradition wird von allen mehr oder weniger akzeptiert, das Abweichen ist negativ sanktioniert. Sie ist selbstgenügsam, alles was gebraucht wird, wird selbst hergestellt, alles was selbst hergestellt wird, wird selbst verbraucht. Nicht zu vergessen ist der informale Charakter dörflicher Organisation und die relative Autonomie gegenüber der übergeordneten Gesellschaft. Wieviel von diesem idealtypischen Bild auf unsere Gemeinde in Vergangenheit und Gegenwart zu übertragen ist, wird die Dokumentenanalyse und die Felderhebung zeigen müssen.

In marginalen Zonen verliert die kleine Gemeinde an Autonomie, denn die "Organisation des kapitalistischen Systems macht ihre Isolation und Selbstgenügsamkeit überflüssig" (Pizzorno 1966:65). Es ist die Tendenz eines jeden Staates,

das Niveau strukturschwacher Gebiete auf das der Gesamtgesellschaft zu heben. Diese Maßnahmen ziehen aber tatsächlich eine Usurpation der kleinen Gemeinde durch den Staat nach sich, wie Boissevain (1973:12) es genannt hat. Eine sich zentralisierende Bürokratie und staatliche Institutionen übernehmen die Funktionen, wie sie bisher in der kleinen Gemeinde durch die Traditionen vorgeschrieben, die persönlichen Bindungen ermöglicht und die Sanktionen gesichert waren. Ob es nun die zentrale Wasserbewirtschaftung, die allgemeine Verwaltung des Ortes – in unserem Ort gibt es keinen Bürgermeister –, die Gesundheitsfürsorge, die Zentralisierung der Polizei, ob es die Zuschüsse des Landwirtschaftsministeriums sind, die an Bedingungen geknüpft sind wie das Umwandeln von Weideland in Ackerland, ob es die Zuschüsse der Behörde für Tourismus sind, die für vorschriftsmäßig gestaltete Fassaden entlang der Hauptstraßen vergeben werden, oder ob es das Fernsehen ist, das in der Hauptstadt von Leuten dieser Hauptstadt gemacht wird und längst die gemütlichen Erzählabende am Torffeuer ersetzt hat – immer gehen die Aktivitäten von der Zentren aus und immer werden alte Funktionen überflüssig gemacht.

Dadurch erhält eigenkulturelles Verhalten immer mehr den Charakter eines Reliktes, wird die Anpassung an die von außen kommenden Normen stärker. Die Identifikation mit der Gemeinde alten Stils schwindet. Schon kann man manch Jüngeren lächeln sehen, wenn eines der bekannten Originale eine alte Befreiungsballade singt – wenn sie überhaupt in seine schmutzige Bar gehen und nicht den Touristentreff vorziehen, wo sie amerikanische Serienfilme in Farbe sehen können. Es sind insbesondere die 20-30jährigen, die für die Ferien nachhause kommen aus den Großstädten und die für die anderen den städtischen Lebensstil verlockend machen.

Die mehr oder weniger kleine, homogene, selbstgenügsame, autonome Gemeinde der peasant society wird in der arbeitsteiligen Gesellschaft aufgelöst und ihre "Gemeinschaftskultur" auf die Abhängigkeit von der herrschenden Kultur reduziert. Die Masse der Bevölkerung hat einen immer geringeren produktiven Anteil am Kulturprozeß – sie wird abhängig vom Kulturangebot der übergeordneten Gesellschaft (Greverus 1978). Die in den großen Zentren gebildeten Merkmale der "great-tradition" wie Systematik, Kritik, bewußt konservierte Tradition, die gezielt zu einer kulturellen, sozialen und ökonomischen "Meliorisierung" rückständiger Gebiete eingesetzt werden, sind ihren Eigenschaften nach denen der "little-tradition" überlegen. Diese ist ja nur Daseinsbewältigung im kleinen und erfährt keine bewußte, systematische Verfeinerung oder Verbesserung, sondern ist an das Leben der kleinen Leute gebunden. Es kann zu keinem selbsterzeugten Fortschritt kommen, da die "little-tradition" im Schwinden ist und für eine selbständige Weiterentwicklung von "great-tradition" jede Möglichkeit – von der Bildung der Mitglieder bis hin zur Infrastruktur – fehlt. Sie müssen sich mit einer "quasi-great-tradition" begnügen, Dafür hält die "great-tradition" auch vielerlei Ersatz bereit. Sei es die in klassischer Manier gemalte Bucht von Capri oder die teure Vitrine gefüllt mit Waterford Kristall, welches einst den oberen Ständen vorbehalten war oder bei den weniger begüterten Bauersfrauen Souvenirtassen auf dem Küchenbord oder sei es der verfeinerte Lebensgenuß des "Man-ißt-französisch", des "Man-fährt-nach-Mallorca" oder des "Man-hält-eine-Zeitung" – immer ist man bemüht, nur nicht zurück zu sein, irgendwie teilzunehmen an den Erfolgen, die täglich in den großen Zentren errungen werden.

Der zukünftige Grad an Marginalisierung hängt weitgehend davon ab, ob es gelingen kann, sich gegen die Usurpation des Staates zur Wehr zu setzen. Beispiele dafür gibt es in Europa. In unserem Dorf finden sich erste Ansätze wie die Gründung eines Vereins der Dorfbewohner, der sich um die Belange des Dorfes kümmern soll und der in eigener Regie einen Kindergarten und einen Jugendclub initiierte oder auch die Gründung einer bäuerlichen Genossenschaft, die teure Maschinen anschafft und Erntezeiten koordiniert.

Literatur

Günter Albrecht

1969 Die "Subkultur der Armut" und die Entwicklungsproblematik. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie: Aspekte der Entwicklungssoziologie* = Sonderheft 13. Köln: 430 – 71

Jeremy Boissevain

1973 Towards a Social Anthropology of Europe. In: *Beyond the Community*, hrsg. J. Boissevain.

Crofton Croker

1824 Researches on the South of Ireland. London.

Ina Matja Greverus

1978 Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie. München.

R. König

1972 Die Gemeinde. In: *Kölner Zeitschrift f. Soziologie und Sozialpsychologie: Soziologie der Gemeinde* = Sonderheft 1. Köln: 7 ff.

A. Pizzorno

1966 Amoral Familism and Historical Marginality. In: *International Review of Community Development*, Heft 15/16, S. 55 – 66.

R. Redfield

1955 The little Community. Chicago

E. Wakefield

1812 An Account of Ireland statistical und political. London, Vol. II.

Kongreßbände früherer Volkskundekongresse

Volkskundekongreß Nürnberg. Vorträge und Berichte. Hrsg. vom Verband der Vereine für Volkskunde e.V. durch F. Heinz Schmidt-Ebhausen (Beiheft zur Zeitschrift für Volkskunde 1959). Stuttgart 1959.
[= 11. Deutscher Volkskundekongreß].

Arbeit und Volksleben. [15.] Deutscher Volkskundekongreß 1965 in Marburg. (Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung, hrsg. von Gerhard Heilfurth und Ingeborg Weber-Kellermann, Reihe A, Bd. 4). Göttingen 1967.

Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert. Verhandlungen des 18. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Trier vom 13. bis 18. Sept. 1971. Hrsg. von Günter Wiegmann, Schriftleitung: Dietmar Sauer mann (Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im Neunzehnten Jahrhundert Bd. 5). Göttingen 1973.

Stadt-Land-Beziehungen. Verhandlungen des 19. Deutschen Volkskundekongresses in Hamburg vom 1. bis 7. Okt. 1973. Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde hrsg. von Gerhard Kaufmann. Göttingen 1975.

Direkte Kommunikation und Massenkommunikation. Referate und Diskussionsprotokolle des 20. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Weingarten. Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde hrsg. von Hermann Bausinger und Elfriede Moser-Rath (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 41. Bd.). Tübingen 1976.